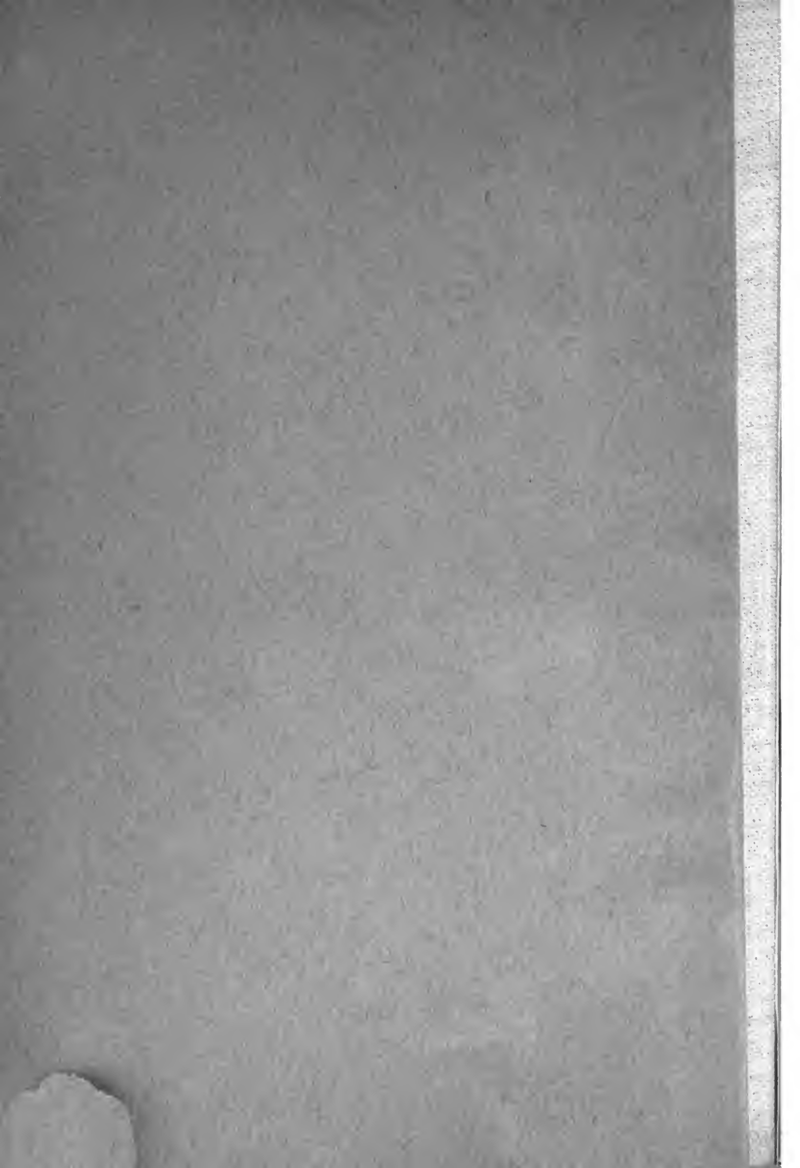

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08231624 5

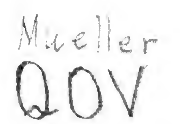




Charakterbilder

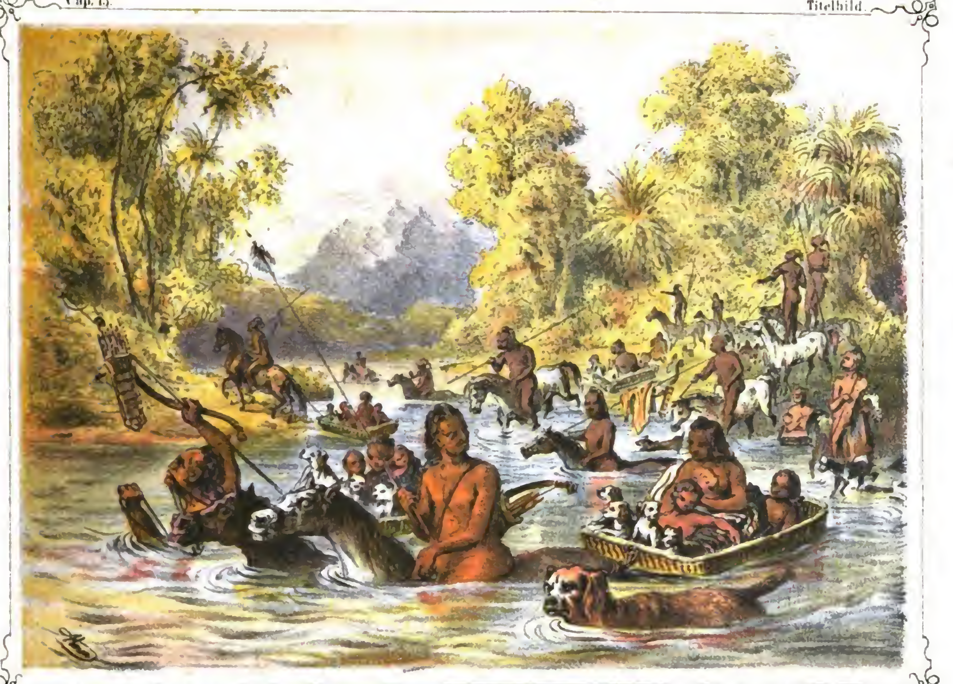
aus der

Länder- und Völkerkunde.

Man (Uncivilized)
Indians

2 att



Indianer des Gran Chaco.

Charakterbilder

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Kultur- und sittengeschichtliche Skizzen

zu Lust und Lehre für die reifere Jugend gebildeter Stände

von

Karl Müller,

Verfasser der „jungen Büffeljäger", der „jungen Pelzjäger", der „jungen Boers", der „Esperanza", der „jungen Canoéros", des „Robinson der Wildniß" u. s. w.

Mit acht Bildern in lithographischem Farbendruck

Breslau,

Verlag von Eduard Trewendt.

1865.

Vorwort.

In meinen früheren Jugendschriften habe ich meine lieben jungen Leser in fremde Zonen geführt und ihnen am Faden einer Erzählung das Natur- und Menschenleben in fernen Ländern von Nord- und Süd-Amerika und Süd-Afrika vorzuführen gesucht. In diesem Buche sollen mich meine lieben jungen Freunde zu einer Reihe von Völkern begleiten, die noch auf einer ziemlich tiefen Stufe der Kultur stehen, und deren Zustände in ihrer Ursprünglichkeit nach unseren Begriffen manchmal sonderbar und auffallend erscheinen mögen. Wenn diese Schilderungen den Beifall meiner Leser erhalten, wie ich wünsche und hoffe, so soll im künftigen Jahre ein weiterer Band solcher Charakterbilder aus dem Völkerleben folgen und besonders solche Völkerschaften umfassen, welche wir als halbcivilisirt betrachten können, und die nach unseren Begriffen gleichsam den Uebergang von der Wildheit oder Ursprünglichkeit zur Civilisation bilden, wie z. B. die Zigeuner, die Beduinen der Wüste, die Kosaken, die Morlachen, Montenegriner u. a. m., und welche durch ihre streng bewahrte Stammes-Eigenthümlichkeit ein tiefer gehendes Interesse beanspruchen dürfen.

Möge das vorliegende Buch von der männlichen Jugend gebildeter Stände und ihren Lehrern und Freunden ebenso freundlich aufgenommen werden, wie meine früheren Jugendschriften, dann bin ich reich belohnt!

Der Verfasser.

Inhalt.

I.

Die Lappen.

Wie viel thörichtes Zeug ist nicht seit dem entfernten Zeitpunkte, wo man zum ersten Mal von den Lappen oder Lappländern gesprochen hat, über diese geschwatzt und geschrieben worden! Alten Reisenden zufolge, welche wahrscheinlich die Kleidung der Lappen nicht von ihrer Person unterschieden hatten, sollten sie mit Haaren bedeckt sein wie Thiere; und einer dieser Kurzsichtigen oder allzu erfinderischen Reisenden schildert sie uns gar als Leute, die nur ein einziges Auge mitten auf der Brust haben!

Man braucht übrigens nicht erst Fabeln zu erfinden oder die Thatsachen zu übertreiben, um die Lappen interessant zu machen. Das ganze Leben dieses Volkes, seine Sitten, sein Kunstfleiß, das Land, worin es wohnt, und die Persönlichkeit des Einzelnen sind merkwürdig genug, um die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln.

Den Ursprung dieses seltsamen Exemplars des Menschengeschlechts haben sehr viele Schriftsteller zu ermitteln versucht, ohne jedoch ihre Aufgabe genügend zu lösen. Diese gründlichen Untersuchungen kümmern jedoch nur die Gelehrten und sind gewöhnlich mehr scharfsinnig als lehrreich; deßhalb wollen wir uns nicht auf dieselben einlassen; die einzige Thatsache steht fest: der Lappe ist entweder ein Ureingeborner des Landes, das er bewohnt, oder er ist

dorthin von irgendwo her eingewandert; aber was von beiden das richtigere ist, hat noch Niemand zu beweisen vermocht.

Wenn wir uns mit seinen Familienbanden zu beschäftigen oder die Aehnlichkeit zu erörtern hätten, welche der Lappe mit andern Völkerstämmen haben mag, so würden wir sagen, er sei ein Bruder oder naher Verwandter der Eskimos, der Samojeden, der Tschuktschen, kurz all' derjenigen Stämme, welche die Küsten des Eismeers bewohnen. Es liegt im Wuchs, in der Lebensweise, ja sogar in der Gesichtsbildung dieser verschiedenen Völkerstämme eine große Uebereinstimmung, und doch beweist dies noch nicht, daß sie von einem und demselben Stamme ausgegangen seien. Die Aehnlichkeit, welche sie uns darbieten, kann möglicher Weise das Ergebniß von Klima, Oertlichkeiten und Umständen sein. Die Gleichheit oder Verwandtschaft der Sprache, auf welche die Völkerkundigen so großen Werth legen, scheint uns in derartigen Angelegenheiten der unsicherste Leitfaden zu sein. Der Neger von Süd-Carolina, der blauäugige Engländer von echtem sächsischem Blut, der Irländer mit der röthlichen Haut reden alle dieselbe Sprache; wenn sie sich nun zerstreuen und ihr Idiom dennoch beibehalten, sollte dies ein Grund sein, ihnen den gleichen Ursprung zuzuschreiben? Eine Sprache, oder auch nur die gewöhnlichsten Ausdrücke in einer solchen, deuten auf eine langjährige Berührung zwischen zwei Völkern, aber noch nicht auf ihre Verwandtschaft; sie sind ein werthvoller Nachweis für Denjenigen, der ihre Geschichte schreiben will, haben aber in Beziehung auf Abstammung keinen Werth, wenn sich nicht andere charakteristische Beweise daran knüpfen.

Hinsichtlich des Lappen suchen wir unsere Aufgabe nicht darin, zu erfahren, woher er kommt, sondern wo er sich heut zu Tage befindet, und unter welchen Umständen er lebt. Nimmt man eine Karte von Europa und zieht auf derselben eine Linie vom Golf von

Kandalask im weißen Meere mitten durch die Lofoden an der Küste von Norwegen, so hat man dadurch Lappland von dem übrigen Europa abgeschnitten. Allein gleichwohl wäre diese Linie, welche Lappland nach Süden hin begrenzen würde, eine rein eingebildete, denn dieses Land hat keine wirklichen Grenzen, und die Bevölkerung, die sich darin bewegt, bildet keine Nation. Man spricht bisweilen von einem alten Königreich Lappland; allein Nichts beweist, daß es jemals vorhanden war; und falls die Bewohner dieses Reiches je einer gewissen Civilisation sich erfreuten, so ist bei den heutigen Lappen keine Spur mehr davon zurückgeblieben. Der nördliche Theil von Europa, den ihr auf der Landkarte abgegrenzt habt, ist also einfach ein Gebiet, das man Lappland nennt, weil die Lappen seine einzigen Bewohner sind. Es giebt zwar noch südlich von der oben gezogenen Linie ebenfalls echte Lappen, aber sie vermischen sich dort mit den Finnen, die einer ganz verschiedenen Race angehören.

Wir müssen zunächst diese beiden Ausdrücke erklären, denn man hat sie allgemein so miteinander verwechselt, daß es schwierig ist, sich darin zurecht zu finden. Die Bewohner von Lappland werden allerdings von den Schweden und Russen Lappen genannt, aber sie selbst geben sich den Namen Samlasch; und in Norwegen wie in Dänemark nennt man sie Finnen oder Finnländer. Aber die Menschen, die wir Finnländer nennen, sind durchaus keine Lappen und haben sogar nicht einmal eine Aehnlichkeit mit jenem Volke, welches die Norweger Finnen nennen. Der Volksstamm, welchen wir Finnen nennen, beschäftigt sich mit Ackerbau und hat daher feste Wohnsitze, während der Lappe ein Nomade ist und ein Hirtenleben führt.

Aber auch im Physischen sind sie so weit von einander verschieden, wie der Kaffer vom Buschmann. Diejenigen Finnen, welche sich tiefer nach Lappland hinein vorfinden und daselbst Colonieen

bilden, führen bei den Schweden, Norwegern, Dänen und Russen den Namen Kuenen. Jetzt, nachdem diese Frage erschöpft ist, kehren wir zu unserm kleinen Volke zurück und behalten dafür den Namen Lappen bei, unter dem es von jeher bekannt war. Das arme Volk hat kein eigenes Land mehr, wenn dieses auch Lappland heißt. Das Gebiet, welches der Lappe durchstreift, ist das Eigenthum anderer Völker, seiner mächtigen Nachbarn, die sich längst darein getheilt haben. Rußland, Schweden, Norwegen haben jedes einen Fetzen davon weggenommen, sich über ihre gegenseitigen Grenzen verständigt und dem Eingeborenen Nichts gelassen als seine Nutznießung, welche in Gestalt der Kopfsteuer noch mit einem jährlichen Tribut belastet ist. Jeder seiner neuen Herren hat dem Lappen noch überdies seine eigene Anschauungsweise vom Christenthum auferlegt; der Russe hat aus dem Lappen einen griechischen Christen, der Schwede einen Lutheraner gemacht; aber eben darum ist sein Glauben nicht ganz rein, und wenn er weit von der Grenze ist, mengt sich immer noch was Zauberei und Aberglaube darein, — mit andern Worten, wenn man den Lappen fragt, sei er Protestant oder griechischer Katholik, so kommt stets mehr oder weniger vom Götzendiener zu Tage.

Seine Lebensweise ist allerdings für Bekehrungen nicht sehr günstig, und das Land, das er bewohnt, weit mehr dazu angethan, in seinem schwachen Geiste alle Schrecken des Aberglaubens zu unterhalten. Lappland ist eine wirre Anhäufung von furchtbaren Felsenmassen und durcheinander geworfenen Bergen, deren Häupter mit Schnee bedeckt, deren Hänge von tiefen Thälern durchschnitten sind, deren Thalsohlen von einer Menge von Bächen durchrieselt werden, welche sich in die Flüsse und Seen ergießen. Manche von diesen Seen haben eine bedeutende Ausdehnung und enthalten zahlreiche Eilande, von denen der See von Enara z. B. so sehr ange-

füllt ist, daß nach dem Sprüchwort der Lappen ein Mensch nie lange genug leben könne, um sie alle zu durchlaufen. Hieraus entsteht eine Landschaft, die sehr mannichfaltig wäre ohne das Siegel der Oede, welches ihr das Klima aufprägt. Hier ist der Berg nackt bis zu seiner Schneekuppe; dort sind die Abhänge der Hügel mit Fichten und Birken bekleidet, anderwärts sind düstere Tannenwälder von ungeheuren Schluchten oder von Sümpfen unterbrochen, und allenthalben findet man große Ebenen mit einem weißen Mantel bedeckt, den man für Schnee halten würde, obschon er nur aus der Rennthierflechte besteht. In der schönen Jahreszeit schmücken sich viele Oertlichkeiten mit saftigem Grün, das gleichsam mit Blumen gestickt erscheint; die Heckenrose entfaltet hier noch ihre hübschen Blüthen, und eine Anzahl Sträucher und Halbsträucher liefern Beeren im Ueberfluß. Allein der Sommer ist sehr kurz, und an solchen Stellen, wo ein reiches Pflanzenleben sich entfaltet und der Gegend einen stillen Reiz verleiht, machen Schnaken und Bremsen das Land unbewohnbar. Kaum sind die Beeren gereift, so tritt der Winter wieder ein, und neun Monate hindurch ist Alles mit Schnee bedeckt.

Haben wir nun das Land kennen gelernt, so wollen wir auch den Menschen, der es bewohnt, genauer in's Auge fassen. Der Lappe ist nicht groß; er erreicht höchstens eine Höhe von fünf Fuß; trotzdem ist er kräftig, wenn auch nur selten wohlbeleibt. Natürlich giebt es auch Ausnahmen, im Allgemeinen ist aber der Bewohner des norwegischen Theils von höherem Wuchse, als die der übrigen Provinzen. Die Gesichtszüge des Lappen sind klein, seine Augen in die Länge gezogen, ein einfacher Schlitz, wie bei den Stämmen der mongolischen Race. Er hat vorspringende Backenknochen, einen großen Mund, ein sehr spitzes Kinn und gewöhnlich schwarze oder auch braune Haare, obschon an der Küste auch blonde nicht sehr

selten sind. Wie der Eskimo hat auch der Lappe nur wenig oder gar keinen Bart; sein Körper ist vierschrötig, eckig, schlecht gebaut, aber sehr sehnig und seine Körperkraft bedeutender, als man es bei einem so kleinen schlechtgebauten Menschen vermuthen sollte. Er ist rührig und vermag die größten Entbehrungen zu ertragen; allein er ist weit weniger behend, als man früher geglaubt hatte, denn was man für seine Geschwindigkeit im Lauf gehalten, war einfach nur seine Gewandtheit als Schlittschuhläufer.

Unser Kleiner hat kleine Füße und kleine Hände und gleicht hierin wieder dem Eskimo. Seine Stimme hat nichts männlich Klangvolles, sondern ist im Gegentheil schwach, kreischend und von geringem Umfang. Seine Hautfarbe scheint sehr braun zu sein, was aber auch vom Rauch herrühren kann, der ihn umgiebt, und worin er den größten Theil seiner Zeit zubringt. Ist er schon in physischer Beziehung wenig begünstigt, so steht er in moralischer noch tiefer; er ist ein selbstsüchtiges fühlloses Geschöpf, von düsterem, mürrischem Charakter. Für ihn ist die Ehe nur ein Gegenstand des Interesses: jede Frau ist ihm am Ende willkommen — die reichste aber ist in seinen Augen die beste, und die größten Reize wiegen ihm kein halbes Dutzend Rennthiere auf.

Gastfreundschaft ist sämmtlichen Lappen unbekannt. Die einzige Frage, die ihm ein Reisender einflößt, geht nicht dahin, wie er ihn aufnehmen soll, sondern beschränkt sich auf die Neugier, was derselbe inmitten seiner Schneefelder zu suchen habe; er beargwöhnt ihn und verschließt ihm seine Thür, wenn der Fremde nicht ein russischer oder norwegischer Händler ist, der ihm sein Pelzwerk abkaufen will. Wird ein Handel angeknüpft, so legt der Lappe darin weit mehr Schlauheit an den Tag, als man von seinem geringen Verstande erwarten sollte. An Zahlungsstatt nimmt er nur Werthgegenstände, über deren Werth er im Klaren ist; er giebt niemals

Credit und nimmt kein Papiergeld, sondern nur gute und baare Silbermünze an. Sein Mißtrauen gegen das Papiergeld ist jedoch gerechtfertigt, denn er ist damit schon vielfach betrogen worden und will sich jetzt nur vor Uebervortheilung sicher stellen.

Der Unterdrückung gegenüber ist er feig: der Fremde, sei er nun Russe oder Norweger, kann ihm Schläge, Ohrfeigen oder Fußtritte geben, er wird nur Thränen vergießen und sich nicht vertheidigen. Unter gewissen Umständen hat er aber dennoch Muth; er kämpft kaltblütig gegen die Elemente, greift ohne Furcht Bären und Wölfe an und erträgt unerhörte Strapazen. In früheren Zeiten soll er sich gar nicht vor dem Kriege gefürchtet haben; aber heut zu Tage ist er jedenfalls der friedlichste und schüchternste Mensch. Nur selten zankt er sich, und das gefürchtete norwegische Messer, das er bei sich trägt, hat noch nie Jemand verwundet. Bekommen zufälligerweise zwei Lappen Händel mit einander, so zerkratzen sie sich, stoßen sich herum, ziehen sich an den Ohren oder den Haaren, aber fügen sich nicht viel Leid zu und greifen niemals zu den Messern. Man müßte ihnen in dieser Beziehung nur Lob spenden, wenn dies Alles aus einem guten Herzen käme; allein nur aus Furcht greifen sie sich nicht heftiger an, und die Feigheit verdient nie ein Lob.

In Folge seiner schon erwähnten Fühllosigkeit kennt der Lappe weder Liebe zu seinen Eltern, noch Zärtlichkeit zu seinen Kindern. Der Sohn verläßt das elterliche Haus, sobald er die Kraft dazu hat, die Eltern kümmern sich nicht darum, was aus ihm werden kann, und treten ihre Tochter demjenigen Bewerber ab, der ihnen am meisten Branntwein dafür giebt. Dies ist die schwache Seite des Lappen. Er trinkt gerne und verwendet den größten Theil seines Gewinns auf den Trunk. Die Händler wissen dies und machen es sich zu Nutzen; sie bezahlen ihn vorzugsweise in schlechtem Branntwein, und da sie dabei ihren Vortheil finden, so wird wahrscheinlich

trotz aller Bemühung der Missionäre die Mäßigkeit noch nicht so bald unter den Tugenden des Lappen glänzen.

Die Tracht des Lappen ist eine sehr einfache und eigenthümliche. Seine Kopfbedeckung besteht aus einer großen spitzen Mütze aus dickem Wollenstoff, den er Wadmal nennt und von den Händlern eintauscht. Die Spitze dieser Mütze ist mit einer Eichel geschmückt und der Rand mit einem Streifen Rennthierfell oder Fischotterpelz besetzt, welcher zurückgeschlagen werden kann. Eine Art weiten Hemdes aus Rennthierfell mit nach außen gekehrtem Haar und ohne Taille bedeckt seinen Körper und wird um die Hüften durch einen breiten Ledergürtel festgehalten. In diesem Gürtel steckt das schon erwähnte große Messer, und an demselben hängen außerdem noch ein Tabaksbeutel aus Rennthierblase und eine kleine Tasche, welche ein Feuerzeug, eine Pfeife und einen Löffel enthält. Das Beinkleid, ebenfalls aus dem Fell von jungen Rennthieren verfertigt, reicht bis zum Knöchel herab und wird an seinem untern Theile durch die Halbstiefeln bedeckt, die sich an die Wade anschließen; die Halbstiefeln, wie die Fausthandschuhe, welche die ganze Kleidung vervollständigen, sind ebenfalls von Rennthierfell, und Hemd und Strümpfe kennt der Lappe gar nicht.

Dies ist die Männertracht; aber die der Frauen ist im wesentlichen genau dieselbe; findet irgend ein Unterschied statt, so liegt dieser in der Form der Mütze, aber der Rock, das Beinkleid, die Handschuhe und die Halbstiefeln sind absolut dieselben, und die Dame legt für die Leibwäsche eine ebenso große Geringschätzung an den Tag wie ihr Gatte. Dies ist also die Winter- und die Werktagstracht. Die Sommerkleidung unterscheidet sich ein wenig davon, namentlich bei feierlichen Gelegenheiten. An der Form wird Nichts verändert, aber das Rennthierfell wird bei dem gemeinen Volk durch das Wadmal ersetzt, und bei wohlhabenden

Leuten durch Tuch von einer mehr oder minder lebhaften Farbe, bisweilen sogar durch Scharlachroth. Der Stoff ist übrigens nicht die Hauptsache und darf zuweilen grob sein, wenn nur auf die Verzierungen immer die gehörige Sorgfalt verwendet wird. Die Mode will es einmal, daß am Rande des Rockes und der Aufschläge Einfassungen, Streifen und gestickte Leisten von Roth oder irgend einer schreienden Farbe angebracht seien; die Weiber, welche dort zu Lande die Stelle der Schneider versehen, bringen am Kragen, an den Aufschlägen und auf den Nähten hübsche Stepparbeiten und Figuren von Litzen an; und namentlich der Gürtel ist mit dünnen Blättchen von verschiedener Form, theils aus Messing, theils aus Silber, versehen; dieses Geschmeide ist beim Lappen sehr beliebt, und man muß ihm schon eine bedeutende Summe bieten, wenn er sich dieses Schmuckes entledigen soll.

Die Mütze für die festliche Tracht ist ebenfalls von schönerem Stoffe, besserem Schnitt und lebhafterer Farbe; die umgeschlagene Krempe daran ist breiter und die Eichel reicher verziert.

Bisweilen, und namentlich in den Bergen, behält der Lappe seinen Rock aus Rennthierfell das ganze Jahr, nur legt er während der Sommerhitze den Gürtel ab und läßt die Schöße fliegen. Im Winter, und namentlich beim Schlittenfahren, fügt er seiner gewöhnlichen Tracht noch einen großen Pelzkragen bei, der ihm die Schultern bedeckt und bis zum Ellbogen herabsteigt; dieser Pelzkragen ist von Bärenfell, und die daran gelassenen Tatzen des Thieres fallen als Verzierung auf die Brust herab.

Die verschiedene Beschäftigung der Lappen bedingt auch einen Unterschied in ihrer Lebensweise. Sie scheiden sich in Lappen der Küste, Lappen der Wälder und Lappen der Berge. Die Ersten bewohnen den norwegischen Theil, dehnen sich bis zum Nordkap aus und bewohnen kleine Weiler und Dörfchen an den zahlreichen

Meeresarmen und Buchten, welche in jene Küste einschneiden. Sie sind natürlich auf den Fischfang angewiesen, nähren sich vorzugsweise von Fischen und verkaufen den Ueberschuß ihrer Ausbeute an Russen, welche die getrockneten Fische bei ihnen abholen. Der Küstenlappe besitzt gewöhnlich einige Schafe, bisweilen auch eine magere Kuh, aber nur Wenige haben Rennthiere. Ihre Sitten und Lebensweise bieten gar nichts Merkwürdiges dar und stimmen mit derjenigen der meisten Fischervölker so sehr überein, daß wir sie nicht speciell zu schildern brauchen.

Der Lappe der Wälder ist weit weniger bekannt als die beiden Anderen; er bewohnt die Fichtenwälder des russischen Lapplands, errichtet daselbst Hütten, wie diejenigen des norwegischen Lappen, und besitzt einige zahme Rennthiere. Zum Ertrag seiner Heerde fügt er noch Fische hinzu, die er in den Seen und Flüssen fängt, sowie das Fleisch des Elenthiers und wilden Rennthiers, auf welche er emsig Jagd macht. Seine Hauptbeschäftigung aber ist die Jagd auf die Pelzthiere, wie den Hermelin, die kleine Vehe, den Zobel, den Dachs, den Fuchs, den Marder, den Vielfraß, den Wolf und den Bären, deren Felle ihm den besten Ertrag abwerfen. Seine Lebensweise ist also die aller Jägervölker und bedarf auch keiner ausführlichen Schilderung.

So kommen wir denn endlich an den Lappen der Berge, dessen Lebensweise sich wesentlich von derjenigen der beiden vorerwähnten Stämme unterscheidet. Der Berglappe fischt auch manchmal oder gönnt sich gelegentlich das Vergnügen einer Jagdpartie, allein entweder nur zur Zerstreuung, oder um eine Abwechslung in seine Kost zu bringen. Sein Hauptunterhalt besteht in seiner Heerde, die ihm Nahrung und Kleidung, Obdach und Gespann, kurz alle Mittel zu seinem Fortkommen liefert. Er führt

ein vollkommenes Hirtenleben, das natürlich ein unstetes Wandern und Umherziehen bedingt; im Allgemeinen ist man aber sehr im Unklaren über den Beweggrund, welcher den Lappen antreibt, seinen Wohnsitz zu wechseln. Es steht in vielen Büchern zu lesen, und meine jungen Leser glauben es wohl selbst, er wechsle seinen Wohnort nur, um neue Weideplätze aufzusuchen, wie es bei den meisten Nomaden der Fall ist. Dieser Beweggrund trifft jedoch beim Lappen gar nicht zu; er verläßt seine Thäler und Ebenen in dem Augenblick, wo die Weiden sich zu belauben, das Gras zu wachsen beginnt, wo die Blüthen sich entfalten, und beeilt sich, die trockensten und unfruchtbarsten Theile des Gebirgs zu erreichen; wenn er dem zarten Grase nachliefe, so würde er es sehr ungeschickt anstellen, denn er wendet ihm gerade den Rücken. Wir wollen ihm aber auf seinem Zuge folgen oder vielmehr sehen, was er das ganze Jahr hindurch treibt, und wir werden vielleicht den Grund ermitteln, welcher ihn zu seiner Wanderung bewegt. Damit er zunächst von seiner Heerde leben kann, muß er wenigstens 100 Rennthiere haben; hat er nur 50, so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als sie zu verkaufen, auf den nächsten besten Pachthof zu gehen und sich als Taglöhner zu verdingen, oder sich als Fischer an der Küste niederzulassen — eine grausame Alternative, die ihm durchaus nicht behagt, denn nach seiner Ansicht vergiebt er sich Etwas, wenn er sein freies Hirtenleben aufgiebt. Hat er sich jedoch seiner Heerde nicht sorgsam genug angenommen, oder zuviel Branntwein getrunken, oder sonst Unglück gehabt, so bleibt ihm keine andere Wahl. Bei einem Besitz von 100 Rennthieren kann er sich leidlich durchschlagen, wenn er etwas sparsam ist; mit 300 wird er wohlhabend, mit 500 kann er sehr gut leben, mit 1000 wird er ein reicher Mann, mit 1500 ein Millionär, und 2000 machen ihn schon zu einem großen Herrn. Aber es giebt bei den Lappen nur wenige Millionäre, ja die reichen

Leute sind sogar bei ihnen schon selten, und die meisten Heerden bestehen aus 300—500 Thieren.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch bemerken, daß es unter den Lappen gar keine Regierung, und im Gebirge nicht einmal einen organisirten Stamm giebt, sondern jeder Heerdenbesitzer ist daselbst das Haupt einer Familie, und dieser Patriarch hat nur wenig Ansehen, wenn sich unter seinem Zelte nicht auch einige erwachsene Söhne befinden. Ihr staunt wohl, daß wir von einem Zelte als dem Aufenthalt des Lappen reden, denn es fällt auf, daß ein Mensch in einem so kalten Lande unter einem Zelte von Leinwand, oder selbst von Thierfellen wohnen soll, und doch ist es so. Trotz des strengen Klima's seines Landes erbaut sich der Berglappe, der Besitzer der Rennthierheerden, keine Hütte, sondern wohnt in einem so groben und plumpen Zelte, wie man sie vielleicht bei keinem andern Volke mehr trifft. Einige junge Birkenstämme, die er in den Schnee gestoßen und am oberen Ende gegen einander geneigt hat, bilden das Gerüste eines solchen Zeltes. Dieses Gerüste wird von Wadmal, das man vom russischen oder norwegischen Händler einhandelt, bedeckt, und das ganze Gebäude ist fertig. Es hat höchstens sieben Fuß Höhe und kaum einen größeren Durchmesser. Vater, Mutter, Töchter und Söhne, zuweilen einer bis zwei Dienstboten und mehr als ein Dutzend Hunde suchen in dieser kleinen Rotunde ihr Obdach, liegen darin durcheinander und athmen so gut sie eben können. Rechnet man noch dazu den Raum ab, den ein steinerner Herd mit einem großen eisernen oder kupfernen Kessel oder Topfe einnimmt, einen Herd zur Heizung, der sich mitten im Zelte befindet, einen Schrank und ein Gerüste zur Aufbewahrung von Rennthierkäsen, geräuchertem Fleisch, Schüsseln mit Milch, Blasen mit Rennthierblut und Würsten, so wird man kaum begreifen, wie all' diese Leute in einem so kleinen Raume ihr Unterkommen finden können.

Der Winter neigt sich zu seinem Ende, das Eis auf den Bäumen (denn man ist mitten im Walde) beginnt zu schmelzen; der Schnee ist verschwunden und durch einen Teppich von grünem Gras und niedrigen Gewächsen verdrängt, der sich bald mit Blumen schmücken wird. Dies ist das Zeichen zum Aufbruch. „Welche Thorheit, in dem Augenblicke fortzuziehen, wo das Gras zu sprießen beginnt, wenn man eine Heerde zu ernähren hat!“ werdet ihr einwenden. Eure Ueberraschung ist eine sehr natürliche; allein wenn der Lappe da bliebe, wo er den Winter verbracht hat, wenn er sich hier des Frühlings freuen wollte, der den Wald in solch' lachende Farben kleidet, so könnte er, ehe zwei Monate vergehen, genöthigt sein, sich als Knecht zu verdingen oder Fischer zu werden. Der arme Mann wäre sicher ruinirt, nur noch wenige Tage, und die warme Sonne weckt alle Insekten auf oder führt sie zurück. Schwärme von Stechmücken werden sich dann auf die Rennthiere werfen, und die Rennthierbremse, Oestrus tarandi, eine abscheuliche Stechmücke, wird ihre Eier den Rennthieren in die Nase legen, aus diesen Eiern werden Würmer auskriechen, die nicht allein den armen Thieren tausend Qualen bereiten, sondern sie krank machen und vielleicht sogar umbringen würden. Die Rennthiere wissen dies wohl, und wenn der Eigenthümer sie warten ließe, würden sie mit einem Male und aus gemeinsamem Antriebe aufbrechen und sich in die Berge flüchten.

Beim Aufbruch ist gar nicht daran zu denken, daß man sich der Schlitten bediene, denn das Thauwetter hat das Land in einen wahren Morast verwandelt; auch nimmt der Lappe nur die allernothwendigsten Gegenstände mit und packt auf die stärksten seiner Rennthiere den großen Kochkessel, einige Schüsseln, etliche Teller, die Zeltdecke und die Felle, welche ihm die Stelle von Bettzeug vertreten. Die kleinen Gegenstände bringt man in Körben unter, hängt diese an Riemen und legt sie auf den Rücken der Saumrennthiere,

wo manchmal eine kleine weidengeflochtene Wiege mit einem kleinen Kinde darin das Gegengewicht eines solchen Packkorbes bildet. Ist der ganze Hausrath aufgeladen, so macht sich die Familie auf die Wanderung.

Die Reise wird eine lange sein; es finden sich zwar viele Berge in der Nachbarschaft, aber man muß die große Bergkette erreichen, welche die Küste von Norwegen beherrscht; hier allein, und noch besser auf einer der felsigen Inseln, die sich längs der Küste hinziehen, werden die Rennthiere vor den Stechfliegen sicher sein. Ueberdies ist der Besitzer der Heerde überzeugt, daß seine Thiere mindestens einmal im Jahre mehr Wasser trinken müssen, um gesund zu sein. So viel ist gewiß, daß die Rennthiere, wenn sie an der Küste ankommen, sich alsbald in's salzige Wasser stürzen und begierig dieses bittere Naß in langen Zügen trinken, was um so seltsamer ist, als man sie hernach durchaus nicht dazu bringen kann, es auch nur zu kosten. Wahrscheinlich hat dieser Trank nur den Zweck, die Bremsenlarven zu zerstören, die sich schon bei dem Rennthier entwickelt haben, und dieses verschmäht nach geschehener Heilung das Heilmittel, dessen es nun nicht mehr bedarf.

Ist der Lappe am Ziel seines Zuges angekommen, so wählt er sich einen Weidegrund; zuweilen läßt er sich im Gebirge nieder, gewöhnlich aber giebt er einem der zahlreichen Eilande, die an der Küste liegen, den Vorzug, denn hier sind seine Rennthiere nicht nur weit mehr vor den Stechfliegen geschützt, sondern er braucht sie auch nicht zu hüten. Ein solches Eiland mag vielleicht zuweilen einige tausend Schritte von der Küste entfernt liegen, aber das hat Nichts zu sagen: die Rennthiere stürzen sich in's Meer, schwimmen wie die Enten und haben die Ueberfahrt bald zurückgelegt. Hierauf schlägt man das Zelt auf, und die Sommerarbeiten beginnen; sie bestehen hauptsächlich in der Bereitung von Käse, in der Verpflegung und

Aufzucht der jungen Rennthiere und im Fischfang, der nun nöthig geworden ist.

Der Sommer ist für den Berglappen eine schlimme Jahreszeit, mit einer Menge von Strapazen und Entbehrungen verbunden; seine Heerde ist mager; würde er eines seiner Thiere schlachten, so hieße dies, sein Gut vergeuden. Der Lappe erlaubt sich kaum den Genuß von etwas Milch, die ihm sehr nothwendig ist, — nicht etwa, um Butter daraus zu machen, sondern um der Käsebereitung willen, die dem Lappen den meisten Gewinn einträgt; für seinen Käse tauscht er seinen Bedarf an Wadmal, Werkzeugen und Geräthen und hauptsächlich an Branntwein ein. Da die Händler, welche diesen Branntwein verkaufen, ganz in der Nähe sind, so ist die Versuchung für ihn um so größer; es liegen an der ganzen Nordküste von Norwegen kleine Handelsniederlassungen, die ihr Fortkommen nur durch den Einkauf von Pelzwerk, getrockneten und geräucherten Fischen, Seehundsthran, Rennthierkäsen und Rennthierfellen finden, und die für den Lappen nur eben so viele Schenken bilden. Aber der Sommer verstreicht rasch, und der Besitzer der Rennthierheerde denkt wieder an die Heimkehr in seine Berge; die Stechfliegen, Bremsen, Mücken und alle andern Insekten sind verschwunden; er kann in aller Sicherheit das Vieh nach seiner Winterwohnung zurückführen, die sein eigentlicher Wohnsitz ist. Hat er sich nach seiner Heimkehr wieder unter seinem Zelte niedergelassen, so braucht der Lappe nur seine Heerde zu hüten und für deren Unterhalt gar nicht bange zu sein. Seine Rennthiere erkennen sehr gut den Ort, wo die Rennthierflechte unter dem Schnee verborgen liegt; sie kratzen diesen mit ihren großen Hufen hinweg, finden dann ihr Lieblingsfutter, werden davon fett und ganz zur Schlachtung geeignet. Jetzt kommt die Zeit, wo ihr Herr im Ueberflusse lebt; wenn er reich ist, hat er alle Tage frisches Fleisch, und

sollte er selbst nur wohlhabend sein, so wird er doch zwei oder drei Mal in der Woche schlachten.

Der Lappe schneidet seinem Rennthier die Kehle ab, gebraucht aber dabei die eigenthümliche Vorsicht, das Messer in der Wunde stecken zu lassen, bis das Thier todt ist. Würde er es nämlich sogleich herausziehen, so würde das Blut aus der Wunde spritzen, und es liegt dem Lappen sehr viel daran, davon auch nicht einen Tropfen zu verlieren. Schon bei der Aufzählung der Gegenstände, womit der Schrank und das Gerüst im Zelte des Lappen angefüllt sind, gedachten wir der Blasen mit dem kostbaren Rennthierblute, das eines der Lieblingsgerichte des Lappen ist und daher von ihm sorgfältig aufbewahrt wird. Würde man glauben, der Lappe bleibe während der strengen Winterkälte in seinem Zelte versteckt oder an Ort und Stelle ansässig, so würde man bedeutend irren. Der Winter ist vielmehr für ihn die Zeit der Arbeit, der Bewegung und des Vergnügens; er zieht hin und her, wechselt das Lager und nimmt dabei nicht nur sein Zelt, sondern alle seine Geräthschaften und seine ganze Haushaltung mit sich. Er wählt sich eine geschützte Stelle, beseitigt den Schnee, der die Erde bedeckt, auf einem Flächenraum von dem ungefähren Durchmesser seines künftigen Zeltes und bildet aus dem aufgehäuften Schnee eine Art Wall, in welchen er die Pfähle steckt, die das Gerüst seines Zeltes bilden. Dann belegt er den Boden mit Fichtenzweigen und bildet daraus eine Art Fußboden oder Teppich, um darauf die Rennthierfelle auszubreiten, die ihm die Stelle von Matratzen, Stühlen, Tischen und Bettdecken vertreten.

Der Herd befindet sich, wie schon gesagt, mitten im Zelte, und auf der Kochplatte desselben stehen der Kochkessel und ein metallener Eimer, der die Stelle der Quelle versieht, denn er ist mit Schnee gefüllt, der hier schmelzen soll, um der Familie das nöthige

Wasser zu geben. In den dicken Wollstoff, welcher die Zeltdecke bildet, ist ein Loch eingeschnitten, das statt des Rauchfanges dient, aber seinen Dienst sehr schlecht versieht, denn die Rauchwolke, welche das Zelt erfüllt, ist so dicht, daß man die einzelnen Gegenstände in dem Zelte gar nicht unterscheiden kann.

Nur ein Lappe ist im Stande die Atmosphäre zu ertragen, welche in einem solchen Zelte herrscht; die Reisenden trotzen lieber der Kälte und schlagen ihr Lager im Freien unter einem Baume auf, anstatt sich so einräuchern zu lassen. Der Lappe selbst leidet darunter ein Wenig, denn wenn auch die Gewohnheit als zweite Natur ihm erlaubt, in diesem erstickenden Medium zu athmen, so hat er es doch noch nicht so weit gebracht, daß sich seine Augen daran gewöhnen, die roth angelaufen sind, entzündete Lider haben und unaufhörlich thränen. Dies kann jedoch möglicherweise eine andere Ursache haben; in den Hütten der Eskimos, die nur Thran brennen, giebt es weit weniger Rauch und doch ebensoviel kranke Augen; wahrscheinlich überreizt und ermüdet die blendende Weiße des Schnee's den Gesichtssinn nnd verursacht das Thränen der Augen.

Die Kochkunst der Lappen beschränkt sich auf sehr wenig: ein Stück Rennthierfleisch wird mit Wasser im Kessel zugesetzt und langsam gesotten, bis das Fleisch zart geworden ist; dies ist die Suppe, der nur noch die Gewürze und die Hülsenfrüchte, ja selbst das Salz fehlen. Ist das Fleisch gar gekocht und das Fett sorgsam von der Fleischbrühe abgenommen, so nimmt man es aus dem Kessel und richtet es auf einer großen Platte von Birkenrinde an. Jedes Glied der Familie erhält nun ein Stück von diesem gesottenen Wildpret, taucht dasselbe in das abgeschöpfte Fett, verzehrt es ohne Brod und löscht den Durst mit der Fleischbrühe, die im Kessel zurückgeblieben ist. Diese Mahlzeit ist zwar nicht sehr lecker, allein da das

Rennthier einen sehr ausgesprochenen Wildpretgeschmack hat, so ist sie doch weniger fade, als man denken sollte. Gemüse hat der Lappe nur wenig und denkt natürlich auch nicht an den Anbau von solchen; das gewöhnlichste ist die Engelwurz, Angelica Archangelica, von der er die Blätter vor der Blüthe als Salat verspeist, die jungen geschälten Stengel roh ißt und die getrocknete Wurzel kaut. Wahrscheinlich kennt der Lappe aus Erfahrung die heilkräftigen Eigenschaften dieser Pflanze, welche ein treffliches Mittel gegen den Scorbut ist, und zu der er aus Gesundheitsrücksichten seine Zuflucht nimmt; denn aus demselben Grunde verspeist er auch die Blätter des Löffelkrauts, Cochlearia danica, und des Meerrettigs, Cochlearia armoracia, welche beide Gewächse am Strande häufig vorkommen. Weniger arm ist seine Heimath an Früchten, denn jene Menge von Büschen, welche in dem Augenblicke blühen, wo er sich beeilt, den Stechmücken das Feld zu räumen, haben sich inzwischen mit Beeren bedeckt, die im Herbste nicht abfallen, sondern vielmehr unter dem Schnee noch ausreifen. Dies sind namentlich die verschiedenen Arten von Brombeeren, Steinbrombeeren, Heidelbeeren, Preißelbeeren, Moosbeeren u. s. w., die er zum Theil im Herbste sammelt, oder auch zu Ende des Winters, wenn sie durch das Thauwetter bloß gelegt werden. Er verspeist einige davon in frischem Zustande, allein weitaus die Mehrzahl davon wird von ihm in eine Art Torte verwandelt, indem er sie mit geronnener Milch vermischt, dieses Gemeng in Blasen einschließt und für eine künftige Gelegenheit aufbewahrt. Will er sich dann später daran gütlich thun, so schneidet er sich eine Schnitte von diesem Teig ab, welcher die Consistenz von Rahmkäse hat, und beißt frisch darauf los.

Ein anderer landesüblicher Leckerbissen ist Gefrorenes von Rennthiermilch, oder besser gesagt, eine Schüssel voll Milch, die in einen Eisklumpen verwandelt ist. Ein solcher ist sehr leicht herzu-

stellen, denn man braucht nur sein Gefäß mit Milch in's Freie zu bringen, damit diese sogleich gefriert, und wenn man sie dann trinken will, so genügt es, sie nur an's Feuer zu rücken.

Der Grund, warum man sie erst gefrieren läßt, um sie hernach wieder aufzuthauen, ist leicht zu begreifen; in gefrorenem Zustande läßt sich die Milch den ganzen Winter hindurch aufbewahren, und da man die Rennthiere zur Zeit der großen Kälte nicht melken kann, so ist man hierdurch in den Stand gesetzt, sich von den ersten Frösten an seinen Vorrath davon aufzubewahren. Diese gefrorene Milch bildet sogar einen Handelsgegenstand; die Händler legen einen großen Werth darauf und verstehen sich gerne dazu, ihren höllischen Branntwein gegen diesen kostbaren Artikel einzutauschen.

Die Zeit des strengen Frostes liefert dem Lappen Gelegenheit zu Ausflügen und Reisen; er begnügt sich dann in der That nicht blos die paar Wegstunden zurückzulegen, welche ihn von der kleinen Kirche trennen, die die Schweden für ihn erbaut haben, sondern er reist sogar bis zur Küste. Eine Entfernung von 20—30 deutschen Meilen schreckt ihn weder von einer Fußwanderung, noch von einer Reise im Schlitten ab. Hat er sich einmal seine Schlittschuhe untergeschnallt, so legt er eine solche Entfernung in wenigen Tagen zurück, wenn er auch unterwegs Berge, Seen und Flüsse überschreiten müßte. Kein Hinderniß kümmert ihn: Sümpfe und Felsen, Teiche und Thäler, Alles ist unter dem Schnee verschwunden; der Winter hat seine Eisbrücken über die Flüsse geschlagen, und die spiegelglatten Berghänge sind leicht zu überschreiten.

Der Lappe hat dreierlei Arten von Schlitten oder Pulkas, zweierlei für seine eigene Bequemlichkeit und die dritte für sein Gepäck. Die beiden ersteren gleichen sich sehr und unterscheiden sich nur durch eine Decke, womit die eine von ihnen versehen ist, um die Beine des Reisenden vor der Kälte zu schützen; im Uebrigen sind sie

nach Größe, Gestalt und Bespannung ganz gleich. Um euch einen Begriff davon zu machen, so vergegenwärtigt euch ein kleines Boot von 6—7 Fuß Länge, das in seinem ausgeschweiftesten Theile, nämlich am hinteren Ende, etwa zwei Fuß breit ist. Vorne läuft es beinahe in eine Spitze zu und ruht auf einem drei Zoll breiten Kiel; der Sitz ist auf dem Brette angebracht, das zugleich als Rücklehne dient, und die Verlängerung des kleinen Bootes enthält die Beine des Reisenden. An den bequemeren Schlitten ist diese Verlängerung mit Leder oder mit Pelzwerk verdeckt und gleicht so einem Boote mit halbem Verdeck. Die Händler haben keine anderen Schlitten; allein jene Decke mißfällt dem Lappen, der sie unbequem findet, weil sie ihn sowohl beim Einsteigen in den Schlitten, wie hauptsächlich beim Aussteigen hindert, wenn derselbe umgeworfen wird, was häufig begegnet.

Das Gespann besteht immer nur aus einem einzigen Rennthier, dessen Geschirr von einer primitiven Einfachheit ist. Ein Lederstreifen, der den Hals des Thieres umgiebt, vertritt die Stelle eines Kummets; am untern Theile dieses Andreaskreuzes ist eine Art lederner Brustlatz befestigt, an welchen sich ein Riemen anschließt, der zwischen den Beinen des Rennthiers durchläuft und an einen eisernen Ring am Vordertheil des Schlittens angeschnallt ist. Dieser Riemen wird durch eine Art Sattelgurt von sorgfältiger Stepparbeit und mit reicher Verzierung in seiner Lage erhalten, und die Zügel bestehen nur in einem dünnen Riemen, der mittelst einer Schleife an der linken Stange des Rennthiergeweihes befestigt ist. Das Rennthier ist so gut dressirt, daß die Stimme seines Herrn in Verbindung mit den Bewegungen, welche derselbe jenem Riemen mittheilt, zu seiner Führung hinreicht; aber das Thier ist nicht immer bei guter Laune und wendet zuweilen den mit einem starken Geweih versehenen Kopf gegen seinen Herrn, der es leiten will.

Bei einer derartigen Gelegenheit ergreift der Lappe seinen Schlitten und bedient sich seiner als Schild, um damit die Stöße des Rennthiers zu pariren, bis sich die Wuth desselben gelegt hat. Außer den Unarten des Thiers hat der Schlittenreisende noch häufig mit den Unannehmlichkeiten durch das Umschlagen seines Schlittens zu kämpfen, weil dieser nicht immer genau im Gleichgewicht bleibt und dadurch häufig umstürzt; allein dies hat wenig zu sagen. Das leichte Boot ist im Nu wieder aufgehoben, der Reisende setzt sich wieder hinein und fliegt mit Pfeilgeschwindigkeit über den Schnee dahin. Mit einem guten Rennthier legt der Lappe in einer Stunde 6—8 deutsche Meilen zurück und kann, wenn gehörig für Relais gesorgt ist, in einem Tage seine 80 Meilen weit reisen.

Die große Wichtigkeit, welche das Rennthier für den Lappen besitzt, rechtfertigt es vollkommen, wenn wir etwas ausführlicher auf die Schilderung dieses nützlichen Thieres eingehen. Das Rennthier, Cervus tarandus, entspricht an Größe unserm Damwild, hat aber einen gedrungeneren Körper und stämmige Beine, welche auf breiten Hufen ruhen, die bei jedem Schritt knackend auseinander weichen. Der Bau dieser Hufe setzt das Rennthier in den Stand, ebenso schnell über den Schnee hinzueilen, als reißende Gewässer leicht zu durchschwimmen, eine Fähigkeit, welche es mit dem schwieligen Fuße des Kameels gemein hat. Kopf und Hals des Rennthiers sind kurz und dick, Vorderbug und Schultern von massiver Stärke, als ob die Natur selbst es zum Ziehen großer Lasten auf beschwerlichen Wegen geschaffen habe. Die Farbe seines Fells ist im Sommer braun, im Winter beinahe weiß und bei den zahmen Thieren mmer etwas heller, als bei den wilden. Schon die di chte dunkle Behaarung, die unter dem Halse eine Mähne leidet, kennzeichnet das Rennthier als einen Bewohner des hohen Nordens. Männichen wie Weibchen haben Geweihe, die anfangs dünn und spitz

sind, bei zunehmendem Alter aber in breite zackige Schaufeln auslaufen. Auch diese Schaufeln des vieläſtigen Geweihes bilden eine Ausrüstung, welche dem polaren Aufenthalt des Thieres ganz angemessen ist, denn sie dienen ihm nicht nur zur Waffe, sondern auch zum Grabscheit, um im Winter die nährende Rennthierflechte, Cladonia rangiferina, unter dem Schnee hervorzuschaufeln. In Beziehung auf seine Nahrung ist das Rennthier überhaupt nicht wählerisch; im Sommer äst es sich fast von allen Gewächsen seines Vaterlandes, selbst von Schwämmen und sogar von dem giftigen Fliegenpilze, der es auf eine Weile betäubt; im Winter bilden die Flechten beinahe seine einzige Kost. Einen Stall beansprucht das Thier zu keiner Jahreszeit und kann selbst das Wasser entbehren, da es statt desselben Schnee leckt. Leichten und sicheren Fußes zieht es den Schlitten des Lappen, trägt diesen selbst, liefert ihm eine kräftige nahrhafte Milch und ein vorzügliches Fleisch; ja es ist kein Theil an diesem Thiere, bis auf Knochen und Sehnen hinaus, den der Lappe nicht zu seinem kärglichen Haushalte zu verwenden wüßte. Die Haut liefert dem Lappen Kleidung und Bett, Zelt und Schlittendecke, ja sogar das Todtenkleid. Die Zähmung und der Unterhalt des Thieres erfordern beinahe keine Mühe; es sucht den Menschen auf, schließt sich an ihn an, bleibt ihm eigen und verlangt nicht einmal einen Hüter, denn es erwehrt sich des Bären mit seinem Geweih und des Wolfs mit seinem Hufe. Es verlangt keine saftigen Wiesen, sondern die wüsten Hochebenen und Fjellen, die fürchterlichen Sümpfe, deren Decke das bittere Rennthiermoos und die Moltebeere (Rubus chamaemorus) bilden, sind sein liebster Aufenthalt, und wo nur immer jene nahrhafte Flechte die Moore, Berghänge und Felsen mit ihrem dürren weißlichen Anfluge überzieht, da weiden allenthalben die zahlreichen Heerden dieser Thiere und geben sich schon aus weiter Ferne dem Auge des Lappen als ein

wandernder Wald von Geweihen zu erkennen. Die Behendigkeit des Rennthiers ist außerordentlich, wenn auch nicht von anhaltender Dauer; klappernden Fußes jagt es über die beschneiten Flächen, stürzt steile Hänge mit Blitzesschnelle hinab, läßt sich beinahe von keinem Hinderniß in seinem Laufe aufhalten, eilt im leichtesten Sprung über einen nur halb zugefrorenen Fluß und weiß mit glücklichem Instinkte selbst im Dunkel von Nebeln und Schneestürmen seinen Weg zu finden und die steilen Abgründe zu entdecken, an denen es plötzlich Halt macht. Darum ist das Rennthier für die Wüsten des hohen Nordens dem Menschen ebenso unentbehrlich, wie das Kameel dem Bewohner der heißen Wüsten, und der Lappe ist mit seinem Unterhalt so sehr darauf angewiesen, daß er Nichts so sehr fürchtet, als die Verheerungen, welche die Rennthierbremse unter seiner Heerde anrichtet, und das Fehlschlagen der nährenden Rennthierflechte, welche den Unterhalt seiner Heerden bildet.

Der Gepäckschlitten unterscheidet sich von den beiden oben erwähnten nur durch seinen Umfang, denn er ist in jeder Hinsicht größer und so eingerichtet, daß er möglichst viele Gegenstände aufnehmen kann. Auch wird er gewöhnlich von zwei oder mehr hinter einander gespannten Rennthieren gezogen.

Der Schlittschuh oder Schneeschuh des Lappen verdient auch noch eine besondere Beschreibung; er ist ungefähr nach demselben Princip verfertigt, wie der Schneeschuh oder die Raquette des Pelzjägers im hohen Nordamerika, unterscheidet sich aber von diesem trotzdem noch auf wesentliche Weise. Die Schneeschuhe des Lappen bestehen einfach aus zwei Brettchen, die einige Zoll breit und an den Enden leicht nach aufwärts gekrümmt sind, wie die Spitze eines Holzschuhes. Das eine dieser Brettchen, welches für den rechten Fuß bestimmt ist, hat eine Länge von mehr als 6 Fuß; der linke Schneeschuh ist um einen starken Fuß kürzer. Ein breiter Leder-

riemen bindet dieses Brettchen fest an den Fuß des Schlittschuh-läufers: und wenn der Frost nun auf der Erde eine Eiskruste gebildet hat, so reist der Lappe, mit dieser seltsamen Fußbekleidung versehen, mit einer überraschenden Geschwindigkeit.

Um sich auf solchen Wanderungen zu Schlittschuh die nöthige Leitung zu geben, führt der Lappe alsdann noch eine Stange, welche in der Nähe des unteren Endes mit einer Scheibe oder einer Kugel versehen ist, damit sie nicht in den Schnee einsinkt. Es ist immer sehr schwierig, einen steilen Abhang zu erklettern; aber die Schwierigkeit wächst noch, wenn der Bergabhang so glatt ist, wie ein Spiegel; und dennoch erklimmt der Lappe mittelst seiner langen Stange, die ihm einen Stützpunkt liefert, die steilsten Abhänge dadurch, daß er sich im Zickzack an denselben hinauf arbeitet, weit leichter als man es denken sollte.

Das Heruntersteigen von einem solchen Abhang ist noch viel leichter und geschieht mit Blitzesgeschwindigkeit. Auch hier weiß sich der Lappe mit einer unfehlbaren Gewandtheit und Geschicklichkeit wieder seiner Stange zu bedienen, um Felsen und Abgründen auszuweichen.

Mit einem Wort, mag der Lappe sein Rennthier reiten oder sich von demselben im Schlitten ziehen lassen, mit welchem es mit der Behendigkeit eines Hirsches davoneilt, oder mag er auf Schlittschuhen pfeilgeschwind über Berg und Thal gleiten — immerhin erweckt er in uns jenes tiefe Interesse, das sich an den Menschen knüpft, sobald er im Kampfe mit der Natur über die Schrecken derselben gesiegt hat!

Von einem Gewerbfleiße des Lappen ist allerdings keine Rede, wie bei den meisten Nomaden. Auch hat er heut zu Tage keine äußere Veranlassung dazu, denn die Niederlassungen der Händler sind ihm sehr nahe und versehen ihn mit seinem Bedarf an Werkzeugen

zu wohlfeileren Preisen, als er sie selbst liefern könnte. Aexte, Beile und Messer, Scheeren, Nähnadeln und andere Eisen- und Stahlwaaren bilden nebst Gewehren, Pulver und Blei einen wesentlichen Theil des Tauschverkehrs der Lappen. Der Besitz von Schießgewehr ist hauptsächlich unter den Lappen des Waldes verbreitet, welche sich zur Jagd einer Kugelbüchse von sehr kleinem Caliber bedienen, wie solche auch im nördlichsten Theile von Rußland üblich sind, denn zur Jagd auf Pelzthiere ist die Schrotflinte weniger geeignet. Die Lappen der Küste und die Berglappen sind seltener mit diesen Büchsen versehen und ziehen lange Entenflinten von großem Caliber vor, weil diese zur Jagd auf Wassergeflügel bequemer und wirksamer sind. Die meisten dieser Gewehre kommen aus englischen Fabriken.

II.

Die Turkomanen.

Jeder Welttheil hat seine Nomaden-Völker. Man findet dieselben besonders häufig in Afrika, hauptsächlich im Norden des Aequators. Die beiden neuen Kontinente von Amerika und Australien haben mehr als Einen wandernden Stamm, und selbst Europa hat deren noch welche aufzuweisen, wie wir gesehen haben. Allein in Asien vorzugsweise ist dieses Wanderleben im ausgedehntesten Maßstabe üblich; dort allein sehen wir noch heut zu Tage jene zahlreichen Horden, welche zu verschiedenen Zeiten die benachbarten Länder überflutheten und auf ihren Eroberungs-Zügen sogar bis zur Donau vordrangen. Ihr kennet Alle die Einfälle der Mongolen unter Tamerlan, der Tartaren unter Dschengis-Khan und diejenigen der Türken, deren Abkömmlinge noch heut zu Tage trotz ihrer Schwäche den von ihren Vorfahren eroberten Boden behaupten.

Das Hirtenleben hat seine wirklichen Reize, zumal für träge Völker, deren Bedürfnisse es befriedigt, ohne Anstrengungen zu erfordern, oder für zuchtlose undisciplinirte Racen, denen jedes Gesetz als ein verhaßtes Joch erscheint. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Hälfte des Gebietes von Hochasien zum Ackerbau nicht geeignet ist; wir sehen dort gewaltige baum- und wasserlose

Ebenen, welche ganz das Gepräge der Wüste tragen, und die sogar in ihren wenigst unfruchtbaren und nackten Theilen dem Ackerbaue die große Mühe ihres Anbaus nicht lohnen würden. Selbst die Heerden würden dort nur ein karges Auskommen finden, wenn sie, wie die unsrigen, an diesen oder jenen Ort gefesselt wären; denn der Graswuchs hat in jenen Steppen durchaus nicht den Reichthum und die Ueppigkeit, welche die Savannen Amerika's charakterisirt, und ist insbesondere daselbst nicht so beständig. Es wäre schwierig, die Grenzen der asiatischen Nomaden festzustellen, denn eigentlich ist — wenn wir die reichen ackerbautreibenden Länder Hindostans und China's und einen kleinen Theil von Persien, Arabien und der asiatischen Türkei davon ausnehmen — ganz Asien von Hirtenstämmen bevölkert. Die Khanate von Balk, Bukhara, Khiwa und Yarkand sind eigentlich Nichts als die Oasen, die Gebiete großer, durch den Handel ernährter Städte, von denen aus man ringsum die Zelte der Hirten sieht. Das Verhältniß der Nomaden, im Vergleich zur Zahl der ansässigen Bevölkerung, wechselt je nach den Oertlichkeiten; die Zahl der ersteren überschreitet die der letzteren um ein Bedeutendes in minder fruchtbaren Gegenden, und in den Steppen, wo der Boden ganz unergiebig ist, findet man nur noch herumziehende Horden. Das ist eine ganz natürliche Sache: wenn irgendwo der Boden fruchtbar ist, so hat der Bewohner nicht nöthig, denselben zu verlassen, um anderwärts eine Weide für seinen Viehstand zu suchen; und der Mensch, der sich an Ort und Stelle seßhaft macht, baut hier ein Haus, d. h. einen festen Wohnsitz. Da nun das Nomadenleben allenthalben dasselbe ist, so ist sehr leicht begreiflich, daß es bei allen Stämmen, welche dasselbe führen, nahe verwandte oder analoge Gewohnheiten und Sitten hervorgerufen hat. Trotzdem weisen diejenigen wandernden Stämme, welche sehr verschiedenen Racen angehören, und unter welchen die Mongolen, Tur-

komanen, Tartaren, Usbeken, Kirghisen und Kalmüken die bekanntesten sind, sowohl in moralischer wie in physischer Hinsicht sehr verschiedene Charakterzüge auf. Einzelne vorzugsweise Hirtenvölker nehmen den Fremden gastfreundlich und mit Vergnügen auf; andere dagegen, wilde, plünderungssüchtige Räubervölker, halten die Fremden von sich ferne und behandeln Jeden mit Härte, der nicht von ihrer Race oder Religion ist. Wieder andere sind endlich blutdürstig und erweisen sich ebenso grausam, als die häßlichsten Wilden der anderen Welttheile. Zur letzteren Klasse zählen wir die Turkomanen, welche man überhaupt füglich als Typus dieser barbarischen Horden aufstellen kann. Ihr werdet leicht ihr Gebiet auf der Karte finden, allein die Grenzen desselben lassen sich nicht genau feststellen und sind in der Wirklichkeit auch nicht vorhanden. Würde man nach Persien gehen, so träfe man in dem ganzen nördlichen Theile desselben turkomanische Räuber und würde Gefahr laufen, von diesem abscheulichen Gesindel umgebracht oder wenigstens ausgeplündert zu werden. Dieser Landstrich ist aber nicht ihre Heimath, denn das Land der Turkomanen liegt zwischen dem kaspischen Meere und dem Aral-See, oder dem kaspischen Meer und dem Dschihoun oder Amu, dem Oxus der Alten. Die Geographie steckt die Grenze von Turkestan und Turkmanien sogar noch enger, aber wenn auch noch turkmanische Familien auf dem östlichen Ufer des Oxus vorkommen, und einzelne Stämme dieser Race auch Armenien durchstreifen, so steht es doch nicht minder fest, daß die grausamsten und raublustigsten Stämme dieses Volks zwischen dem Amu und dem kaspischen Meere umherziehen. Die Herkunft der Turkomanen wollen wir unerörtert lassen, denn die Wissenschaft ist noch nicht darüber einig, und die Behauptungen, daß sie von den Tartaren oder Mongolen abstammen, ist unerheblich, so lange die Namen dieser letzteren Völker selbst noch keine ganz bestimmt festgestellte

Bedeutung haben. Seinem Aussehen und physischen Habitus nach gleicht der Turkomane allerdings dem Tartaren sehr; er hat, wie dieser, vorspringende Backenknochen, eine Plattnase, schiefstehende Augen und einen dünnen Bart; diese Charakterzüge sind jedoch bei gewissen Stämmen ausgesprochener und allgemeiner als bei anderen und machen sich insbesondere bei den Weibern geltend. Viele Männer sind hochgewachsen und schlank und haben die regelmäßigen Züge der Perser. Vielleicht wäre es am klügsten, dieses Volk für ein Gemenge von mehreren Racen anzusehen; in allen Fällen aber bemerkt man unter ihnen, wie allerwärts, sehr verschiedene Gesichter und mancherlei Nüancen der Haut, in deren Färbung jedoch immer das Braune vorherrscht. Wie die meisten morgenländischen Trachten ist auch die der Turkomanen reich und malerisch. Die Armen tragen allerdings nur eine Art wollenes Hemd und ein kurzes Beinkleid von gleichem Stoffe, oder Einzelne ersetzen dieses Hemd durch eine Art kameelhärenen Schlafrocks, der nicht zierlicher ist; allein die Armen kleiden sich eben wie sie können und richten sich nicht nach der Mode. Die eigentliche landesübliche Tracht der höheren Klassen und aller jener, welche sich diesen Luxus erlauben können, besteht in einem Baronni oder Kleidungsstücke, welches bis unter das Knie hinabreicht, auf der Brust zugeknöpft, aber an seinem untern Theile offen ist, ein weites Beinkleid sehen läßt und durch einen Gürtel oder eine Schärpe von schreiender Farbe hervorgehoben wird. Aus einem schönen gestreiften oder rothgewürfelten seidenen oder baumwollenen Stoffe mit blauem, violettem oder grünem Grunde verfertigt, macht der Baronni immer großen Effekt. Die dazu getragene Kopfbedeckung ist eine Mütze in Gestalt eines abgestutzten Kegels, aus sogenanntem Astrakhan, d. h. aus dem Fell eines ungebornen oder neugebornen Lammes vom schwarzen Zackelschafe oder auch von rothem, grauem oder schwar-

zem Lammfell. Bisweilen wird statt dieser Mütze eine Art wattirten und abgenähten Helms getragen, welcher jedoch mehr die Tracht der Kurden und bei letzteren in allgemeinem Gebrauche ist. Hierzu kommt noch ein weiter Ueberrock aus Wollenstoff oder Kamelot, mit weiten, nur am Handgelenke geschlossenen Aermeln, welcher über dem Baronni getragen und auf der Brust geschlossen wird; dieser Reit- oder Reiserock, Schubba genannt, ist wesentlich national. Die Frauentracht zeichnet sich zunächst durch einen ganz eigenthümlichen Kopfputz, ein wahres Gebäude, aus. Es besteht aus einem hölzernen, mit Stoff überzogenen Gerüste, das einen breiten viereckigen Boden hat, wie ein Tschako, tief am Hinterhaupte getragen und mit einem Schleier oder einem grellfarbigen seidenen Tuch überbreitet wird, welche dann die untere Hälfte des Gesichts verhüllen und auf die Brust herabfallen. Der Vordertheil dieser ungeheuerlichen Haube ist mit goldenen und silbernen Pendeloquen, mit Glöckchen, mit Reihen von Zecchinen oder Knöpfen, mit Schellen und Kettchen, mit Herzchen aus Halbedelsteinen, kurz mit einer Menge Zierrathen versehen, die eher zu einem Pferdegeschirr als zu einem Frauenschmuck zu gehören scheinen. Diejenigen Frauen, welche nicht die Mittel haben, sich eine solche Haube zu verschaffen, bedecken sich den Kopf mit einem Stücke Zeug, welches so ziemlich die Gestalt der ersehnten Haube annimmt, und werfen darüber ein Taschentuch, welches den untern Theil des Gesichts verhüllt. Die Haare der Frauenzimmer sind so abgetheilt, daß sie vier Zöpfe bilden, wovon zwei zu beiden Seiten, einer vorne auf die Brust, ein andrer hinten auf die Schultern herabfällt; alle vier sind mit einer Menge Geschmeide aus Gold, Karneol, Achat oder anderen mehr oder minder kostbaren Steinen geschmückt, je nach dem Vermögen oder Stande der Trägerin.

Die übrige Tracht besteht aus einer weiten Tunica, welche bis

auf die Füße herabreicht, unter dem Kinn zugeknöpft, aber auf der Brust offen, gewöhnlich von Seide und immer von schreiender Farbe ist. Unter diesem Kleid trägt man ein weites Beinkleid und bisweilen auch ein Hemd vom selben Stoffe. Im Winter tragen die Damen darüber eine Art Ueberwurf oder Ueberrock von demselben Schnitte wie die Männer, aber aus einem gestreiften, halb seidenen, halb baumwollenen Stoff, und niemals aus Wolle. Die Fußbekleidung besteht bei beiden Geschlechtern aus einer Art Pantoffeln, wie sie die Perser tragen. Die Männer aber umwinden das Bein noch mit einer Binde, welche die Stelle der Kamaschen vertritt, und tragen unter ihren Pantoffeln lederne Socken.

Das Zelt oder vielmehr das tragbare Haus der Turkomanen unterscheidet sich von Allem, was man in dieser Art zu sehen gewöhnt ist. Es besteht aus einem Gitterwerk, dessen Latten ungefähr einen Zoll dick und 6—6½ Zoll breit sind und sich unter einem rechten Winkel kreuzen, so daß sie eine Diagonale bilden; anstatt aber genagelt zu sein, werden sie durch einen ledernen Riemen an ihrer Stelle gehalten. Es entsteht aus ihrer Gesammtheit ein Rahmen, dessen verschiedene Stücke verlängert oder verkürzt werden können, wie jene hölzernen Scheeren, auf welche man kleine Soldaten aufsteckt, die man in Kolonne vorrücken läßt, oder die man zum Carré bildet, je nachdem man die Endarme des Spielzeugs einander nähert oder von einander entfernt. Wenn dieser Rahmen aus einander gefaltet ist, umgibt er einen Raum von fünfzig bis sechzig Fuß im Umfang und bildet das Gerüste einer Seitenwand. Von seinem obern Theile aus erheben sich große Pfähle, die sich mit ihrem Ende einander nähern und die Zimmerung oder das Gerüste des Daches bilden. Man bedeckt das Ganze mit einem dichten schwarzen Gewebe aus Kameelhaar, das Nümüd heißt; ein zweites Gerüste von leichtem Holz, jedoch mit senkrechten Stäben, wird

über das Nümüd gelegt und macht das Gebäude erst fest. Oben im Dach bleibt ein großer Raum offen und erlaubt dem Rauch den Abzug und dem Tageslichte den Eintritt; bei Kälte oder Regenwetter verschließt man diese Oeffnung mittelst eines Vorhangs, und bei Sturm wird das ganze Zelt mit einer starken Stange gestützt. In den meisten Familien wird der Flur oder Fußboden des Zeltes nur bei feierlichen Gelegenheiten bedeckt; bei reichen Personen aber vertritt beständig ein hufeisenförmig geschnittenes Stück Nümüd die Stelle des Fußteppichs. Der Herd befindet sich im Mittelpunkt, und der unbedeckte Raum, welcher sich an den beiden Enden befindet, bildet eine Art Vorzimmer, worin sich die gemeinen Leute und Diejenigen niederlassen, welche ihre Fußbekleidung nicht ablegen wollen; im anderen Theile befinden sich im Gegentheil mehre Stücke Nümüd, welche Kissen bilden und worauf die vornehmeren Gäste Platz nehmen. Wenn Frauenzimmer sich unter dem Zelte befinden, so wird dieses durch eine Matte aus Schilf- oder Binsengeflecht so abgetheilt, daß ein besonderes Frauengemach dadurch entsteht. Bei den reichen Turkmanen aber haben die Frauen eigene Zelte. Säcke von Wollsammt mit Stickereien von reicher Zeichnung enthalten alle diejenigen Gegenstände, welche wir in unseren Schränken unterbringen, nämlich Kleidungsstücke, Putzartikel, Lebensmittel, Arbeiten, Werkzeuge, Rohstoffe &c., und hängen an den Zeltpfählen herum neben den Säbeln, Speeren, Lanzen, Köchern, Bogen, Pfeilen, Geräthen, Schläuchen, Pfeifen, Haushaltungsgegenständen, Geschirren u. dergl. m. Bei einigen Stämmen sind die letzteren von Holz, bei anderen von Eisen oder sonstigem Metall oder von gebranntem Thon. Man sieht oft auf der schwarzen Zeltdecke dicke Klumpen und Klöße von geronnener Milch zum Trocknen aufgestellt. Dieses Trocknen derselben geschieht absichtlich, um Vorräthe davon anzulegen, wovon man später in

Fällen des Bedarfs ein Stück abbricht und mit Wasser vermengt, wo es dann ein sehr angenehmes, leicht säuerlich schmeckendes Getränke liefert oder zur Bereitung eines berauschenden Getränkes, des sogenannten Kumiß, dient, welches auch aus saurer Pferdemilch gewonnen werden kann.

Das Lager des Stammes ist gewöhnlich so aufgestellt, daß es ein Viereck oder mindestens eine geräumige Gasse von zwei Reihen sich gegenüber liegender Zelte bildet, die wie die Häuser einer Stadt anzusehen sind. Um die Oeffnung jedes solchen Zelts herum, welche die Stelle der Thüre vertritt, sieht man dann malerische Gruppen, worin die Einen rauchen, die Anderen irgend eine häusliche Arbeit versehen und Alle mit einander plaudern.

Eine Verpfählung umgiebt die reichsten dieser fliegenden Hüttendörfer und schützt das Vieh vor kleinen Dieben.

Aber, werdet ihr fragen, worin besteht denn eigentlich die Beschäftigung der Turkomanen? Sie können doch nicht immer rauchen? Nein, das können sie allerdings nicht; sie müssen ihr Vieh hüten und melken und hauptsächlich das Lager wechseln, denn schon nach einigen Wochen, oft sogar schon nach einigen Tagen ist das Gras in der Umgebung eines solchen Lagers rein abgeweidet, und der Stamm muß abziehen, seine Zelte abbrechen, sein Gepäcke aufladen, weiter schaffen, die Wohnungen auf's Neue aufrichten, Butter und Käse machen, geronnene Milch trocknen, Kumiß bereiten, die Pferde und Kameele verpflegen, Wolle und Kameelhaar spinnen, Stricke machen, die Waffen im Stand halten, den Nümüd weben, Matten flechten, verschiedene Geschirre, Hausgeräthe und Kleider verfertigen, zu denen man die Stoffe von auswärts kauft, wie die Juwelen und Geschmeide und alle anderen Zierrathen. Allein der Raub und die Plünderung sind — zu ihrer Schande muß ich es sagen — eine der gewöhnlichsten und hauptsächlichsten

Beschäftigungen des Stammes und verlangen Vorbereitungen verschiedener Art, wie z. B. das Dressiren und Zurichten der Pferde. In diesen besteht nämlich der Hauptreichthum der Turkomanen, oder sie legen wenigstens auf diesen Theil ihres Besitzthums den größten Werth. Die turkmanische Pferderace ist in ganz Ostasien berühmt, wie das arabische Pferd in den Provinzen Westasiens. Das turkmanische Pferd hat nach unseren Begriffen von Pferde-Schönheit keine gefälligen Formen; allein die Turkomanen ziehen den Gehalt der schönen Gestalt vor, und in der That giebt es keine kräftigeren und behenderen Pferde, als die ihrigen.

Das turkmanische Pferd hat ungefähr die Größe eines gewöhnlichen englischen, ist aber länger gestreckt und erscheint sehr heruntergekommen; es hat hohe lange, hagere Beine, schlanken Hals, schweren plumpen Kopf, eine schmale Brust, einen dünnen Leib. Eigentlich würden alle diese Fehler, welche gewöhnlich nur von seiner Magerkeit herrühren, bei einer gewissen Wohlbeleibtheit verschwinden; allein das Pferd des Turkmanen darf nur selten fett werden. Acht oder zehn Tage, bevor man einen Raubzug antritt, wird das Pferd mit den Lebensmitteln beladen, welche es tragen muß; sein Herr besteigt es dann und reitet es stark mehrere Stunden lang, und jeden Tag eine Stunde und mehr noch länger als am vorigen; in demselben Verhältniß, wie sein Lauf länger dauert und größer wird, bricht man ihm auch an seinem Proviant ab und belegt es überdies die Nacht hindurch mit einem Haufen von Decken, damit es auch sein letztes Atom von Fett hinausschwitzt. Und wenn alsdann die Sehnen am Widerrist, Kreuz und den Hüften so fest geworden sind wie Marmor (wie der Turkomane zu sagen pflegt), so ist es bereit für den Dienst, welchen man von ihm erwartet. Seine Kraft und Ausdauer ist alsdann unglaublich; wie lange auch der Raubzug dauern mag, das Pferd wird ohne Ermatten Märsche

von dreißig geographischen Meilen per Tag aushalten, und zwar unter wirklichen Entbehrungen.

Diese Pferde leisten aber nicht nur durch ihre Schnelligkeit und Ausdauer ihren Herren vortreffliche Dienste, sondern sie nehmen sogar am Kampfe noch einen thätigen Antheil, sowohl indem sie gegen den Feind ausschlagen, als indem sie den Menschen oder das Thier, die sie vor sich haben, mit den Zähnen packen. Diese Sitte, worauf man sie förmlich dressirt, ist zwar für den Kampf, die Jagd und die Plünderung sehr vortheilhaft, hat aber trotzdem den Nachtheil, daß sie diese Thiere sehr bösartig macht. Außer werthvollen Reit- und Racepferden hat der Turkomane noch eine Zucht großer breitschulteriger Klepper, sogenannter Jabus, welche wohlfeiler sind als die edlen Reitpferde und daher auch den ärmern Leuten zugänglich und in größerer Anzahl verbreitet sind, als die Racepferde. Als Lastthier verwendet der Turkomane zunächst das Kameel, von welchem er drei Arten besitzt, nämlich das Dromedar oder einhöckerige, welches das behendeste, aber auch das schwächste von den Dreien ist; das gemeine zweihöckerige, welches leicht Lasten von sechs bis sieben Centnern trägt, und endlich eine Art unfruchtbarer Kreuzung aus den beiden vorigen Arten, welche zugleich weit kräftiger und sanfter ist als die beiden Racen, von denen seine Eltern abstammen. Es ist allerdings nicht so hoch, wie die beiden vorigen, hat aber derbknochige Beine, ein dichtes Haar, dessen Farbe zwischen Grau und Braun wechselt, bisweilen sogar schwarz ist und durch das krause wollige Haar an den Hüften, Schultern, dem Hals und dem Gipfel des Kopfs ein ganz phantastisches Aussehen erhält. Allein wie häßlich das Thier auch ist, so ist es doch deßhalb nicht minder kostbar und werthvoll durch seine Unermüdlichkeit und Stärke, denn es trägt seine zehn Centner Last.

Außer Kameelen, Reitpferden, Saumpferden, Ochsen und

3*

Kühen besteht der Viehstand des Turkomanen noch aus einer eigenthümlichen Art von Schafen mit dickem Fettschwanze, die er in Menge besitzt. Da diese Thiere die Bestimmung haben, in der Wüste zu leben, wo sie oft langen Fasten ausgesetzt sind, so speichern diese Schafe, wenn sie reichliche Weide finden, in jenem merkwürdigen Anhängsel einen Fettvorrath auf, welcher sie in Zeiten des Hungers ernährt oder erhält, — mit Einem Worte: jener Fettschweif ist, wie der Höcker des Kameels, eine wahre Speisekammer.

Zu Heerden gehören auch Hunde, und der Turkomane besitzt solche von mehreren Arten: große Wachthunde zur Hut der Zelte und des Viehs, welche Menschen und Thiere gegen etwaige Plünderer vertheidigen; ferner glatthaarige Hunde, halb Hühner- halb Windhunde (denn diese Nomaden sind leidenschaftliche Jäger) und langhaarige Windhunde von außerordentlicher Behendigkeit, welche den Hasen und die Antilope hetzen und einholen. Reiche Leute unter den Turkomanen lieben noch eine andere Art von Waidwerk, nämlich die Falkenjagd, und bedienen sich zu derselben einer Falkenart, welche aus Persien kommt, Gurk heißt, und mit welcher sowohl Feldhühner und Trappen als Antilopen und wilde Esel gejagt werden, welch' letztere in den Ebenen von Turkmanien in großer Menge vorkommen. Nun wird es allerdings manchem meiner Leser sehr auffallen, daß ein Falke von mittlerer Größe ein Thier vom Umfang einer Antilope oder eines Esels soll fangen können; aber dennoch ist es so, wenn es sich auch nicht um ein buchstäbliches Fangen handelt. Der Gurk ist so dressirt, daß er sich auf den Kopf des Esels stürzt, gerade zwischen dessen Augen mit seinen starken Fängen sich ankrallt, und hier angeklammert den Esel durch den gewaltigen Schlag seiner Schwingen blendet und betäubt oder verwirrt, so daß der arme Vierfüßler anhält und, weil er nicht mehr weiß, wo aus und an, unter den Pfeilen oder der Lanze des Jägers fällt.

Die Turkmanen jagen auch das Wildschwein, aber mit einem stärkern Gehülfen, denn ihre leichten Pfeile würden der dicken Schwarte dieses Thiers, des echten hircanischen Ebers, nur wenig anhaben können. Wie ihr euch wohl denken könnt, jagt ein solch' trefflicher Reiter wie der Turkmane nur zu Pferde. Er hetzt also das Wildschwein mit seinen Hunden, verfolgt es im Galopp auf allen seinen Umwegen und dreht ihm in dem Augenblicke, wo es von den Hunden von hinten gepackt und festgehalten wird, die Kruppe seines Pferdes zu, welches dann nach dem Unholde ausschlägt und ihn mit einem gut angebrachten Hufschlag niederwirft und bisweilen sogar tödtet, jedenfalls aber dem Jäger Gelegenheit giebt, das Wild mit seinem Speere vollends abzufangen. Dies bringt uns auf die Raubzüge zurück, bei denen der Turkmane an seinem Pferde einen solch' wirksamen Verbündeten und Helfershelfer findet. Diese blutigen Raubzüge sind die Hauptbeschäftigung des Turkmanen, welcher sich noch mit solchen Thaten brüstet. Sein Hirtenberuf ist für ihn nur ein untergeordneter. Die Raubzüge liefern ihm Nahrung, Kleidung und Obdach, sowie alle anderen Bedürfnisse, deren er nicht wenige hat; er will seine Heerde vermehren, reiches Geschirr für sein Pferd haben, sowie für sich und sein Weib kostbare Stoffe, Geschmeide, Putz und Zierrathen; er braucht schöne Waffen, Musketen, Dolche, Pistolen, vor Allem aber Säbel und Lanzen. Zu einem solchen Raubzuge versammeln sich alle Männer; ist er gefährlich, oder geht er in eine größere Entfernung, so vereinigen sich sogar mehrere Stämme, und die Bande zählt bisweilen tausend Köpfe. Das Ziel des Raubzugs hängt von den Feinden ab, welche man gerade für den Augenblick hat, denn zur Raublust und Habsucht gesellt sich beinahe immer eine Regung von Haß und Rachgier. Gewöhnlich richtet man jedoch die Raubzüge nach Persien, besonders nach Khorassan, dessen Städte und Dörfer

von friedlichen Leuten bewohnt sind, die man leicht berauben kann, und wo man zuweilen reichen Karawanen begegnet, welche von Teheran nach Muschid, nach Balk, Herat, Bukhara oder Kelat gehen. Wer sich aus seinen Studien der alten Geschichte noch der einstigen Größe des Perserreiches und der Tapferkeit der Perser erinnert, der wird es allerdings kaum begreiflich finden, daß eine so mächtige Nation dieser Handvoll Räuber erlaubt, ihre eigenen Dörfer und Städte zu verwüsten und ihre Kaufleute zu plündern. Allein die Tage des einstigen Ruhms sind für Persien vorbei; kaum in den mittleren Provinzen des Innern ist die Ordnung noch aufrecht zu erhalten, und die Grenzen stehen für Jeden offen, der sie bedrohen will. Die Khane der Tartaren treiben sogar ihre Habgier noch weiter und heften bereits neidische und gierige Blicke auf den Thron Nadir-Schahs.

Dies erklärt die Vorliebe, welche die Turkmanen für die ihrem Angriffe offenen Provinzen Persiens haben. Und doch ist es so leicht, ihnen Widerstand zu leisten, denn sie sind feig und greifen nur Wehrlose an, oder wenn sie selbst drei gegen Einen sind. Ihr Zug hat hat eher den Charakter der Flucht, als denjenigen eines Einfalls; sie überfallen nur das flache Land; alle Dörfer und Flecken sind mit Pfahlwerken umgeben, und der Landmann baut sich eine kleine Feste mitten in seine Felder hinein. Beim geringsten Alarm zieht sich Jeder hinter seine Mauern zurück, greift zu den Waffen und rüstet sich hinter den Schießscharten zum Widerstand. Allein es erfolgt kein Angriff; die Reitergeschwader der Räuber ziehen außerhalb der Schußweite vorüber und schleppen im Vorbeieilen die Heerden mit, welche man nicht in Sicherheit bringen konnte, und die Menschen, welche noch im Freien überrascht werden. Wenn die Turkmanen sich einer kleinen Feste nähern und sich für den Angriff derselben entscheiden, so muß sie schon die Aussicht auf



Turcomanen.

eine reiche Beute und einen sicheren Erfolg hierzu bestimmen. Es giebt alsdann ein entsetzliches Blutbad: keine Gnade und Schonung für diese Hunde, diese verhaßten Kuzzilbaschen, Rothbärte, wie sie die Perser nennen! Wer Widerstand leistet, den frißt das Schwert, oft nach entsetzlicher Folter, und alle Anderen werden als Gefangene fortgeschleppt. Allen Gefangenen bindet man die Hände auf den Rücken und einen Strick um den Hals, dessen eines Ende einen laufenden Knoten bildet, während das andere an den Schweif des Reitpferdes eines der Räuber angebunden wird. Ist dies geschehen, so setzt sich der Reitertrupp wieder in Bewegung, und der Gefangene muß so schnell laufen, wie das Pferd, wenn er nicht erdrosselt und über die Kiesel, Dornen oder Felsen des Weges hingeschleppt werden will, die ihn in Stücke zerreißen. Unter dem Eindruck dieser fürchterlichen Wahl machen die Unglücklichen unerhörte Anstrengungen, und eilen gleichsam selbst in die Gefangenschaft. Bricht die Nacht ein, so macht das Reitergeschwader der Räuber Halt; man schnürt den Gefangenen auch die Füße zusammen, legt sie neben einander und bedeckt sie mit einem Nümüd. Dies geschieht nicht, um sie vor der Kälte zu schützen, sondern einfach nur damit sie nicht entwischen können, denn zwei Männer legen sich auf den beiden Enden der Decke, welche über die Gefangenen hinausreichen, nieder, und die Räuber können ruhig schlafen, denn ihren Gefangenen ist ein Entwischen unmöglich, schon wegen der Hunde. Bei seiner Ankunft im Lager erfährt der Gefangene bald, was aus ihm werden soll; sein Herr braucht einen neuen Säbel, ein neues Kleid, ein Kameel oder ein Geschmeide: er bringt daher seinen Gefangenen nach dem nächsten besten Sklavenmarkte und vertauscht ihn gegen den gewünschten Gegenstand. Dies ist kein außerordentlicher Fall, sondern er kommt alle Tage vor, so daß von den 300,000 Unterthanen des Khans von Khiwa beinahe die Hälfte solche Sklaven

sind, welche durch die Turkomanen geraubt und verkauft wurden. Die politische Gliederung dieser Nomaden, die zugleich Räuber und Hirten sind, ist dieselbe wie bei den Beduinen Arabiens und Nordafrika's: es herrscht nämlich unter ihnen noch das Patriarchat, — jeder kleinere Stamm, der nur aus wenigen, meist unter einander verwandten Familien besteht, ist der Autorität eines Häuptlings unterworfen, der bei den Arabern Scheik oder Scheich heißt. Der Religion nach bekennen sich die Turkmanen zum Islam und gehören der fanatischesten und wildesten Sekte desselben, derjenigen der Sunniten, an. Da die Perser dagegen sich der mildern Sekte der Schiiten angeschlossen haben, so rechtfertigt dies in den Augen der Turkomanen alle Greuel, welche sie an jenen verüben. Nach dieser Schilderung wird es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Turkomanen trotz ihrer seidenen Gewänder echte und vollkommene Wilde sind.

III.

Die Bewohner der Andamanen.

Im bengalischen Meerbusen liegt eine kleine Inselgruppe, auf den Landkarten unter dem Namen der Andamanen bekannt. Die Richtung dieser Inseln erstreckt sich von Süd nach Nord, und sie bilden im Verein mit den etwas südlicher gelegenen Nicobarischen Inseln eine Art Leiter oder Reihenfolge zwischen der Insel Sumatra und der Küste des auf dem Festlande gelegenen Birmanenreiches.

Man war bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gewöhnt, anzunehmen, Groß-Andaman, die bedeutendste dieser kleinen Gruppe, bilde nur eine einzige Insel; allein man entdeckte im Jahr 1792, daß sie durch einen Kanal, welcher sie ihrer ganzen Breite nach durchschneidet, in zwei ganz getrennte Theile geschieden wird. Diese rein zufällige Entdeckung hatte sehr nachtheilige Folgen für die Unglücklichen, welche dieselbe absichtslos machten. Ein von Madras ausgelaufenes Schiff wollte den Hafen Cornwallis, wo die Engländer ein Jahr früher eine Strafkolonie angelegt hatten, mit frischen Lebensmitteln versehen. Der Kapitän wußte wohl, daß Port Cornwallis auf der Ostseite von Groß-Andaman liegt, aber die genauere Lage war ihm unbekannt; als er daher zwischen dieser letztgenannten Insel und der Küste von Birma angekommen

war, entdeckte er eine tiefe Bucht, welche in die Küste der Insel einschnitt, und hielt dieselbe irrthümlich für die Rhede, welche er suchte. Er ließ daher eine Schaluppe aussetzen und sandte einige Männer aus, um den Eingang des Hafens näher zu untersuchen.

Die Bemannung der Schaluppe bestand aus zwei Europäern und sechs Laskaren oder malayischen Matrosen, welche man vorzugsweise gerne auf den Fahrzeugen anstellt, die die Gewässer der indischen Meere befahren. Der Abend war nahe, als sie die fragliche Rhede erreichten; die Nacht brach ein, sie verirrten sich und wurden von einer Strömung ergriffen, welche sie gegen den bengalischen Meerbusen hinaustrieb. Der Nordostwind blies heftig, und trotz aller ihrer Anstrengungen wurden die Unglücklichen in den indischen Ocean hinaus verschlagen, denn dasjenige, was der Kapitän für den Eingang der Bucht gehalten hatte, war die Meerenge, welche Groß-Andaman in zwei Theile theilt.

Die Schaluppe war jetzt auf hoher See und blieb hier achtzehn Tage lang ein Spiel der Wogen und der Winde; sie war schon beinahe unter dem Aequator, mehre hundert Meilen von ihrem Ausgangspunkte entfernt, als sie von einem französischen Schiffe angerufen wurde. Es waren jedoch nur noch fünf Personen am Leben, — drei Laskaren waren verschwunden, d. h. von ihren Unglücksgefährten aufgegessen worden.

Die Strafkolonie von Port Cornwallis ward bald darauf wegen ihres ungesunden Klimas aufgegeben, denn nicht blos die Europäer, sondern auch die Sepoys oder eingeborenen indischen Soldaten starben daselbst in solch' großer Anzahl, daß man darauf verzichten mußte, dort eine Garnison zu unterhalten. Allein trotz dieses mörderischen Klimas ist der Anblick der Andamanen bei alledem ein sehr verführerischer; eine lange Kette von Bergen, welche stellenweise eine Höhe von nahezu 3000 Fuß erreicht, durchzieht sie

nach ihrer ganzen Ausdehnung, und ihre Abhänge verschwinden unter einer dichten Decke von tropischem Pflanzenwuchs.

Man könnte füglich behaupten, alle Wälder dieser Inselgruppe seien Urwälder, denn mit einziger Ausnahme von Port Cornwallis ist noch nie eine Urbarmachung auf andamanischem Boden versucht worden. Es ist eine wuchernd-reiche und mannichfaltige Pflanzenwelt, worin sich die Lianen und die Blüthengewächse der Tropen mit Bäumen aller Art vermengen: Mangrovenwälder ziehen sich die Küste entlang; Baumfarne und Rotange bedecken die Abhänge mit undurchdringlichen Dickichten; Bambusdickichte wallen wie Aehren im Winde. Man findet hier das zum Schiffsbau so vorzügliche Teakholz, welches stattliche Bäume bildet — die Tectona grandis der Botaniker; — ferner verschiedene Farbehölzer, den Gambirbaum, Uncaria Gambir, aus dessen Blättern die Malayen einen Extract bereiten, welcher halb süßlich schmeckt, aber sehr adstringirend wirkt, und mit Betelblättern und Arecanüssen gekaut wird; — endlich mehrere Arten jener Bäume, aus deren Saft die sogenannte Guttaperch a gewonnen wird, und eine merkwürdige Pandanusart, welche unter dem Namen des nicobarischen Brodfruchtbaums bekannt ist.

Eine besondere Eigenthümlichkeit dieser fruchtbaren Inseln ist die verhältnißmäßig sehr beschränkte Thierwelt, welche dieselben bewohnt. Im Innern findet man allerdings Affen, aber von Vierfüßlern kommen nur Hunde, Ratten und wilde Schweine vor. Die Vogelwelt ist etwas mannichfaltiger, aber immer noch ziemlich karg, denn sie besteht vorzugsweise aus Holztauben, Turteltauben und kleinen Papageyen. Von Zeit zu Zeit sieht man Raubvögel über den Bäumen hinschweben, namentlich die Hinduhkrähe, und am Abend schwirrt eine Kolibri-Art umher und läßt Laute hören, welche dem Girren der Tauben gleichen. Am zahlreichsten ist noch die Fa-

milie der Nachteulen vertreten, von denen man mehrere Arten zählt; und an den Felsen der Küste nistet die Salangane, jene Schwalbenart, welche die eßbaren ostindischen Vogelnester liefert, die den Chinesen für so große Leckerbissen gelten. Endlich sind Eisvögel, Möven und andere Meeresvögel am Strande ziemlich häufig.

Von Reptilien findet man ziemlich viele Eidechsen, worunter auch eine Leguan-Art; eine grüne Schlange der allergiftigsten Art bewohnt die Sumpfwälder oder Dschungeln und die Dickichte der Berghalden.

Darin läge jedoch im Grunde gar nichts Merkwürdiges, wenn die fraglichen Inseln nicht in der Nähe des Birmanenreiches lägen, welches sich durch eine besonders reiche Thierwelt auszeichnet. Aber diese Naturerscheinung ist um so befremdlicher, als diese Inseln durch Klima und Lage gleichsam ganz geschaffen sind, um wilden Thieren zum Schlupfwinkel und Aufenthalte zu dienen, denn sie könnten in diesen undurchdringlichen Wäldern und üppigen Thälern ganz unbelästigt und ganz ohne Furcht leben. Man wundert sich daher billig, daß nur Ratten, Hunde und Schweine ein solches reiches Gebiet allein inne haben, und auch die Gelehrten haben sich über diese Thatsache vielfach den Kopf zerbrochen.

Hat jedoch das spärliche Thierleben hier auf diesen Inseln den Zoologen von jeher Kopfzerbrechen verursacht, so haben die Menschen, welche die Bevölkerung jenes Archipels bilden, den Ethnographen oder Ethnologen in anderer Weise beschäftigt als einer der merkwürdigsten Züge des Völkerlebens. Es giebt nämlich beinahe auf der ganzen Erde keine echteren, urwüchsigeren Wilden, als diese Bewohner der Andamanen; — sie stehen ungefähr auf dem Niveau der Yamparicos oder der Buschmänner. Dies heißt sie nicht heruntersetzen und ist auch keine Uebertreibung, denn man kennt sie ja schon seit unvordenklichen Zeiten und hat sie genau beob-

achtet: Ptolemäus schon beschuldigt sie der Menschenfresserei, die Araber haben ihnen denselben Vorwurf gemacht, und seit Marco Polo haben alle Reisende bis auf den berühmten englischen Völkerkundigen Dr. Latham herab sie des gleichen barbarischen Brauches beschuldigt. Gleichwohl ist dies ein Irrthum; sie haben Menschenfleisch zu essen gewagt, wenn sie die äußerste Hungersnoth dazu trieb; allein diese ausnahmsweise Thatsache giebt noch keinen Grund, sie des Kannibalenthums zu beschuldigen. Die Engländer wie die Deutschen, die Franzosen wie die Amerikaner, ja alle Völker der ganzen Erde haben Beispiele ähnlicher Art aufzuweisen. Es waren zwei Europäer in der Schaluppe, welche zuerst die Meerenge von Groß-Andaman durchschiffte, und diese beiden Europäer haben sich von dem Fleische der Laskaren genährt; allein hieraus folgt noch nicht, daß sie Menschenfresser seien.

Die Chinesen haben die Behauptung, die Bewohner der Andamanen seien Kannibalen, mit der größten Autorität in Cours gesetzt. Sie kommen nämlich nach jenen Inseln, um die eßbaren Schwalbennester zu suchen und jene Meeresthiere zu sammeln, welche man Trepang nennt. Diesen Gattungsnamen giebt man nämlich mehren Arten von Sternwürmern oder Holothurien, welche in den indischen Meeren leben, gewöhnlich bei der Ebbe trockenen Fußes gesammelt werden können, aber meist durch Taucher aus größerer Tiefe heraufgeholt werden. Diese Holothurien kommen getrocknet in den Handel und werden in ungeheurer Menge nach China eingeführt, wo sie für eine kostbare und köstliche Speise gelten. Nun mögen früher viele chinesische Dschonken oder Seeschiffe an den Küsten dieser Inseln gescheitert und die darauf befindliche Mannschaft von den Eingebornen umgebracht worden sein; allein dies beweist noch lange nicht, daß sie auch aufgefressen wurden. Ein Fall unter andern möge hierfür sprechen: chinesische Fischer hatten ein

Weib an der Küste bemerkt, zeigten demselben von weitem irgend einen Gegenstand, welcher auf die Wilde einen verführerischen Reiz ausübte, und lockten sie zu sich heran. Als sie bei ihnen war, fielen sie über das Weib her und mißhandelten es; die Arme hub an zu schreien, ihre Landsleute eilten herbei, fielen über die Fremden her, tödteten zwei davon mit Lanzenstichen und jagten die Anderen in die Flucht. Dies wäre eine ganz schöne Gelegenheit für die Menschenfresser gewesen; und gleichwohl fanden die Fischer, welche die Flucht ergriffen hatten, als sie mit Verstärkung zurückkehrten, um ihre erschlagenen Gefährten zu rächen, deren Leichen noch unversehrt an dem Orte, wo sie dieselben zurückgelassen hatten; sie trugen tiefe Wunden, waren zerfetzt, und der Feind hatte ihnen die Knochen zerschmettert, aber es fehlte auch nicht der mindeste Fetzen Fleisch.

Während des jüngsten indischen Aufstands hatte man eine Menge Gefangene, worunter auch den König von Delhi, nach Groß-Andaman deportirt. Viele dieser Gefangenen machten sich die ungenügende Bedeckung oder Bewachung zu nutze, um in die Wälder zu flüchten; man betrachtete ihren Verlust als ganz sicher und hielt es nicht der Mühe werth, sie zu verfolgen. Allein alle diese Unglücklichen erfreuten sich nur wenige Tage lang ihrer Freiheit und stellten sich selber wieder als Gefangene, denn sie zogen das Gefängniß, wo man gespeist wird, den Wäldern vor, wo man hungert und jeden Augenblick Gefahr läuft, von der Lanze irgend eines Wilden angespießt zu werden. Dieses Loos hatte in der That mehrere ihrer Gefährten ereilt, aber keiner von denselben war verspeist worden.

Die Andamaner sind also keine Menschenfresser — wenigstens heutzutage nicht mehr. Die Araber haben wahrscheinlich wiederholt, was Ptolemäus von ihnen erzählt hatte; Marco Polo hatte

den arabischen Schriftstellern nachgeschwatzt, und die Neueren bis auf Dr. Latham herab sich auf die Autorität von Marco Polo berufen. Ist es übrigens überhaupt erwiesen, daß die „glücklichen Inseln," von denen Ptolemäus spricht, wirklich die Andamanen gewesen seien? Er meint vielleicht die Sunda-Inseln, als er seiner insulae bonae fortunae gedachte, und die Battas auf Sumatra sind in der That Kannibalen.

Ueberhaupt was konnte Ptolemäus in diesem Stücke wissen? Er hatte ja kaum eine undeutliche Vorstellung von diesen zu seiner Zeit noch wenig gekannten Inseln, und er hat vielleicht nur eine Vermuthung aufgestellt oder eine solche für Thatsache ausgegeben. Wir nehmen allzu rasch die Irrthümer der Alten als erwiesen an, als ob die damaligen Menschen weit unfehlbarer gewesen seien, als die heutigen, und wir weisen doch in anderen Stücken das Zeugniß der Alten ab, wenn dies in unserm Vortheil liegt.

Allein wenn auch das Kannibalenthum der Andamaner noch unerwiesen ist, so stehen sie doch nichtsdestoweniger auf der tiefsten Stufe der Wildheit. Wir haben sie in Eine Kategorie mit den Buschmännern gestellt, aber sie stehen noch unter denselben, denn die Stammes-Einrichtung ist bei ihnen noch nicht einmal vorhanden, selbst nicht im unentwickeltsten und urwüchsigsten Zustande; — sie bilden nur Banden oder Rudel wie die Affen und andere Thiere, welche ihr Instinkt antreibt, sich zusammenzuschaaren; allein die ersten Elemente des geselligen Lebens sind ihnen unbekannt.

Der Andamane ist von Gestalt klein, kaum mehr als fünf Fuß hoch, und sein Weib noch um einen ganzen Kopf kleiner. Beide wären so schwarz wie Ruß, wenn sie ihre Haut nicht auf eine Weise anschmierten, auf welche wir später zurückkommen werden. Aber der Körper des Andamaners zeigt trotzdem eine gewisse Kraft; er ist untersetzt, aber sehr stark gebaut, und die Arme haben gewaltige

Muskeln und Sehnen; seine Beine aber sind außerordentlich verkümmert, hager und knochig und zeigen keine Spur von Wade, selbst bei sonst wohlbeleibten Individuen. Rechnet man dazu noch Füße von ungeheuerlicher auffallender Länge, mit weit nach hinten auslaufender Ferse, die beinahe wie der Sporn oder die Hinterzehe einer Lerche aussieht, so gewinnt sein Bild sicher nicht an Anmuth. Möglicherweise hat die Gewohnheit, auf dem Schlamm und beweglichen Sande zu laufen, um daselbst Muscheln und Schalthiere zu suchen, den unteren Extremitäten des unglücklichen kleinen Menschen eine solche ausnahmsweise Entwickelung gegeben; wenigstens wäre es nicht das einzige Beispiel, daß eine solche Ursache eine derartige Wirkung hervorgebracht hätte.

Ein ungeheurer, weit aufgetriebener und herabhängender Bauch, wie man ihn bei allen Wilden findet, welche zuweilen auf langes Fasten angewiesen sind, hebt durch den Kontrast die Armuth dieser dürren knochigen Beine noch mehr hervor, und die Häßlichkeit der Züge steigert sich noch durch den Ausdruck von Hunger und Grausamkeit, die in dieser Physiognomie liegen.

Wir müssen jedoch anführen, daß die Race auf Klein-Andaman und den übrigen Inseln dieser Gruppe minder verkümmert und häßlich ist, als auf der großen Insel. Man findet auf den anderen sogar Männer von schönem Wuchs und einer Kraft, welche im Verhältniß zu ihrer Statur steht. Allein trotz dieses Unterschiedes, der vielleicht von reichlicherer Nahrung herrührt, sind die Bewohner der sämmtlichen Inseln doch alle von derselben Familie. Groß und Klein hat dieselben Züge, denselben Ausdruck, den gleichen Typus — sie sind Alle von derselben Race, man kann sich darüber nicht täuschen; und dies führt uns auf einen der seltsamsten Züge in der Geschichte dieser Insulaner.

Anstatt nämlich bei dem Andamaner das Gesicht eines Malayen,

eines Chinesen oder Hindu zu finden, wie man es bei den Eingeborenen einer Insel des bengalischen Meerbusens erwarten dürfte, trifft man bei ihnen das Gesicht eines Negers, und zwar eines Negers der häßlichsten Art; denn zu der plattgedrückten Nase und den vorspringenden wulstigen Lippen und der großen Ferse der niedrigst stehenden Stämme der schwarzen Race kommen bei ihm noch kleine rothe Augen hinzu, welche tief in seinen ungeheuren Kopf eingesenkt sind.

Die Andamaner sind also nicht schön, aber gleichwohl bilden sie für den Völkerkundigen einen höchst interessanten Menschenschlag. Vielleicht giebt es auf dem ganzen Erdboden nicht wieder andere 2000 Menschen (denn höher beläuft sich ihre Kopfzahl nicht), die der Gegenstand häufigerer wissenschaftlicher Streite gewesen wären. Die erste Streitfrage bezieht sich auf den Ursprung dieses Volkes. Woher kommt es? fragt man sich zunächst. Die Einen behaupten, es komme von Afrika her, und um sich die Anwesenheit desselben im bengalischen Meerbusen zu erklären, erzählen sie eine Geschichte von einem portugiesischen Fahrzeuge, das mit Negersklaven beladen auf der Fahrt nach Ostindien von einem Sturme ereilt worden und an der Küste der Andamaner gescheitert sei; die Afrikaner sollen sich diesen Umstand zu Nutz gemacht haben, um die Portugiesen zu ermorden und sich auf den öden Inseln festzusetzen, nach denen sie verschlagen worden waren. Die Erinnerung an die Unbilden, die sie an Bord des Sklavenschiffes erlitten hatten, soll sich unter ihnen bis auf den heutigen Tag fortvererbt haben, und die Wildheit der Andamaner daher nichts Anderes sein, als ein Rachegefühl, gesteigert von der Furcht, wieder in Sklaverei zurück zu verfallen. Diese Geschichte an sich hat nichts Unwahrscheinliches, ja klingt sogar glaubhaft, und wir würden sie zugeben, wenn keine andern Zeugnisse für die Andamaner vorhanden wären; allein man müßte dann nicht wissen, was Ptolemäus, der schon im zweiten Jahrhundert nach

Christi Geburt gelebt hat, über sie geschrieben, und man dürfte sich weder an die Aussage der Araber, noch an diejenige von Marco Polo kehren, welche sämmtlich über die Andamaner geschrieben haben, ehe der Seeweg den Portugiesen nach Indien noch bekannt war.

Nach einer anderen Leseart soll das mit Sklaven beladene Schiff kein portugiesisches, sondern ein arabisches gewesen sein; was allerdings erlauben würde, die Bevölkerung der Inseln auf eine ältere Zeit zurückzuversetzen; allein die Thatsache selbst ist nicht bewiesen, und wir sind daher geneigt, sie für einen Irrthum zu halten.

Die Andamaner sind keine Abkömmlinge von Afrikanern. Ich bestreite nicht, daß sie Neger sind; allein sie gehören nach meinem Dafürhalten dem Stamme der Papuas und nicht demjenigen der Aethiopier an, denn ihr Haar ist gelockt und kraus, nicht wollig, wie das der Neger, und wir finden in ihrem Charakter und ihrer Lebensweise mehr als einen Punkt, der sie zu den Schwarzen des stillen Oceans stellt. Wenn man uns nun fragen würde, auf welche Weise sie nach diesen Inseln gekommen seien, und weshalb wir sie allein, als die einzigen von ihrem Stamme, inmitten von so vielen Völkerschaften finden, während es doch keine Neger bei den Birmanen oder auf den nicobarischen Inseln oder auf Sumatra giebt, so könnten wir einfach erwiedern, sie seien eben auch durch Schiffbruch hierher verschlagen worden. Allein wir haben noch einen bestimmteren Beweis: es existirt nämlich noch bis auf den heutigen Tag im gebirgigen Theil der Halbinsel Malacca ein negerartiger Menschenschlag, die sogenannten Samangs, ein Stamm, der ein Verbindungsglied zwischen den Bewohnern der Andamanen und denen der Inseln des chinesischen Meeres herstellen könnte. Wer weiß, ob dieser negerartige Menschenschlag nicht einst die ganze Halbinsel bewohnt hat? wie kommt es denn sonst, daß Buddha,

der Guadma der Birmanen und Siamesen, in dem jenseit des Ganges gelegenen Indien häufig mit den wolligen Haaren und den platt gedrückten Zügen dargestellt wird, welche den Neger charakterisiren?

Wenn die Samangs einst die Herren der Halbinsel Malacca waren, so hat die Thatsache gar nichts Außerordentliches; und wenn jene von den Inseln der Papuas kommen konnten oder durch die Passatwinde dorthin verschlagen worden waren, so läßt es sich eben so gut annehmen, die Andamaner seien auf gleiche Weise nach ihrer Insel gelangt oder von der benachbarten Halbinsel dahin ausgewandert. Nehmen wir an, die Malayen, die wir heutzutage auf der Halbinsel Malacca sehen, seien ebenfalls durch Winde dorthin verschlagen worden, welche sie von den Küsten Amerika's vertrieben, und wir haben mit einem Male die Erklärung von zwei Räthseln, deren Lösung seit langer Zeit die Völkerkundigen in Verlegenheit setzt, nämlich die Anwesenheit eines Negerstammes auf den Andamanen-Inseln und diejenige der Malayen im Südosten Asiens.

Wir könnten zur Unterstützung dieser unserer Theorie eine Menge Beweismittel beibringen, wenn uns dazu Raum und Zeit gegönnt wäre, allein wir haben es hier zunächst mit der Schilderung der Lebensweise und Zustände unseres Inselvolkes zu schaffen. Nur noch ein einziges Wort hinsichtlich seines Ursprungs; Manche haben in der Thatsache, daß der Andamane ein Papua ist, zugleich den Beweis für die Anklage der Menschenfresserei gesehen, deren wir oben erwähnt haben. Hierin haben sie jedoch unrecht, denn der Kannibalismus ist kein Instinkt der Papua-Race, sondern bei derselben vielmehr ein Raffinement; er findet sich nicht im regelmäßigen Zustande oder als normale Thatsache vor, wie bei den Fidschi-Insulanern, denen wir noch eine gewisse Dosis von Civilisation zuerkennen müssen, und die wir daher Ungeheuer nennen können, wäh-

rend die Andamaner nur schlechthin Wilde sind, deren niedrige Culturstufe oder Mangel an aller Cultur nur unser Mitleid heischt.

Die Andamaner sind also keine Menschenfresser, wie wir oben bewiesen zu haben hoffen, und wofür sie uns Dank wissen dürfen. Aber im Uebrigen stehen sie so tief, daß im Grunde nicht viel Vortheilhaftes von ihnen zu sagen ist. Ihre Behausung ist kaum besser als das Lager der wilden Thiere und beurkundet noch weit weniger Geschicklichkeit und Verstand, als der Bau der Biber. Einige Stangen, die man in die Erde gesteckt, oben gegeneinander geneigt und mit Schilf und Rotangblättern bedeckt hat, bilden die Hütte; ein Haufe dürren Laubs ist das Bette oder vielmehr Lager des Erbauers, und unter diesem Obdach, das kaum besser ist, als dasjenige der Yamparicas und Buschmänner, findet man nicht einmal ein Küchengeräthe, sondern das ganze Hausgeräthe besteht aus einer Nautilusschale, die als Trinkgefäß dient. Dagegen findet man darin zahlreiche Waffen neben verschiedenen Fischfangsgeräthschaften. Das sind zunächst sehr lange Bogen aus Bambusrohr, Wurfspeere vom selben Material und Pfeile, deren Spitzen aus den Hauern kleiner Wildschweine verfertigt sind. Schädel von diesen Thieren sind im Innern der Hütten aufgehängt, wo sie zur Verzierung dienen, und bisweilen bricht man denselben die Zähne aus, um Halsbänder daraus zu machen, obschon der Andamaner im Allgemeinen durchaus nicht eitel ist. Unter diesen Waffen entdeckt man bisweilen zufällig einige Eisenstücke, nämlich plattgeschlagene Nägel, welche Messerklingen oder den schneidenden Theil von Aexten bilden und von gescheiterten Fahrzeugen herrühren, denn diese Insulaner haben nicht den mindesten Handelsverkehr, und die malayischen Händler, welche überall hinkommen, halten sich ferne von den Andamanern, deren Wildheit sie kennen.

An manchen Orten, wo die Bevölkerung weniger verthiert ist, sieht man auch unter den Andamanern eine etwas besser eingerichtete Haushaltung; man findet dort Körbe von verschiedenen Größen, sorgfältiger verfertigte Bogen und Pfeile mit mehreren Spitzen, mit welchen man Fische schießt. Für gewöhnlich aber besteht das einzige Erzeugniß des einheimischen Gewerbfleißes in einem Kahn oder Einbaum, d. h. in einem mittelst Feuer und jener ursprünglichen Art ausgehöhlten Baumstamme. Allein nicht einmal jede Familie besitzt ein solches rohes Boot, und die Meisten müssen sich mit einem kleinen Floß von Bambus behelfen, womit die Fischer über die kleinen Flüsse und die Buchten setzen, die in diese steilen Küsten einschneiden.

Die Küste ist der einzige Theil der Insel, welche die Andamaner bewohnen; nur selten dringen die Eingeborenen in's Innere vor, wohin sie nur wenig zieht, denn das Wildschwein, ihre hauptsächlichste Jagdbeute, hält sich selbst vorzugsweise nur am Meeresrande auf, wo der Wald weniger dicht ist, und die Mangobäume wachsen, deren Früchte die Nahrung dieser Wildschweine liefern. Merkwürdigerweise sieht man in den Wäldern der Andamanen trotz des ebenso wechselvollen und mannichfaltigen als gewaltigen Pflanzenwuchses nur eine sehr kleine Anzahl fruchttragender Bäume. Die Cocospalme, die in den benachbarten Ländern und Inseln in solcher Menge vorhanden ist, kommt auf dieser kleinen Gruppe bergiger Eilande nicht vor, und da die Andamaner nicht die mindeste Pflanze anbauen, so sind natürlich ihre Hilfsmittel an Nahrungsstoffen aus dem Pflanzenreiche außerordentlich beschränkt. Sie haben allerdings einen Pandanus — denselben, welchen wir oben mit dem Namen des nicobarischen Brodfruchtbaumes bezeichnet haben (Pandanus sylvestris), dessen kegelförmige Frucht 30—40 Pfund wiegt; allein um die Kerne desselben schmackhaft zu machen, müssen sie auf eine gewisse

Art zubereitet werden, die unsern Wilden unbekannt ist; diese begnügen sich damit, sie unter der Asche zu rösten, und das Brod, welches sie daraus gewinnen, muß sehr bitter sein. Sie haben ferner noch die Mangas oder die Früchte des Mangobaumes; aber diese dauern nicht ewig und sind zuweilen sogar selten. Ebenso ungewiß ist der Ertrag der Jagd, da diese nur auf Schweine und Ratten sich erstreckt, und so sieht sich der Andamaner denn angewiesen, seine Nahrung hauptsächlich aus dem Meere zu entnehmen. Er lebt daher vorzugsweise von Schalthieren, die er während der Ebbe zwischen den Küstenfelsen durch die Weiber sammeln läßt; die gewöhnlichsten dieser Schalthiere sind Miesmuscheln, sowie Murex tribulus, Trochus telescopium, Cyprana acaurica u. a. m. Während die Weiber diese Mollusken nebst Sternwürmern, Seesternen, Quallen und anderen Meeresthiere auflesen, gehen die Männer auf die Jagd oder den Fischfang; sie erlegen den Fisch mittelst des Wurfspeers mit einer unglaublichen Geschicklichkeit, indem sie sich entweder ihrer Flöße bedienen, oder im seichten Wasser, worin sie bis an die Kniee waten, ihm nachgehen; sie betreiben auch den Fischfang bei Fackelschein, indem sie Wülste von dürrem Gras anzünden und in kleinen Buchten aufhängen, wo das Licht dann gewisse Fische in's niedere Wasser lockt, in welchem der Fischer sie erwartet und mit seinem Speere anspießt. Ist der Fischfang unergiebig und beginnen die Schalthiere zu mangeln, so hält sich der Andamaner an Eidechsen, Insekten, Würmer u. dgl.; in dringender Hungersnoth verzehrt er vielleicht auch Menschenfleisch, wenn sich die Gelegenheit dazu ergiebt; der Hunger ist ja ohnedem so hart, und dieser Wilde bisweilen auf so lange Fasten gesetzt!

Zur Zeit, wo die Engländer noch ihre Strafcolonie in Port Cornwallis hatten, fand man zwei Eingeborene am Meeresufer, die nicht mehr gehen konnten, und die man für ohnmächtig hielt,

allein Beide waren am Verhungern. Es waren ein Greis und ein Kind, und es gelang, den Kleinen zu retten, allein der Andere starb, ehe er noch in's Fort gebracht wurde, und es war nicht der einzige Fall, daß solche Wilde dem Verschmachten nahe gefunden wurden. Zwei junge Andamanerinnen wurden nämlich ebenfalls von Matrosen aufgenommen und nach deren Fahrzeuge gebracht; diese Unglücklichen hatten dermaßen Hunger, daß es genügte, ihnen Etwas Nahrung zu zeigen, um die Furcht zu besiegen, welche die beiden Wilden empfanden. Man räumte ihnen eine Kajüte für sich allein ein, worin sie jedoch, beiläufig gesagt, nur abwechselnd schliefen und immer eine wach blieb, um den Schlaf der andern zu überwachen. Sie begriffen jedoch bald, daß man es nur gut mit ihnen meinte, beruhigten sich allmählich, fingen an mit einander zu plaudern und wurden bald über alle Maßen lustig; sie sangen unaufhörlich, bald voll Fröhlichkeit, bald ganz wehmüthige Weisen, ohne daß sie jedoch deshalb minder vergnügt waren; und bald geberdeten sie sich so unbefangen, daß sie auf dem Verdeck die Tänze ihrer Heimath aufführten und das größte Vergnügen empfanden, sich selbst im Spiegel zu betrachten. Man kleidete sie alle Tage an, was sie sich zwar gefallen ließen; allein sobald sie sich unbeachtet sahen, legten sie ihre Kleider wieder ab, welche für sie nur ein großes Hemmniß waren; Speisen aller Art ließen sie sich trefflich munden; Wein und alle geistigen Getränke schienen ihnen durchaus nicht zu behagen. Sie liebten anscheinend den Reis, fanden den Fisch vortrefflich und das Zuckerwasser köstlich. Bei dieser guten Verpflegung wurden sie bald so fett, daß man sie kaum wieder erkannte. Und dennoch waren sie den Spiegeln und der guten Tafel zum Trotz mit ihrer Lage durchaus nicht zufrieden; die Freiheit erschien ihnen sogar mit dem Hunger schöner als alle Vortheile ihres schwimmenden Gefängnisses; sie waren zwar trotzdem heiter, aber

in einer Nacht stahlen sie sich aus ihrer Kajüte, sprangen in's Meer und legten schwimmend die Entfernung von ungefähr 1200 Schritten zurück, welche sie von ihrer Insel trennte.

Man hat mehrfach versucht, solche Eingeborene der Andamanen in Güte im Schooße der Civilisation zurückzubehalten, in der Hoffnung, sie könnten später die Schüchternheit ihrer Landsleute besiegen und den Haß beseitigen, welchen diese dem Menschengeschlechte geschworen zu haben scheinen; allein alle derartigen Versuche haben fehlgeschlagen. Was auch immer der Grund ihrer Feindseligkeit gegen die Menschen sein mag, diese Wilden scheinen einmal fest entschlossen, ihre Einsamkeit und Vereinzelung zu behaupten. Sie legen ihren Haß jedoch nicht gegen die weiße Race allein dar, sondern sind eben so scheu gegen die Malayen, deren Hautfarbe beinahe so dunkel ist, wie die ihrige. Es ist daher wahrscheinlich, daß sie in mehr oder minder ferner Zeit die Opfer irgend einer Tücke gewesen und dadurch rachsüchtig und mißtrauisch geworden sind.

Wenn der Fischfang erfolgreich gewesen ist, wenn die Miesmuscheln in Menge vorhanden sind, oder sie eine gute Jagd gemacht haben, verzehren die Andamaner, wie alle Ausgehungerten, ihre Lebensmittel bis auf den letzten Bissen. In einem derartigen Falle legen sie eine lärmende Lustigkeit an den Tag und schwatzen wie die Affen. Sie hören nur zu essen auf, um sich dem Tanze hinzugeben, und unterbrechen diesen nur, um ihre Mahlzeit fortzusetzen. Haben sie sich alsdann von Neuem vollgestopft, so stellen sich die Tänzer wieder in der Runde auf, machen einen Sprung zur Rechten, einen Sprung zur Linken und begrüßen sich in verschiedenen Zwischenräumen mit einem Fußtritt, den sie sich selbst auf den Hintertheil geben; Männer und Weiber führen diesen Tanz mit

großer Geschicklichkeit auf. In dem Augenblicke, wo man sich dessen am wenigsten versieht, wird dieser eigenthümliche Gruß mit dem Fuße dem Nachbar oder der Nachbarin zugeschleudert, von diesen weiter geschickt und macht die Runde um den ganzen Kreis, mitten unter dem Gelächter und freudigen Fußstampfen der Zuschauer. Wir haben seither der Kleidung dieser Insulaner noch nicht Erwähnung gethan, und doch ist sie eine der seltsamsten, die man kennt. Von eigentlichen Kleidern ist allerdings gar nicht die Rede, denn die Tracht der Weiber beschränkt sich auf eine schmale Franze, welche gerade um die Hüfte herumläuft und blos als Zierrath dient. Die Männer legen noch weniger Werth auf ihre Toilette und verschmähen sogar diesen Schmuck, der an den Liku der Fidschi-Insulaner erinnert. Und gleichwohl gehen sie nicht ganz nackt, denn das Erste, was Männer und Weiber gleich beim Erwachen thun, ist, sich mit einer dicken Schicht von Schlamm zu beschmieren, welche sie vom Kopfe bis zu den Füßen einhüllt; wenn im Laufe des Tages diese Beschmierung, aus welcher die Sonne eine zerbrechliche Kruste gemacht hat, zu bersten beginnt, so bessert man sie augenblicklich aus, indem man sie erneuert, wenn dies nöthig ist. Selbst die Haare werden mit einer Schicht von rothem Ocker überzogen, wozu das Material auf den Andamanen sehr häufig vorkommt. Auf diesen Kopfputz beschränken sich alle Toilettenkosten, welche dieser arme Wilde aufzuwenden hat, denn die Tünche, womit er sich bedeckt, ist für ihn kein Gegenstand des Luxus, sondern hat den Zweck, die Haut vor den Angriffen der Stechfliegen oder anderen stechenden oder beißenden Insekten zu schützen, von welchen der Meeresstrand wimmelt, worauf diese Insulaner wohnen. Der rothe Anstrich der Haare, dessen die Andamaner sich bedienen, verleiht ihnen ebenfalls eine gewisse Aehnlichkeit mit den Fidschi-Insulanern oder deutet wenigstens auf eine Verwandtschaft mit denselben hin. Was je-

doch auch immer die Herkunft dieser Hand voll Wilden sein mag, so ist jedenfalls ihre Anwesenheit im bengalischen Meerbusen ebenso geheimnißvoll und räthselhaft, als diejenige des Wolfsfuchses auf den Falklandsinseln oder die eines flügellosen Insektes auf irgend einem der im ungeheuren stillen Ocean verlorenen Eilande.

IV.

Die Buschmänner.

Kein Volk hat vielleicht in höherem Grade die Neugier der Europäer auf sich gezogen, als jene kleinen gelben Wilden Südafrika's, welche unter dem Namen der Buschmänner bekannt sind. Man kann sogar sagen, das Interesse, welches sie von Anfang an erregt haben, ist heut zu Tage noch eben so lebhaft wie damals, wo zum ersten Mal von ihnen die Rede war. Allerdings hat sich seither auch in ihrem Charakter und Aussehen, wie auch in ihrer Lebensweise nicht das Mindeste verändert, und die Einzelnheiten, welche wir durch neuere Reisende über sie erfahren haben, waren eher geeignet, die Neugierde noch zu steigern, als sie zu befriedigen.

Das Merkwürdigste an diesem Volke ist, daß es ebensowenig eine Heimath hat, als die wilden Thiere, unter denen es herumstreift und von denen es lebt. Die Buschmänner sind ein wahres Nomadenvolk, und die Grenzen ihres Verbreitungsbezirkes sind beinahe eben so schwierig zu bestimmen, als diejenigen des Verbreitungsbezirkes der europäischen Zigeuner. Man findet sie nämlich von der Cap-Colonie an bis zum zwanzigsten Grad südlicher Breite, und in der Ausdehnung von Ost nach West vom Kaffernlande an bis an die Küsten des atlantischen Oceans. Noch vor wenigen Jahrzehnten war man der Ansicht, die Buschmänner über-

schritten den Oranjefluß nicht, allein heutzutage weiß man, daß sie noch Hunderte von Meilen nördlich von diesem Flusse in der ganzen Wüste Kalahari und im Gebiete der Dammaras getroffen werden. Die Wüste ist der eigentliche Wohnplatz des Buschmanns wie des Straußes, und wir wissen nun in Folge der Entdeckungen des unerschrockenen Livingstone, daß im Norden vom zwanzigsten Breitengrad ein fruchtbares Land, von reichlichen Wasserläufen durchströmt, sich hinzieht, wo die Vegetation eine sehr üppige und keine Spur mehr von jenen sandigen Hochebenen zu finden ist, welche uns die älteren Landkarten dort zeigen. Der Verbreitungsbezirk der Buschmänner erstreckt sich also auf fünfzehn Breiten- und mindestens auch auf so viel Längengrade, und dies ist ein Gebiet, das selbst für die Bedürfnisse eines nomadischen Volkes hinreicht.

Der Buschmann lebt, wie wir wiederholt erklären, nur in den Wüsten des südlichen Afrika's, in jenen unwirthlichen Hochebenen, die man Karroos nennt, in den felsigen Schluchten, wasserlosen Engthälern und kahlen Gebirgen, worin der Oranjestrom und seine Zuflüsse entspringen, — mit einem Wort, in solch' öden wilden Gegenden, daß nur Buschmänner darin wohnen können.

Die Lager dieses Wandervolkes fanden sich früher sogar noch im Innern des Caplandes; es mag daselbst jetzt noch an abgelegenen Orten einige Mischlinge dieser wilden Race geben, allein die Verfolgungen der Boers haben jene Unglücklichen vertrieben und sie wie den Elephanten, den Strauß, die Elandantilope (A. oreas) über die Grenzen der Colonie hinaus verdrängt.

Ueber die Abkunft der Buschmänner ist man noch vollkommen im Unklaren; im Allgemeinen betrachtet man sie als einen Zweig der großen Hottentottenfamilie; allein hierüber fehlen alle sicheren Anhaltspunkte. Schon die ersten Colonisten im südlichen Afrika bemerkten bei den Hottentotten und Buschmännern dieselben Unter-

schiede, welche sie noch heutzutage kennzeichnen. Allerdings bemerken wir bei ihnen mehr als einen Zug, den sie mit einander gemein haben, aber auch eben so viele und nicht minder frappante Züge, durch welche sie sich von einander unterscheiden. Beide Völkerschaften haben beinahe dieselbe Hautfarbe, ein wolliges Haar und eigenthümlich zusammengedrückte Gesichtszüge, welche namentlich durch die Gestalt und den Ausdruck der Augen an den chinesischen Typus erinnern; allein die Hottentotten sind weit größer als die Buschmänner und weichen nach Charakter und Lebensweise so sehr von diesen ab, daß man sie unmöglich für ein und dasselbe Volk halten kann. Hat die Lebensweise vielleicht den Charakter dieser Völkerschaften modificirt und den Contrast bestimmt, der sich in ihren Sitten zeigt? Das ist eine Frage, deren Lösung ziemlich schwer ist. Die wenigen Punkte, worin das Idiom beider Völker mit einander übereinstimmt, sind noch kein Beweis für einen gemeinsamen Ursprung, sondern zeigen nur, daß die beiden Racen lange neben einander gelebt haben — eine Thatsache, welche Niemand in Zweifel zieht. Der wesentlichste Unterschied jedoch, welcher beide Stämme von einander trennt und die Annahme eines gemeinsamen Ursprungs beider widerlegt, ist der physische, welcher in der durchschnittlichen Körpergröße beider sich geltend macht. Man kann die Buschmänner buchstäblich ein Volk von Zwergen nennen, denn ihre Körpergröße übersteigt selten vier und einen halben Fuß und bleibt meist noch unter diesem Maße; ja die Weiber, die gewöhnlich kleiner sind als die Männer, messen häufig vom Wirbel bis zur Sohle höchstens achtunddreißig Zoll.

Ich weiß, man hat diese Behauptung mehrfach in Abrede gezogen, selbst Livingstone hat behauptet, die Buschmänner, welche man nach Europa gebracht habe, um sie daselbst sehen zu lassen, seien wegen ihrer ausnahmsweisen Häßlichkeit und Kleinheit gewählt

worden. Allein ich rede von solchen, welche in Afrika und nicht in Europa gemessen worden sind, und berufe mich auf das Zeugniß von Männern, wie Sparrmann, Burchell, Barrow, Lichtenstein, Harris, Campbell, Patterson u. a. m. Wenn Dr. Livingstone nördlich vom See Ngamy Buschmänner gefunden hat, welche fünf Fuß zwei Zoll maßen, so fragt es sich eben, ob das überhaupt noch Buschmänner waren, und nach der Beschreibung, welche er uns von ihrer Persönlichkeit macht, glauben wir daran zweifeln zu dürfen.

Der Buschmann ist, wie gesagt, klein, aber sehr gut proportionirt; in der Jugend erscheint er sogar kräftig, allein mit dem Alter von sechszehn Jahren, dem Zeitpunkte, wo er sein Wachsthum vollendet hat, nimmt er plötzlich ab, seine Glieder werden mager, seine Waden verschwinden, die Wangen verlieren ihre Rundung, und er bekommt das armseligste Aeußere, das man sich nur denken kann. Später wird seine Haut trocken und schuppig, seine Runzeln immer tiefer, seine Knochen treten immer schärfer und eckiger hervor, seine Kniee, Ellbogen und Knöchel bekommen das Ansehen dicker horniger Knoten, am Ende von dürren Stecken, die nichts mit Armen und Beinen gemein zu haben scheinen.

Seine Hautfarbe ist ein Braungelb, deren genaue Färbung jedoch schwer zu bestimmen ist, da der Buschmann allen Unrath seiner Hände an seinem Leibe abwischt, daß er von Schmutz starrt und weit dunkler erscheint, als er in Wirklichkeit ist. Das Fett und der Schmutz, womit er hierdurch bedeckt erscheint, hat auf die Vermuthung geführt, er schmiere sich mit Fett ein, wie die meisten Wilden, allein er gönnt seinem Körper keine solch' regelmäßige Pflege. Seine Toilette ist eine rein zufällige und entsteht aus allem fettigen, harzigen oder blutigen Unrath, dessen seine Hände sich entledigen wollen. Bäder und Waschungen scheint er nicht zu kennen, denn wenn er aus Zufall mit Gummi oder Harz zu thun hatte und sich

hernach die Hände reinigen will, so greift er nicht zu Wasser und Seife, sondern zu verhärteten Kuhfladen, an denen er seine Hände reinigt, oder nach dem Auswurf irgend eines wilden Thieres. Wenn er ja von Zeit zu Zeit das Bedürfniß fühlt, den braunen Schmutz zu verdecken, von dem er starrt, so pflegt er sich nicht zu waschen, sondern sich von Kopf bis zu Fuß mit Ocker oder rother Thonerde anzustreichen und sogar sein dünnes Wollhaar noch damit zu tünchen.

Man hat schon Buschmänner gewaschen, — eine Operation, welche jedoch eine starke Lauge und tüchtige Kratzbürste erfordert, — und hat dann, als man zur wirklichen Haut gelangte, gefunden, daß die Farbe derselben derjenigen der Chinesen gleicht, oder derjenigen eines Europäers, der den höchsten Grad von Gelbsucht hat; und nur das Weiße der Augen macht im letzteren Falle eine Ausnahme von der allgemeinen Färbung.

Wie schon oben erwähnt, haben die Züge des Buschmanns und des Hottentotten große Aehnlichkeit mit denjenigen des Chinesen, und namentlich die Stellung der Augen erinnert wesentlich an den mongolischen Typus; allein statt des langen, straffen, schlichten Haares, welches die gelben Bewohner des himmlischen Reiches kennzeichnet, hat der Buschmann ein kurzes, dünnes, gekräuseltes Wollhaar, das sich aber wieder bedeutend von den wollhaarigen Stämmen Afrika's und Australiens unterscheidet. Während nämlich bei den letzteren das Wollhaar außerordentlich dicht ist, verzettelt es sich beim Buschmann und Hottentotten auf dem Schädel in kleine Büschel oder Trobbeln von der Größe einer Bohne und läßt zwischen denselben einen ganz kahlen Raum. Diese winzig kleinen Büschel sind von Natur aus schwarz, allein die Einwirkung der Sonne und der Einfluß des Ockers und des röthlichen Thons, womit sie eingeschmiert werden, giebt ihnen einen röthlichen Anflug.

Der Buschmann ist bartlos; wenn er aber einen Bart hätte, würde er sich desselben entledigen als einer Unbehaglichkeit. Er hat eine platte Nase, weitgeöffnete große Nasenlöcher, ein Schlitzauge, wie ein Knopfloch, vorspringende Backenknochen und eine zurücktretende Stirn. Seine Lippen sind nicht dick und wulstig, wie die des Negers, und seine sehr weißen und guten Zähne haben die Eigenthümlichkeit, daß sie sich mit dem Alter nicht lockern und ausfallen, sondern sich nur abnützen, wie die Zähne der Schafe und anderer Wiederkäuer.

Trotz seines kleinen Wuchses ist jedoch der Buschmann kräftig und im Stande, die größten Entbehrungen und Strapazen zu ertragen, und von einer überraschenden Behendigkeit. Wenn er aber nicht schön ist, wie wir gesagt haben, so ist sein Weib noch häßlicher und wird immer abstoßender, und doch ist es möglicherweise einmal hübsch gewesen. Worin ihre Schönheit besteht, wäre zwar schwer zu sagen; allein soviel ist gewiß, daß bei den Buschmännern viele junge Mädchen so hübsch und artig sind, daß sie eines gewissen Reizes nicht entbehren; vielleicht rührt dies von dem Ausdruck ihrer schiefen Augen, ihren weißen Zähnen und ihrem kleinen feingeschnittenen Munde her. Ueberdies haben sie in dieser Lebensperiode noch runde Glieder und einen so symmetrischen Wuchs, daß Manche einem Bildhauer zum Modell dienen könnte. Namentlich haben sie ein hübsch gebautes Bein und einen so kleinen Fuß, daß manche Chinesin sie darum beneiden würde; der Fuß ist selten mehr als fünf und einen halben Zoll lang, was keine deutsche Prinzessin von dem ihrigen sagen kann.

Auch an Intelligenz steht der Buschmann nicht so niedrig, als man glauben sollte; sein Geist ist lebhaft, munter, aufgeweckt und immer thätig, wie der wachsame unstete Blick seines kleinen schwarzen Auges beweist. Seine Waffen sind zwar im Allgemeinen von

der allerursprünglichsten Beschaffenheit und geringer Kunstfertigkeit, allein er weiß sie nicht nur zu verfertigen, sondern auch trefflich zu gebrauchen. Einige Stämme legen in der Verfertigung ihrer Werkzeuge, Geräthschaften und Geschirre großen Scharfsinn an den Tag; die meisten halten aber nicht viel auf Phantasiewaffen und ziehen denselben die wirksamen vor, wie die Feinheit des Giftes beweist, womit sie die Spitzen ihrer Pfeile beschmieren.

Durch diese Rührigkeit und Thatkraft unterscheidet sich der Buschmann wesentlich von dem Hottentotten, dessen sprüchwörtliche Trägheit ein Hauptzug seines Charakters ist. Die Umsicht und der Fleiß, welche der Buschmann auf der Jagd an den Tag legt, übertrifft diejenige der anderen Afrikaner weit, und die Listen, die er anwendet, um den Viehzucht treibenden Stämmen ihre zahmen Thiere zu stehlen, deutet auf mehr geistige Hilfsquellen, als man in einem solch' verkümmerten Körper suchen sollte. Mit einem Wort, in geistiger Beziehung überragt er den Hottentotten, seinen angeblichen Verwandten, bedeutend.

Ich will dem Buschmann keinen Heldenmuth beimessen, allein es wäre ungerecht, ihn der Feigheit zu beschuldigen. Trotz seiner Kleinheit kämpft er bis auf's Aeußerste und schießt seine vergifteten Pfeile so lange ab, als ihm noch Kraft genug bleibt, um seinen Bogen zu spannen. Er weiß ferner, daß man ihm keinen Pardon geben würde, und wenn er daher, wie der Dachs, noch im Sterben seinen Gegner zu verwunden sucht, so muß man nur annehmen, daß die unmenschliche Behandlung, die er seit Jahrhunderten von den Boers erfahren hat, diese erbitterte Rachsucht in ihm entwickelte.

Die Tracht der Buschmänner ist eine höchst ursprüngliche und unterscheidet sich von dem Feigenblatt, das unsere Voreltern im Paradiese trugen, nur dadurch, daß dasselbe bei den Männern durch eine kleine Schürze von Schakalfell und bei den Weibern durch ein

Bündel von Lederriemen ersetzt wird, die am Gürtel angebracht sind und bis auf die Kniee herabfallen. Zu diesem einfachen Alltagskleide kommt dann gelegentlich noch eine Art Mantel aus Thierfellen hinzu, der um die Schultern geworfen wird und Kaross heißt. Bei den Weibern ist dieser Kaross noch mit einer Art Kapuze oder Sack versehen, worin der Säugling ganz nackt wie in einem Neste ruht. Sandalen aus einem Stück Leder, welche mit Riemen an der Fußbiege und großen Fußzehe befestigt werden, schützen die Sohle des Buschmanns gegen die schneidigen Kiesel und das dornige Gestrüpp. Die Kopfbedeckung besteht in einer großen Ledermütze oder noch häufiger in einem mit Kaurimuscheln*) verzierten Riemen, welcher mehrfach um den Kopf geschlungen wird. Woher sie diese Muscheln bekommen, die nur an den Küsten Indiens und seltener an denen von Afrika sich finden, also weit entfernt von dem Lande, welches die Buschmänner bewohnen, ist schwer zu sagen; aber ohne Zweifel verschaffen sie sich dieselben durch Tauschhandel gegen Straußenfedern und Thierfelle und lassen sich dieselben viel kosten, da sie den größten Werth darauf legen. Einige alte kupferne oder messingene Knöpfe, die sie an ihre kleinen Haarbüschel befestigen, bilden ihren höchsten Schmuck. Bei den Weibern vertreten die Stelle derselben kleine Stückchen von Straußen-Eierschalen, womit sie das Haar, und eine Menge lederner Ringe, womit sie Arme und Beine verzieren. Ein ebenso beliebter Schmuck ist ein Anstrich von rothem Ocker, der sich vom Kinn bis in's Genick erstreckt; und die elegantesten von ihnen parfümiren sich durch Einreibung mit den zerriebenen Blättern einer Diosma-Art, welche sie Buku nennen. Ausnahmsweise sieht

---

*) Die Kauri ist eine kleine weiße Muschel, Cypraea moneta, welche vorzugsweise an der Küste von Ostafrika gefunden wird und in Bengalen und einem großen Theile von Afrika die Stelle der Scheidemünze vertritt.

man bei manchen die Nase mit einem kleinen Stück Holz oder einem Stückchen Stachelschweinskiel verziert, die sie durch den Nasenknorpel stecken; aber im Allgemeinen durchbohren sie sich weder die Lippen, noch die Nase oder die Ohren und kennen auch den Brauch des Tättowirens nicht. Wollen sie die Zierlichkeit des rothen Anstrichs, womit sie Kopf und Gesicht bedecken, noch erhöhen, so beschmieren sie sich mit einer glimmerhaltigen Salbe, zu welcher sie das Material aus großer Ferne holen müssen, weshalb dieser Putz nur den Reichsten zugänglich ist. Viele Männer und Weiber tragen in der Hand einen buschigen Schakalschweif, womit sie sich der Mücken erwehren und bei starker Transpiration das Gesicht abtrocknen.

Die Wohnung des Buschmanns ist eben so ursprünglich, wie seine Kleidung. Findet er durch glücklichen Zufall eine Höhle oder Felsspalte, welche groß genug ist, um ihn und seine niemals zahlreiche Familie aufzunehmen, so begnügt er sich damit und baut sich keine Hütte. In Ermangelung einer Höhle genügt ihm sogar ein Felsenvorsprung, denn die Winde kümmern ihn nicht, und wenn er nur vor Platzregen gesichert ist, so begehrt er nicht mehr. Findet er aber weder Felsen noch Höhle, so entschließt er sich, eine Hütte zu bauen, deren Architektur sich kaum wesentlich von derjenigen des Orang-outang unterscheidet. Er sucht nämlich irgend einen Busch auf, dessen Aeste sich einem gemeinsamen Mittelpunkte zuneigen, verschlingt einige von ihren Zweigen, bindet sie an ihren Enden zusammen, bedeckt das Ganze mit einer hinreichenden Menge groben Grases, um den Regen abzuhalten, und die Hütte ist fertig. Unter dem Schutze dieser Hütte wird eine längliche Grube in den Boden gewühlt, zu kurz und schmal, um einen Holländer aufzunehmen, aber groß genug für drei oder vier Individuen unseres kleinen Volkes, welche diese Grube mit weichem Grase füllen, daß sie einem Neste gleicht. In diesem Lager, welches sich kaum von demjenigen

eines wilden Thieres unterscheidet, schlafen dann der Buschmann, seine Weiber (denn er hat manchmal deren zwei) und der Rest der Familie, zusammengekrümmt, wie die Affen, und mit ihren Pelzmänteln bedeckt. Diesem Obdach sowohl wie der Gewohnheit, sich bei etwaiger Verfolgung im Gebüsch zu verkriechen, verdankt der Buschmann seinen Namen.

Bisweilen hat jedoch der Buschmann eine complicirtere Wohnung, denn dieses Volk theilt sich in verschiedene Stämme, welche nicht sämmtlich auf derselben Stufe von Wildheit stehen. Häuser oder Hütten findet man bei ihnen allerdings nicht, sondern sie versteigen sich höchstens nur bis zum Zelte, und selbst dieses ist von der einfachsten Art. Man denke sich zwei lange dünne Stangen, welche mit beiden Enden in den Boden gesteckt sind, so daß jede einen Bogen bildet; über dieses schwache Gerüst legt man eine Matte von Schilf oder Binsen anstatt des Daches, und eine zweite anstatt der Wände, und das Zelt ist nun aufgeschlagen, so daß man nur noch den Sand auszuhöhlen braucht, um die Lagerstätte der ganzen Familie zu bilden. Offenbar hat das Nest des Straußes dem Buschmann das Modell zu dieser Behausung geliefert.

Wir kennen nun die Tracht, die Wohnung und das Aeußere des Buschmanns und brauchen nur noch zu ermitteln, wie derselbe seine Zeit verbringt, wovon er sich nährt, und auf welche Weise er sich seine Lebensmittel verschafft. Wir wissen, daß er die Wüste bewohnt, ferne von den Wäldern, wo er Baumfrüchte finden würde, auf einem unfruchtbaren Boden, da weder Getreide noch Gras wächst, und daß er keine Hausthiere hat, weder Ziegen, noch Schafe, noch Schweine — Nichts als armselige kleine Hunde von ausnehmender Magerkeit. Der Buschmann hat jedoch verschiedene Mittel zu seinem Unterhalt, die zwar prekär sind und ihn oft dem Hungertode nahe bringen; allein gleichwohl rühren, trotz seines

Wohnortes, seine langen Fastenzeiten weniger von der Kargheit der Natur, als von seiner leichtsinnigen Sorglosigkeit her. Da er weder Ackerbau noch Viehzucht treibt, so muß er sich seinen Unterhalt in der Jagd suchen; denn obschon er mitten in der Wüste lebt, ist er doch nicht das einzige belebte Wesen der Einöden, die er durcheilt. Das Nashorn bewohnt die Dickichte, das Flußpferd die Wasserläufe derselben, und der Strauß, das Quagga, das Zebra und verschiedene Antilopenarten finden sich auf ihren unfruchtbaren Ebenen. Sie alle liefern dem Buschmann, der sie mit der Hartnäckigkeit eines Raubthieres verfolgt, seinen Unterhalt.

Die Gewandtheit und Rührigkeit, welche er in diesem täglichen Kampfe um das Dasein an den Tag legt, sind wahrhaft überraschend. Um den Strauß zu beschleichen, der ein sehr scheuer mißtrauischer Vogel ist und durch seine Körpergröße einen weiten Gesichtskreis beherrscht, muß er zur List seine Zuflucht nehmen. Zu diesem Behufe schneidet er den Hals und Kopf eines erlegten Thieres ab, steckt sie auf eine Stange, schlägt sich den abgezogenen Balg des Vogels sammt dessen Flügeln um die Schultern und geht hinaus in die Wüste, um die äsenden Strauße aufzusuchen. Vom Gestrüppe bedeckt, schleicht er sich langsam zu den Straußen hinan, indem er alle ihre Bewegungen, die er genau kennt, auf täuschende Weise nachahmt. Trotz ihres Argwohns und ihrer Schüchternheit halten die Strauße still und erwarten die Annäherung ihres Gefährten; allein kaum ist derselbe so nahe gekommen, daß der darunter versteckte Buschmann sich mit Erfolg seiner vergifteten Pfeile bedienen kann, so spannt er seinen kleinen Bogen, läßt einen oder mehrere Pfeile schwirren und fällt mit sicherem Ziel die arglosen Vögel, die er auf diese Weise zu täuschen gewußt hat. — Auch gegen die anderen Thiere der Wüste wendet er Listen an, die nicht weniger scharfsinnig sind. Darunter gehört zunächst die geschickt versteckte

Grube, worin sich das Thier wie in einer Falle fängt. Allein es genügt nicht, die Grube gegraben und ihr gewisse räumliche Verhältnisse gegeben zu haben, damit das Thier, welches hineingeräth, durch den Sturz auch so eingezwängt werde, daß es sich nicht mehr herausarbeiten kann; er muß auch seine Beute darin hüten, weil sonst die Falle Gefahr laufen würde, lange leer stehen zu bleiben, was natürlich den Jäger auch zu langem Fasten nöthigte.

Die Thiere, welche diese ungeheuren Ebenen bewohnen, haben durchaus keinen regelmäßigen Wechsel, wie das Wild unserer Zone, und verfolgen höchstens denselben Weg nur dann mehrmals, wenn sie sich zum Wasser begeben wollen. Dies macht sich denn der Buschmann sehr zu Nutzen. Allein es genügt nicht, sich auf einem solchen Wechsel auf den Anstand zu stellen oder eine einzelne Fallgrube daselbst anzulegen, welche ein einzelnes Thier festhalten kann. Eine derartige Grube, welche oben etwa acht Fuß lang und vier Fuß breit ist und bei einer Tiefe von zehn bis zwölf Fuß sich nach unten stark verjüngt, so daß das hineingerathene Thier durch sein Zappeln und seine Befreiungsversuche nur um so fester eingezwängt wird, ist in den meisten Fällen nur ein einziges Mal zu gebrauchen, denn die Heerde merkt sich den Unfall, der eines ihrer Glieder betroffen hat, und zieht in Zukunft auf einem andern Wege zu Wasser. Will daher der Buschmann einmal einen größeren Fang thun, so muß er seine Vorbereitungen in großartigerem Maßstabe treffen. Hierzu schlägt er nun folgendes Verfahren ein:

Er wählt zunächst einen Raum, der zwischen zwei Bergen gelegen ist; die Entfernung derselben von einander ist gleichgültig, denn eine oder zwei englische Meilen kommen dabei nicht in Betracht. Der ganze Stamm wird aufgeboten; Männer, Weiber und Kinder machen sich an die Arbeit, und man errichtet einen Zaun, eine Verpfählung, oder vielmehr einen Wall aus allen möglichen

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau Lith. Anst. v. W. Loeillot in Berlin

Straussenjagd bei den Buschmännern.

Materialien, die sich in der Nähe finden: aus Steinen, Rasen, Gestrüpp oder dürrem Holz. Diese schwache Mauer braucht gar nicht hoch zu sein, und man läßt daran von Strecke zu Strecke sogar Lücken; die Thiere können leicht darübersetzen und gehen ruhig durch die darin aufgesparten Oeffnungen oder Thüren, die jede zu einer Falle führen. Wer könnte aber auch einen Verdacht schöpfen? Das Gras ist hier ganz so wie in der Nachbarschaft, der Sand ist hier glatt, die Erde scheint von keinem menschlichen Fußtritte berührt. Der Elephant allein mißtraut diesen Oeffnungen, die anderen schöpfen keinen Argwohn: das Eland wagt sich hinein, der Oryx springt durch sie hindurch, und das Nashorn sucht sie geflissentlich auf. Dieser langen Verpfählung auf der einen Seite entspricht auf der andern ein ähnlicher Zaun von gleicher Länge; beide nähern sich einander allmählich, verengern sich und bilden einen schmalen Gang, an dessen Ende sich eine große breite Grube befindet. Ist so Zaun wie Grube fertig, so vertheilt sich der ganze Stamm in einer großen Plänklerkette über eine weite Strecke hin, jagt die Heerden von Antilopen, Zebras, Quaggas und anderm Gethier nach der breiten Seite der Verpfählung hin und treibt sie mit lautem Geschrei dort hinein. Sobald die Verpfählung erreicht ist, so vertheilen sich die Männer zu beiden Seiten der Umzäunung, treiben die Thiere vorwärts gegen die Grube und schleudern ihre Assagaien oder Wurfspeere unter sie hinein; jeder Wurfspeer trifft im dichten Gewimmel sein Ziel, und die gehetzten Thiere springen unaufhaltsam und blindlings vorwärts. Da und dort bricht eines durch die Oeffnungen aus, stürzt in die kleineren Fallgruben und wird augenblicklich mit Pfeilen oder Assagaien niedergemacht. Die Hauptmasse des gehetzten Rudels erreicht endlich die große Grube und stürzt in dieselbe hinein; nun beginnt erst das rechte Blutbad. Die nachdringenden Thiere erdrücken die zuerst hineingefallenen und

werden ihrerseits durch einen Hagel von vergifteten Pfeilen und Assagaien getödtet. Nur wenige entkommen den tödtlichen Waffen über die Leiber ihrer Gefährten hin, welche die ganze Grube ausgefüllt haben, und nun hat der ganze Stamm auf viele Tage Fleisch genug.

Der Buschmann hält sich nicht immer an die List allein; er ist auch ein geschickter Bogenschütze, und man sieht es den kleinen Pfeilen und den kurzen Bogen nicht an, daß sie so gefährlich sind. Im Grunde genommen ist es auch nicht die Wunde, welche diese Pfeile verursachen, was sie so furchtbar macht, sondern das Pfeilgift, womit ihre Spitzen beschmiert sind. Der Bogen des Buschmanns ist nur ein kleiner Zweig von ungefähr vier und einem halben Fuß Länge, der mittelst einer Schnur aus gedrehten Thiersehnen leicht gekrümmt ist; der Pfeil ist nur ein Stück Schilf, mit der Pose einer gewöhnlichen Straußenfeder befiedert und mit einer Spitze aus einem starken Knochenstück versehen. Der Buschmann schießt damit auf eine möglichst große Entfernung, manchmal auf mehr als hundert Schritte, und die Entfernung vermindert noch die schon unbedeutende Gewalt des Schusses; wenn aber der Pfeil nur sein Ziel berührt, so bedarf es nicht mehr, und ein kleiner Riß reicht hin, um das Opfer zu fällen. Das Gift, womit die Pfeilspitze getränkt ist, macht sie für jedes Thier gefährlich. Der Buschmann versteht sich vortrefflich auf die Bereitung dieses Giftes, die er mit der größten Sorgfalt vornimmt, und zu welchem er die Stoffe, je nach den Oertlichkeiten, wo er sich befindet, aus allen drei Naturreichen nimmt; denn nicht überall findet er dieselben Substanzen. Aus dem Pflanzenreich nimmt er den Saft der Zwiebel der giftigen Amaryllis (Amaryllis disticha), den Milchsaft einer Euphorbie, den Saft einer Sumachart und die Nüsse eines kleinen Strauchs, den die Colonisten vom Cap „Wolfsgift“ genannt haben. Das

Thierreich liefert ihm die giftige Ausscheidung mehrerer Schlangen, z. B. der Hornviper (Vipera cerastes), welche ihren Namen zwei kleinen Hörnchen verdankt, die sie über den Augen trägt, der Aspis (Naja haje) und der Puffotter, welche sämmtlich in diesen Gegenden ziemlich häufig sind. Aus dem Mineralreich entlehnt er eine Art Erdharz, das jedoch nur dazu beitragen soll, das Gift consistenter zu machen, damit es besser an der Pfeilspitze haftet, die es bedecken soll.

Der Buschmann giebt dem Gifte, welches er bereitet, verschiedene Grade von Stärke, je nach dem Zwecke, den er dabei im Auge hat; mit sechszig so zubereiteten Pfeilen in seinem Köcher und einem Dutzend anderen, die er manchmal in dem Riemen um seinen Kopf trägt, daß sie beinahe einen strahlenförmigen Heiligenschein um seinen Kopf bilden, zieht er sowohl in den Krieg als auf die Jagd und ist gleicherweise erbötig, damit seine Jagdbeute zu treffen oder seine Feinde zu tödten. Zu den letztern rechnet er zunächst alle diejenigen, welche nicht von seiner Race sind, und diese Eintheilung ist leider gegründet, denn von ihm gilt derselbe Spruch wie von Ismael: Seine Hand ist aufgehoben gegen Alle, und Alle haben die Hand aufgehoben gegen ihn. Er hat nicht allein die Boers, die ihn von jeher unterdrückt haben, zu Gegnern, sondern wer ihn nur immer angreifen und verfolgen konnte, hat es gethan, die Eingeborenen ebenso gut als die Colonisten, ja zwischen ihm und dem Hottentotten, seinem angeblichen Verwandten, herrscht die tödtlichste Feindschaft, und der Buschmann wird noch barmherziger gegen den Kaffern und den Boer sein, als gegen den Namaqua; übrigens wird er alle ausplündern und niedermetzeln, wann und wo es ihm möglich ist; und dieser Anschlag gelingt ihm nur allzu leicht.

Raub und Plünderung gehören in der That nebst der Jagd zu den Haupterwerbszweigen des Buschmanns, und er verdankt dieser

gefährlichen Hilfsquelle zwar einen Theil des Unterhalts, bezahlt sie aber auch häufig mit dem Leben; deshalb nimmt er übrigens nur in der äußersten Noth und wenn ihm die Jagd gar Nichts mehr einträgt, seine Zuflucht zu solchen Raubzügen. Er wendet sich alsdann zu den nächsten Niederlassungen, nicht etwa um sie offen anzugreifen und im förmlichen Ueberfall, sondern die Expedition findet bei Nacht statt, und das Vieh wird geräuschlos hinweggetrieben, während seine Eigenthümer schlafen.

Der Tag bricht an, der Raub wird entdeckt, die Verfolgung organisirt sich. Ein Dutzend gut berittener Colonisten, bewaffnet mit sogenannten Rohren, nämlich langen Büchsen und Flinten von grobem Kaliber, schlagen die Fährte der Diebe ein und verfolgen sie im Galopp. Erreichen sie die Plünderer, ehe diese die Ebene verlassen haben, so sind sie ihres Erfolges sicher, denn ihre langen Gewehre tragen weiter, als die kleinen vergifteten Pfeile, und die Sühne wird furchtbar sein. Von Gnade und Schonung ist keine Rede, man verfährt mit den Buschmännern, als ob sie ein Rudel Hyänen wären. Es kann sich aber gleichwohl auch ereignen, daß die Räuber die Felsen schon erreicht haben, und die Boers würden dort vergeblich versuchen, sie einzuholen. Wie der Klippspringer (Antilope oreotragus) setzt der kleine Wilde von Fels zu Fels, entzieht sich dem Bereich der Kugeln, verschwindet wie ein Feldhuhn und duckt sich in eine Spalte nieder, wohin kein Reiter dringen kann.

Allein auch in der Ebene, wenn der Boden steinig oder von Schluchten durchschnitten ist, entziehen sich diese gelben Kobolde der Verfolgung, denn sie haben die Behendigkeit des Straußes, und in einem solchen Falle treffen die Boers ihr Vieh selten mehr lebend an. Sie sind zwar schon darauf gefaßt, höchstens die Hälfte davon noch am Leben zu finden; allein sobald die Buschmänner bemerken,

daß sie ihren Raub wieder preisgeben müssen, macht sich bei ihnen die Tücke des Wilden geltend, und sie tödten oder verstümmeln alle Thiere, die sie davongetrieben haben. Dem Einen werden die Kniesehnen durchgehauen, dem andern der Bauch aufgeschlitzt, einem dritten die Halspulsader geöffnet, einem vierten ein vergifteter Pfeil durch die Rippen gesandt, so daß keines mehr mit dem Leben davonkommt. Ein schmerzlicher Anblick, der den Colonisten noch mehr erbittert, ohne ihn zu überzeugen, daß es nur die Folge seiner eigenen Grausamkeit ist! Er empört sich darüber und sieht nicht einmal in dieser scheußlichen That die Wiedervergeltung für das Unrecht, das er dem armen Wilden selbst zugefügt hat. Hätte er den Buschmann nicht gehetzt, um ihn zu seinem Sklaven zu machen, hätten seine Jungen ihn nicht mißhandelt und seine Töchter nicht ihre Launen an ihm ausgelassen, so stünde vielleicht sein Vieh noch ruhig auf seinem Felde. Als der arme Wilde es zu stehlen versuchte, folgte er nur dem eisernen Drange des Hungers; als er es aber verstümmelte und niedermachte, gab er seinem Rachedurste nach.

Allein der Räuber wird nicht immer eingeholt; es gelingt ihm häufig, das weggetriebene Vieh in die Wüste zu schleppen, und die Geschicklichkeit, welche er in der Führung desselben an den Tag legt, ist wirklich merkwürdig. Die Kühe und Rinder fürchten sich vor ihm und flüchten bei seiner Annäherung wie vor derjenigen eines wilden Thiers; allein der Buschmann ist flinker als sie, verfolgt und umkreist sie und treibt sie zusammen, wie wenn er ein Schäferhund wäre, und bedient sich ihres Schreckens, um sie schneller von dannen zu treiben. Er wählt immer den unwirthlichsten Weg, eine Gegend der Wüste, worin durchaus kein Wasser zu finden ist; die Rinder leiden darunter und brüllen vor Schmerz, allein das kümmert den Buschmann nicht, denn den Durst, welchen sie leiden,

müssen ja auch diejenigen theilen, welche ihr gestohlenes Vieh wieder aufsuchen; und die Furcht vor dem Verschmachten muß die Boers von der weitern Verfolgung abhalten. Der Buschmann seinerseits leidet keinen Durst und trinkt wie ein Anderer, denn er ist sicher, auf seinem Wege Wasser zu finden.

Während er gegen die Gehöfte des Colonisten auf den Raub auszog, haben sich alle Weiber des Kraals (wie man die Lager der Buschmänner nennt), junge und alte, auf den Weg gemacht, den er bei der Rückkehr einschlagen wird. Jedes Weib trägt in seinem Karroß so viele Schalen von Straußeneiern, als sie darin tragen kann; alle diese Eierschalen sind mit Wasser gefüllt und werden auf dem ganzen Wege vergraben oder an Stellen versteckt, deren Merkmale nur dem Buschmann vertraut sind. Die bestohlenen Colonisten, welche ihn verfolgen, erbleichen dagegen beim Anblick der wasserlosen Wüste; der Durst drückt sie, ihre Pferde beginnen schlaff und schwach zu werden; sie kommen bald zur Ueberzeugung, daß es Thorheit sein würde, weiter vorzudringen; deshalb verzichten sie auf ihr Vieh und kehren wieder nach Hause zurück.

Langt dagegen der Buschmann mit der geraubten Heerde in seinem Kraal an, so geht es bei ihm hoch her. Man tödtet nicht nur einen einzigen Ochsen, sondern deren 20 – 25, ja alle, die man weggetrieben hat; alle Nachbarn laden sich zu Gaste, und man schmaust, daß es an Völlerei grenzt. Diese Fresserei dauert mehrere Tage hindurch ununterbrochen, selbst bei Nacht wacht man nur auf, um wieder zu essen! Niemand im ganzen Stamm denkt an den andern Tag; die Sorge für die Zukunft, mit der sogar gewisse Thiere ausgestattet sind, ist dem Buschmann vollkommen fremd. Keiner kommt auf den Einfall, einige Rinder oder Kühe aufzubewahren, sie weiden zu lassen und für die Zukunft zu behalten; man ißt, so lange man noch Etwas hat. Wird das Fleisch auch stinkend und geht in Fäul-

niß über, so liegt nichts daran, — man verzehrt es gerade so gut, als wenn es frisch wäre. Das ganze Aussehen des Kraals ist völlig verändert; die kleinen schattenartigen Skelette, die man daselbst hin und her gehen sah, sind verschwunden, Vollmondsgesichter und dicke Bäuche sind an der Tagesordnung, und die armen verkümmerten Weiber, die seither ebenfalls wie Gespenster herumwankten, liegen dick und träge am Boden und verdauen; die kleinen Kinder mit aufgetriebenem Bauch und blutbeschmierten Wangen wälzen sich mit einem Stück rohen Fleisches in der Hand in der Sonne, und selbst die klapperdürren Hunde, denen man zuvor die Rippen zählen konnte, verwandeln sich in wahre Fettklumpen.

Allein es kommt ein Augenblick, wo Nichts mehr von dem Fleische übrig ist, und sogar die Knochen abgenagt sind. Dann tritt eine vollkommene Umwandlung in der Stimmung ein; eine Art Starrheit oder Schlafsucht bemächtigt sich Aller; es ist die einzige Zeit, wo der Buschmann Nichts thut, sondern 24 Stunden nach einander schläft und nur aufwacht, um wieder einzuschlafen, denn er weiß ja, daß er Nichts mehr zu essen hat. Es ist ein Glück für ihn, wenn die Geier, welche sich mit ihm in die Reste des Schmauses getheilt haben und noch über denselben schweben, den Ort nicht verrathen, wo sein Kraal liegt; denn wenn der Boer sie gesehen hat, so hat der Buschmann seinen letzten Raubzug gemacht und seinen letzten Schmaus gehalten.

Tag um Tag vergeht, der kleine Wilde hat seine Schmäuse verdaut und von denselben ausgeruht; der Hunger regt sich wieder in ihm, ruft seine Thatkraft wach und treibt ihn wieder auf die Jagd. Ist er in der Nähe eines Flusses, so legt er sich auf den Fischfang. Findet er weder Wild noch Fische in seiner Nähe, so verzichtet er auf die hohe Jagd, auf Haar- und Federwild, und hält sich an die Insekten. Mit einem soliden spitzigen Stocke versehen,

dessen anderes Ende in einen großen Stein eingelassen ist, um die Hebelkraft zu vermehren, wendet sich unser Buschmann, von seiner Hungerkur etwas heruntergekommen, nach den großen kuppelförmigen Bauen der Termiten oder weißen Ameisen und bringt darin eine Oeffnung mit seinem Stocke an, um, wenn ihm nicht gewisse Ameisen-fressende Thiere schon zuvorgekommen sind, darin eine reichliche Ausbeute von Larven und Insekten aller Ameisenklassen zu finden, mit denen er seinen Sack füllt, und wovon er einen Theil schon an Ort und Stelle mit großem Appetit verzehrt. Allein gerade in Beziehung auf Ameisenlarven hat er gefährliche Concurrenten an dem Erdschwein (dem Aard-vaark der Holländer, dem Oryctéropus der Naturforscher) und dem Pangolin oder Schuppenthier (Manis), welche sich ebenfalls in einen Ameisenbau einwühlen und große Verheerung unter den Termiten und ihren Larven anrichten. Der Buschmann verschafft sich aber auch noch andere unterirdische Ameisen, welche nahe an der Oberfläche des Bodens bedeckte Wege aushöhlen, worin sie zu gewissen Jahreszeiten hin und her ziehen. Sobald er sie unterwegs sieht, was er an untrüglichen Anzeichen erkennt, so macht er mit Hilfe seines Stockes ein Loch in ihre Gänge, und dreht diesen recht oft in der Oeffnung um, damit die Seitenwände des Loches ganz glatt werden. Eine solche senkrechte Höhle bildet für die Ameisen einen furchtbaren Abgrund; sie stürzen hinein, häufen sich darin an, können an den allzu glatten Wänden nicht wieder emporklettern, und der Jäger hält unter ihnen eine reiche Ernte.

Zu diesem eigenthümlichen Nahrungsmittel, das allerdings nur als Lückenbüßer gelten kann, kommen dann noch verschiedene Wurzeln, Knollen und Zwiebeln von Pflanzen hinzu, welche in der Wüste wachsen, z. B. diejenigen von mehren Arten von Ixia und Sparaxis, sowie die von verschiedenen Ficoideen und Liliengewäch-

sen, worunter manche die Größe eines Kinderkopfs erreichen. Der Buschmann verwendet die Hälfte seiner Zeit auf das Aufsuchen dieser Wurzeln, die sich zwar stets in bedeutender Tiefe finden, von ihm aber immer ohne anderes Grabscheit als den mit einem Steine beschwerten Stock aus der Erde gewühlt werden.

Ein anderes Lieblingsgericht des Buschmanns bilden die Straußeneier, deren Schalen ihm die Stelle von Flaschen vertreten, und aus denen er sich Näpfe und Tassen verfertigt. Er besitzt eine große Gewandtheit in der Verfolgung des Straußes und der Entdeckung seines Nestes; und wenn er zufällig eines der letzteren in Abwesenheit der Vögel findet, so nimmt er alle Eier aus demselben heraus, versteckt sie in irgend einem Gebüsch, kehrt zurück und duckt sich an der Stelle zusammen, wo die Eier im Sande gelegen haben. Er trägt Sorge, daß die Vögel bei der Rückkehr seine Fußspuren im Sande nicht wahrnehmen; auch ist er so klein, daß man ihn im Neste nicht sieht, wenn man nicht ganz nahe an seinen Versteck herantritt, zumal wenn, wie dies meistens der Fall ist, das Nest mit etwas Gebüsch umgeben ist. Den Bogen in der Hand bleibt unser kleiner Wilder bis zur Rückkehr der Vögel an den Boden niedergeduckt und begrüßt sie mit einem vergifteten Pfeil; er ist in diesem Falle beinahe immer sicher, den einen oder den andern Vogel, zuweilen aber auch das Straußenpaar zu erlegen. Auch Eidechsen und Schildkröten verschmäht er nicht, und die Schale der letzteren dient ihm zur Vervollständigung seines Hausgeräths. Allein die eigentliche Festzeit voll Schmausereien und Gelagen bildet für ihn die Erscheinung der Wanderheuschrecken; die ganze Zeit hindurch, wo ihm dieses Manna vom Himmel fällt, kennt der Buschmann den Hunger nicht mehr, er wird im Handumwenden dick und fett, wie sein armer Hund, und würde sich für den reichsten Mann halten, wenn die Heuschrecken nicht aufhörten. Zum Unglück für ihn, aber

zum großen Glück für die Anderen haben jedoch jene Zerstörerinnen der ganzen Pflanzenwelt keine regelmäßige Wanderzeit, und es vergehen manchmal mehrere Jahre, ehe sie wieder erscheinen.

Die Buschmänner haben keine Religion, keine bürgerliche oder gesellige Verfassung, keine gesetzlichen Formalitäten. Die Ehe ist bei ihnen gar keine wichtige Angelegenheit; nur für das Andenken der Todten scheinen sie einige Achtung zu haben, denn sie beerdigen dieselben und häufen gewöhnlich auf diesen Gräbern eine große Menge roher Felssteine auf.

Man glaube übrigens ja nicht, daß diese Buschmänner traurig oder von melancholischem Temperament seien. Liegen sie auch den ganzen Tag im Schatten ihrer Büsche oder im Schooße der Schluchten versteckt, um entweder ihren Feinden zu entgehen, oder auf ihre Beute zu lauern, so verlassen sie dieselben, sobald der Tag zur Neige geht, nur um zu lachen und zu plaudern. Glänzt der Mond am Himmel, so tanzen sie bis in den hellen Morgen hinein, und der Kreis von festgetretener Erde, den man dann in ihrem Kraal sieht, zeigt von der Menge der Ronden, die daselbst aufgeführt worden sind. Selbst musikalisch ist der Buschmann und hat einige Instrumente von höchst eigenthümlicher Art. Abgesehen von einer Art Kinderklapper aus einem hohlen Kürbiß mit einigen Steinchen darin, hat er noch eine Art Guitarre oder Zither, bestehend aus der Hälfte eines Flaschenkürbisses, über welchen ein hölzerner Steg herläuft, der mit einigen Darmsaiten und langen Roßhaaren bezogen ist. Das Wunderlichste seiner musikalischen Instrumente aber ist eine Art Fiedelbogen aus einem gekrümmten Rohr mit einigen Roßhaaren und Saiten bezogen, die er dadurch in Schwingung versetzt, daß er das eine Ende dieses Instruments an die Nase bringt, und mit derselben an die Saiten haucht, — gewiß eine höchst eigenthümliche Musik! —

Von Regierung ist bei diesem Volke gar keine Rede, es hat keinen König und keine Häuptlinge; selbst die Autorität in der Familie, diejenige nämlich, welche aus der physischen Ueberlegenheit entspringt, verschwindet, sobald die Kinder ebenso stark sind, als der Vater. Es ist also unter diesem Volke nicht einmal der Stamm organisirt; einige Familien, welche sich zufällig und auf's Gerathewohl zusammenthun, bilden ihn; allein sie zanken sich häufig und trennen sich aus der geringsten Ursache. Uebrigens könnte ein solcher Stamm auch niemals mehr als etwa 100 Köpfe zählen, denn die natürliche Beschaffenheit jener Gegenden würde einer zahlreicheren Anhäufung von Menschen nicht erlauben, daselbst ihr Auskommen zu finden.

Die Buschmänner lernen wenig von ihren Nachbarn; der Boer reitet seine kräftigen einheimischen Pferde, der Hottentotte oder Namaqua reitet seinen gezähmten Büffel, aber der Buschmann verschmäht beharrlich jedes Hausthier außer seinem Hunde und macht seine Wanderungen zu Fuße.

Die Buschmänner werden immer dünn gesäet bleiben, so lange sie ihre jetzige Lebensweise beibehalten, und Nichts deutet bei ihnen auf eine Absicht hin, daß sie dieselbe jemals ändern werden. Alle Bemühungen der Missionäre in dieser Beziehung sind vollkommen fehlgeschlagen; diese Menschen scheinen nur für die Wüste geschaffen zu sein und sehnen sich selbst dann, wenn man sie in eine fruchtbare Gegend bringt, beständig nach ihren unwirthlichen Einöden zurück, weshalb man sie füglich ein ganz seltsames Volk nennen kann.

V.

Die Eskimos.

Die Eskimos bilden ohne Zweifel eines der eigenthümlichsten Völker auf dem ganzen Erdball. Sie verdanken der Natur der Regionen, welche sie bewohnen, eine ganz besondere Lebensweise, und da das Medium, worin sie leben, sich einerseits nicht geändert hat und anderseits so schwer zugänglich ist, daß nur wenige Reisende in jene Region vordringen, so hat die Bevölkerung der letzteren sich mit keinem anderen Volksstamme vermischt, und die Sitten und Gewohnheiten, welche aus der natürlichen Beschaffenheit jenes Länderstrichs entsprangen, haben sich bis auf den heutigen Tag so erhalten, wie sie vordem waren.

Die Eskimos sind in Europa schon seit langer Zeit bekannt, ihre Sitten sind uns oft von den Dänen beschrieben worden, welche seit Jahrhunderten Colonien in Grönland haben, und wir kennen sie auch aus den Schilderungen der Walfischfänger, welche früher jene ungastlichen Küsten besuchten. Endlich aber haben die letzten Expeditionen im hohen Norden von Nordamerika, hauptsächlich die Reisen, welche zur Ermittelung des Schicksals von Sir John Franklin und seiner Gefährten unternommen wurden, ein neues Licht auf das Land der Eskimos geworfen. Dieses Land ist ohne Widerrede das längste von allen Ländern der Welt, es erstreckt sich von der

Ostküste von Grönland und von der Meerenge von Belle-Isle, welche die Insel Neufundland von Labrador trennt, bis zum Berge St. Elias, der im amerikanischen Rußland an den Küsten des stillen Oceans liegt. Und die Länge ihres Gebietes vermehrt sich nicht nur durch die Krümmungen und Ein- und Ausbuchtungen der Polarküsten von Nordamerika, sondern auch dadurch, daß man die Eskimos auf den Aleuten und übrigen Inseln diesseits, sowie auf der andern Küste jenseits der Behringsstraße findet, wo sie unter dem Namen der Tschuktschen eine beträchtliche Strecke des asiatischen Küstenstrichs einnehmen, — nicht zu erwähnen der Inseln, welche nördlich von der Polarküste von Amerika liegen und von ihnen allein bewohnt werden. Endlich gehören wahrscheinlich die Lappen und Samojeden zum Stamme der Eskimos; und wenn man alsdann diese Vermuthung zugiebt, so wird sich zeigen, daß die Eskimos eigentlich die ganze Nordküste unserer Erdhälfte einnehmen — mit anderen Worten: daß ihr Land um die ganze Erde herumreicht. Trotzdem sind sie nicht im Stande zu sagen, wie die Engländer sich dessen rühmen, die Sonne gehe niemals über ihren Besitzungen unter, denn es vergehen im Gegentheil ganze Monate, ohne daß die Sonne bei ihnen nur am Himmel erscheint.

Gleichwohl ist es nicht üblich, die Lappen und Samojeden unter die Eskimos zu rechnen; sie unterscheiden sich von denselben durch einige wesentliche Punkte, und man begreift unter der Zahl der eigentlichen Eskimos nur die Bewohner der amerikanischen Küste, diejenigen des Küstenstrichs der Behringsstraße und diejenigen von Grönland. Die Thatsache steht fest: die Eskimos sind ausschließlich nur Bewohner der Meeresküste. Aber wenn ihr Land, selbst auf die oben bezeichneten engeren Küstenstriche reducirt, das längste auf der ganzen Erde ist, so ist es gleicherweise auch das schmälste. Nehmen wir die Inseln des Polarmeeres davon aus, so ergiebt sich

dasselbe nur als ein Streifen längs der Küste, der an seiner größten Breite kaum mehr als eine Tagereise tief ist. Die Bewohner dieses Küstenstreifens entfernen sich auch nur vom Meere, um das Rennthier oder den Bison zu jagen, und kehren nach der Jagd immer wieder an die Küste zurück, wo sie ihren eigentlichen Wohnsitz haben, und wo sie sich vorzugsweise die Mittel zu ihrem Unterhalt verschaffen. Der Ursprung des Wortes Eskimo ist in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Man hat schon die Vermuthung aufgestellt, dieser Name sei die Zusammenziehung einer beschreibenden Phrase Ceux qui miauent, als des Ausdrucks, welchen die französisch redenden canadischen Jäger auf die Bewohner dieser Eisregion angewandt hätten, weil sie diese zuweilen ein Miauen haben ausstoßen hören. Allein dieser Erklärungsversuch erscheint uns im höchsten Grade abenteuerlich und unhaltbar, um so mehr, als die Eskimos selbst sich mit dem Namen Inuwit bezeichnen, was bei ihnen Männer heißt, und mehrere Stämme von ihnen sich ausdrücklich mit besonderen Namen kennzeichnen. Man kann durchaus nicht behaupten, daß die Eskimos verführerische Leute seien; trotzdem findet man aber bei ihnen nicht selten unter der Jugend einzelne Individuen, die, wenn man sie vom Schmutz befreit hat, gefällige und angenehme Züge zeigen. Im Allgemeinen ist der Schnitt ihres Gesichts Nichts weniger als regelmäßig; ihr Kopf ist platt und rund, die Stirne niedrig und zurücktretend, das Kinn schwach, und die Backenknochen ragen so sehr hervor, daß sie bisweilen über die Nase heraustreten und in allen Fällen das Gesicht außerordentlich platt erscheinen lassen. Die jungen Mädchen aber haben ein frisches Aussehen und eine gefällige einnehmende Physiognomie. Wenn sie jedoch älter werden, bräunt sich trotzdem ihre Haut, und ihr Gesicht wird immer häßlicher. Hauptsächlich werden die Weiber so abscheulich, daß die ersten Reisenden, welche sie gesehen haben,

sie für Hexen erklärten. Die mittlere Größe der Individuen im Lande der Eskimos steht unter derjenigen der Europäer; man sieht zwar zuweilen unter ihnen Männer von fünf Fuß Höhe, aber diese Erscheinung ist selten, und diese ausnahmsweisen Individuen gelten bei ihren Landsleuten für wahre Riesen. Die gewöhnliche Größe der Männer schwankt zwischen 4 Fuß 8 Zoll und 5 Fuß 2 Zoll, und die Frauen überschreiten nur selten das Mittel von diesen beiden Zahlen. Sie sind vorzugsweise an den Beinen verkürzt, Rumpf und Brüste sind ziemlich groß, allein der Mangel an körperlicher Bewegung und die Gewohnheit immer zu sitzen oder zu hocken verhindert, daß die unteren Extremitäten sich im Verhältniß zum Körper entwickeln und diejenige Größe erreichen, welche den Dimensionen der übrigen Gliedmaßen entspricht. Dieselbe Eigenthümlichkeit bemerkt man auch bei den verschiedenen Reitervölkern von Süd- und Nordamerika: bei den Comanchen der Prairien, den Gauchos und den Indianern der Pampas, welche von Jugend auf beinahe immer zu Pferde sind, und bei denen sich die Beine daher ebenfalls verkümmern. Die Eskimos haben keine Religion, oder vielmehr der Glaube an Hexen, an böse Geister u. s. w., mit welchem sich kaum die schwache Ahnung eines zukünftigen Lebens vermischt, verdient nicht mit diesem Namen belegt zu werden. Jede politische oder sociale Organisation ist ihnen fremd, und sie unterscheiden sich in dieser Beziehung von beinahe allen andern Wilden, von denen auch die rohesten noch einen Häuptling und einen Rath von Alten haben. Gleichviel beweist dies noch nicht, daß sie tiefer stehen, als jene andern Völkerschaften; vielmehr scheinen die Eskimos im Gegentheile im Verkehr unter sich redlich und rechtschaffen zu sein und sind auch den Reisenden immer ehrlich begegnet, wenn sie nicht ganz unwiderstehlichen Versuchungen unterworfen worden sind. Man hat ihnen kleine Diebstähle zum Vorwurf gemacht und ihnen des-

halb auf den Kopf Schuld gegeben, sie hätten alle einen Hang zur Dieberei; allein wenn man bedenkt, von welch' ungeheurem Werthe in ihren Augen Aexte, Beile, Messer, Nägel, Eisenstücke u. s. w. sind, die sie den Seeleuten entwendet haben, so wird man sie nicht allzu streng beurtheilen. Wenn man bei uns Diamanten oder Goldbarren auf die Straße legte, so würden sie wohl auch nicht lange liegen bleiben, und man könnte deshalb doch nicht sagen, alle Deutschen seien Diebe. Wie viele Leute bei uns lassen sich nicht durch den geringen Reiz eines baumwollenen Taschentuchs oder irgend eines unbedeutenden Artikels von kurzen Waaren zum Diebstahl verführen!

Die Eskimos stehen in der That weitaus nicht so tief auf der Stufenleiter der Völker, als man glaubt. Der einzige wesentliche Punkt, durch welchen sie sich einigermaßen dem ganz wilden Zustande nähern, ist ihre auffallende Unreinlichkeit und die häufig vorkommende Thatsache, daß sie Fische und Fleisch roh verspeisen. Allein es ist in ihrer Heimath nicht immer möglich, sich ein Feuer zu verschaffen; mehr als ein Europäer hat sich schon in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, sein Stück Robbenfleisch ungekocht zu verzehren, und überwand aus Hunger den Ekel, den er Anfangs davor empfand.

Allein wenn die Kochkunst bei ihnen auch noch auf einem sehr tiefen Fuße steht, und die Strenge des Klimas ihnen weder Ackerbau noch Handel erlaubt, so haben die Eskimos nichtsdestoweniger aus den dürftigen Hilfsquellen ihrer eisigen Heimath den bestmöglichen Nutzen zu ziehen gewußt. Wie roh und karg auch der Stoff ist, den ihnen die ärmliche Natur jener Länder liefert, so legen sie doch eine überraschende Geschicklichkeit in der Verfertigung ihrer Kähne wie ihrer Jagd- und Fischfangsgeräthe dar, welche die einzige Art von Gewerbsfleiß bilden, die unter ihrem hochnordischen Him-

mel ausführbar ist. Ihre Kleidung ist an sich allein schon ein Beweis von ihrer Ueberlegenheit über andere Wilde; ihre Kleider sind zweckmäßig, gut gemacht und wohl unterhalten; Niemand geht bei ihnen in Lumpen; sie haben Sommer- und Winterkleider, deren Verfertigung ihren Frauen Ehre macht, denn diese versehen bei ihnen die Stelle von Schneiderinnen und Nähterinnen.

Die Tracht beider Geschlechter besteht nach dem Capitain Lyons, einem der Reisenden, dem wir die meisten Einzelnheiten über die Lebensweise der Eskimos verdanken, aus sehr gut zubereitetem Pelzwerk: aus Rennthierhäuten, Bärenfellen, den Bälgen vom Fuchs, vom Murmelthier, vom Wolf, vom Hund und von der Robbe. Dem Robbenfell geben sie sogar den Vorzug für das Schuhwerk, weil es das undurchdringlichste, wasserdichteste und hauptsächlich dauerhafteste Leder giebt.

Eine weite Blouse oder Jacke aus Rennthierfell ohne Oeffnung auf der Brust bildet im Winter die allgemeine Tracht der Männer. Dieser Rock ist mit einer Kapuze versehen, welche immer mit einem Streifen von weißem Pelz verziert ist, so daß sie mit dem davon eingerahmten braunen Gesicht einen hübschen Contrast bildet. Der Vordertheil dieses Ueberwurfs ist viereckig geschnitten und reicht etwa auf die Mitte des Schenkels hinab; die hintere Seite aber ist abgerundet und fällt bis auf wenige Zoll vom Boden hinunter. Der Rock ist oft mit einem Rande von gelber Farbe verziert, an den sich manchmal noch Fransen von kleinen dünnen Lederstreifen anschließen. Bei starkem Wind wird der Rock um die Taille mit einem Lederriemen befestigt, fällt aber außerdem frei herab.

Unter diesem äußeren Kleidungsstück trägt unser Eskimo ein anderes, das dem vorerwähnten im Schnitte ganz ähnlich, aber weder mit Besatz verbrämt noch mit Fransen versehen ist und statt dieses Schmucks von Leder und Pelzwerk bisweilen eine Verzierung von

kleinen Reihen von Perlen hat, die auf die Schulter oder den Rücken hinabfallen. Dieses Unterkleid ist aus einem minder dicken Fell verfertigt, dessen Haarseite nach innen gekehrt ist, so daß es die Stelle eines Hemds und aller andern Unterkleider vertritt. Beim Hin- und Hergehen bindet man die Schöße desselben mit zwei Schnüren auf, daß es nicht an die Beine anschlägt.

Außer diesen beiden Kleidungsstücken trägt der Eskimo noch einen Aermelmantel von Rennthierfell, der vorne offen und so weit ist, daß man sich desselben auch als Bettdecke bedienen kann. Die Weiber werfen sich diesen Mantel um die Schultern, wenn sie im Schlitten fahren, um sich zu bedecken und ihre Kinder darunter vor der Kälte zu schützen. Das Beinkleid ist von derselben Beschaffenheit, wie das Oberkleid, und auf dieselbe Weise verziert und wird um die Taille mittelst eines Zuges befestigt. Am beliebtesten ist und für besonders zierlich gilt eine streifenweise Anordnung des Stoffes, woraus das Beinkleid gefertigt wird; indem man Streifen von verschiedenen Farben an einander näht, welche von den verschiedenen Theilen des Thieres genommen sind, wie z. B. von den Läufen des Rennthiers und der Innenseite der Schenkel u. s. w. Wie bei der Jacke, so trägt man auch beim Beinkleid zwei Paare von diesem unentbehrlichen Kleidungsstück über einander, welche aber trotz der Kälte nur bis über das Knie reichen. In Folge dieses unsinnigen Brauches ist schon manches Bein erfroren worden; allein dies ist nun einmal Mode und trotz der unangenehmen Erfahrungen, welche die Eskimos in diesem Stück gemacht haben, würde doch keiner von ihnen seine kurze Hose auch nur um einen Zoll länger tragen.

Die Stiefeln reichen bis über das Beinkleid herauf und bieten, wie alle anderen Theile der Tracht, verschiedene Farben dar, deren Nüancen und Anordnung wechseln. Der Schnitt aber ist bei allen



Verlag von Eduard Trewendt in Breslau

Eskimo's.

derselbe. Auch die Stiefeln, oder besser gesagt die Kamaschen, sind doppelt, wie alle anderen Kleidungsstücke, und das eine Paar wird mit der Haarseite nach innen getragen, bei dem andern aber das Haar nach außen gekehrt. Außer diesen beiden Paaren Stiefeln oder Kamaschen trägt jeder Eskimo noch ein Paar Socken aus Blase und darüber ein Paar Halbstiefeln aus Seehundsfell, welche über alles Andere hergehen, bis zum Knöchel herauf reichen und mittelst eines Zugs befestigt werden. Dies ist die Fußbekleidung für den Winter, die man beim Schlittenfahren trägt. In der schönen Jahreszeit oder auf der Jagd hat der Eskimo nur ein einziges Paar Stiefeln aus so gut gegerbtem Robbenfell und so gut genäht, daß durchaus keine Feuchtigkeit hindurchdringen kann. Die Sohle derselben besteht gewöhnlich aus einem Stück Fell vom Walroß oder von einer anderen großen Robbenart, welche der Eskimo U-giou nennt, und dessen Zähigkeit auch den rauhesten Wegen Widerstand leistet. Die Socken oder Pantoffeln von Blase werden aber auch unter diesem einzigen Paar Stiefeln getragen.

Zur Vervollständigung dieses Anzugs gehören noch ein Paar Fausthandschuhe, die aus allen möglichen Arten von Leder, meist aber aus Hirschhaut verfertigt werden; diese sind sehr behaglich, so lange sie trocken sind, werden sie aber einmal naß, so gefrieren sie und bilden gleichsam nur eine Eishülle.

Beim Fischfange trägt der Eskimo Handschuhe aus dem Fell von jungen Robben, die eben so wasserdicht sind, wie seine Stiefeln. Die Handschuhe werden jedoch vorzugsweise nur im Winter getragen, wie die ganze vorerwähnte Tracht. Für die wärmere Jahreszeit bedient man sich leichterer Kleider und Schuhe aus dünnerem Fell und Beinkleider aus Entenbälgen mit nach innen gekehrtem Flaum, die zugleich weich, leicht, geschmeidig und leicht zu fertigen sind.

Die Paar Zierrathen, welche den Putz vervollständigen, werden nur von Männern getragen und bestehen aus Bändern oder geflochtenen Streifen von Ledermosaik, hauptsächlich Stirnbändern, bei denen manchmal Locken von schwarzen Haaren sich von dem weißen Pelzwerk abheben; manche dieser Stirnbinden sind mit Fuchszähnen besetzt und endigen vorne in einem Bisonzahn, einem Stück vom Hauer eines Walrosses oder einem Knochenfragment, das ihnen auf die Stirne herabfällt.

Die Frauentracht besteht aus dem gleichen Stoffe, wie die der Männer, unterscheidet sich jedoch von derselben durch den Schnitt. Die beiden Jacken reichen tiefer auf die Schenkel herab, und die Kapuze daran ist weiter und größer, um die kleinen Kinder darin aufzunehmen, die bis zum zweiten oder dritten Jahre in dieser eigenthümlichen Wiege bleiben. Eine Art Wehrgehänge, das zum Festhalten dieser kostbaren Last bestimmt ist, läuft unter den Armen hindurch, kreuzt sich hinter der Kapuze und wird an zwei hölzernen Knöpfen befestigt, die auf jeder Seite der Brust angebracht sind. Endlich bildet derjenige Theil der Kapuze, welcher auf die Schultern zu liegen kommt, eine Art Sack und erlaubt dem Säugling, die Runde um die Mutter zu machen und derselben auf die Brust zu kriechen, ohne die Tasche zu verlassen, die ihm zum Aufenthalte dient.

Der Gürtel wird von den Frauen häufiger getragen als von den Männern und ist ein Kleinod, das mit Fuchszähnen besetzt oder aus Fuchsknochen zusammengesetzt ist, oder auch aus den Ohren von Hirschen, die man paarweise daran befestigt, und die von der waidmännischen Geschicklichkeit des Auserwählten zeigen.

Die Beinkleider stimmen im Schnitt mit denen des andern Geschlechts überein und unterscheiden sich davon nur durch die Verzierung. Anstatt der Streifen nämlich, die bei den Männerbein-

kleidern üblich, sind die Weiberbeinkleider immer hälftig getheilt: etwa vorne von weißem Pelz und hinten von dunkler Farbe u. dgl.; man befestigt sie wie die anderen mittelst eines Zugs, dessen Schnüre auf den Hüften eine Schleife bilden und in irgend einem kostbaren Geschmeide endigen, wie z. B. dem Backzahn eines Bison, einem Stück vom Stoßzahn eines Walrosses, einer kleinen hölzernen Kugel oder einem kleinen durchbohrten Kiesel. Der seltsamste Theil der Frauentracht ist jedoch unstreitig die Fußbekleidung; man denke sich ungeheuere Stiefeln, wahre Säcke, an denen eine gewaltige Stiefelstulpe der umfangreichste Theil ist und in ein Blatt von Fell ausläuft, das den Schenkel bedeckt und mittelst eines Knopfs am Gürtel befestigt wird. Diese großen Wasserstiefeln sind bisweilen mit Pelzwerk von verschiedenen Farben verziert, die mit sehr vielem Geschmack angeordnet sind; auch bestehen sie manchmal ganz aus Robbenfell. Man trägt sie, wie bei den Männern, in doppelten Paaren und unter denselben auch die Socken aus Blase.

Die Kinder liegen bis zum zweiten oder dritten Jahre ganz nackt in der Tasche ihrer Mutter; wenn sie diese Wiege verlassen, steckt man sie in ein Kleidchen aus dem Fell eines Wildkalbes, das hinten offen, und dessen Beinkleid an die Jacke angenäht ist. Die Mütze, ein unerläßlicher Theil der Kindertracht, hat gewöhnlich eine phantastische Form; am beliebtesten sind die Mützen aus der Kopfhaut eines jungen Rennthiers, woran man die Ohren, die Schnauze und die Augenöffnungen sorgfältig aufgespart hat, so daß das Kind, wenn es diese Mütze trägt, selbst einem kleinen Rennthier gleicht.

Wenn wir von der Tracht zu der Wohnung übergehen, so werdet ihr nicht wenig erstaunen über das Material, aus welchem dieselbe besteht: die Winterwohnung wird nämlich nur aus Schnee und Eis erbaut — Schnee bildet die Wände, Eis vertritt die Stelle

der Fenster. Man glaube aber ja nicht, daß eine solche Behausung kalt sei. Capitain Lyons sagt von ihr: „Eine Thür von etwa 2½ Fuß Breite führt in einen gewölbten Gang, worin zwei Personen gebückt an einander vorübergehen können, und der etwa 16 bis 17 Fuß lang ist; am Ende dieses Ganges ist wieder eine Art Thür, die zu einem Flur von derselben Gestalt wie der vorige, aber von geringerer Länge führt. Am Ende dieses Flurs befindet sich eine runde Oeffnung von etwas mehr als zwei Fuß Durchmesser; man steigt eine Treppe hinan und gelangt nun in einen runden Raum von ungefähr 7 Fuß Höhe und 20—24 Fuß Umkreis, welcher eine Art Vorzimmer zu drei weiteren ebenfalls gewölbten Gemächern bildet.“

Diese Schilderung gilt jedoch wohlverstanden nur von den umfangreicheren Wohnungen; es giebt auch minder geräumige, welche nur eine oder zwei Familien beherbergen und eine andere Eintheilung haben.

„Jedes dieser runden Gemächer, welche ich gesehen habe,“ sagt Capitain Lyons, „mochte ungefähr einen Durchmesser von 17 Fuß bei einer Höhe von 7 Fuß haben; da aber das Baumaterial, nämlich der Schnee, nicht selten ist, so mag es auch geräumigere geben, da der Baumeister in diesem Stück keine andere Regel befolgt, als seinen eigenen Geschmack. Die Wölbung dieser Kuppeln besteht aus regelmäßigen Blöcken, die ungefähr 2 Fuß lang und 4—5 Zoll dick sind und sich in einer großen Platte endigen, die gleichsam den Schlußstein des Gewölbes bildet; die Ausführung des Ganzen hätte aber auch den strengsten Künstler zu befriedigen vermocht.

„Wenn zwei Familien dasselbe Gemach bewohnten, so waren Bänke von 2 Fuß Höhe einander gegenüber angebracht und an die Wand angelehnt. Auf diesen Bänken, welche statt der Bettstellen

oder Pritschen dienen, breitet man zuerst eine Schicht von Walfischbarten oder von den haidekrautartigen Stengeln der Andromeda arborea oder crispa, oder auch von Fetzen von Pelzwerk aus, welche man mit Rennthierfellen und anderem Pelzwerk bedeckt, so daß sie einen sehr behaglichen Anblick gewähren; diese warmen Decken sind meistens entweder mit Fransen verziert oder mit Leder eingefaßt. — In jedem dieser runden Gemächer vertrat ein großes Stück durchsichtigen Eises, etwa zwei Fuß in's Gevierte, das in die Wölbung eingelassen war und sich gewöhnlich über der Thüre befand, die Stelle eines Fensters; das gedämpfte Licht, welches durch diese Eisscheibe herein fiel, hatte durchaus nichts Schillerndes und war so sanft wie das Licht, das durch ein mattgeschliffenes Glas fällt.

„Wir erfuhren zu unserm Erstaunen, daß für zwei geübte Arbeiter wenige Stunden hinreichen, um ein derartiges Haus zu bauen; der Eine richtet die Schneeblöcke her, der Andere schichtet sie auf einander, und der Frost verkittet sie unter einander.

„Ein kleiner Haufen Schnee vertritt die Stelle des Tisches. Auf jede Familie, oder vielmehr auf jede Frau kommt ein solcher Tisch, denn wenn die Bewohner des Hauses zwei Weiber und ihre Mutter bei sich haben, so besitzt jede von ihnen ihren eigenen Tisch.

„Wir hätten selbst bei einem wiederholten Besuch kein ausführliches Inventar über alle die Gegenstände aufzunehmen vermocht, die in diesen Wohnungen enthalten waren, und wir werden uns daher nur auf die Beschreibung derjenigen Mobiliarstücke beschränken, die sich überall vorfinden. Ein Rahmen aus zwei oder drei Fischharpunen gebildet, von einem großen Kreise aus Holz oder Knochen getragen und von einem großen Netz mit groben Maschen bedeckt, ist dazu bestimmt, die frischen Felle oder naß gewordenen Kleidungsstücke aufzunehmen, die man mittelst einer Lampe trocknet.

„Das Erste, was unser Führer beim Eintritt in eine solche Winterwohnung that, war, seine Handschuhe auf diesen Rahmen zu werfen, nachdem er den Schnee abgeklopft hatte, der sie bedeckte.

„An diesem Trockenapparate hingen wie an einem Kesselhaken kleine steinerne Tröge, unter denen steinerne Lampen standen, welche die Form eines Halbmondes hatten und auf ihrem convexen Theil mit einer tiefen Rinne versehen waren. Diese Lampen waren mit Walfischfett gefüllt, welches beim Zerschmelzen in die Rinne herablief und hier mit dem Docht der Lampe in Berührung kam. Der Lampendocht bestand gewöhnlich in etwas Moos oder Steinflachs, welche um ein Steinchen oder ein Stück Holz herum gelegt waren. Die Größe der Lampen ist sehr verschieden; wir sahen solche von 5 Zoll bis zu 2 Fuß Länge; die Kochtöpfe sind ebenfalls von verschiedenem Inhalt, so daß die einen 4—5 Quart, die andern kaum das Volumen von zwei Obertassen enthielten.

„Nicht jeder Eskimo besitzt übrigens einen solch' umfangreichen und wichtigen Apparat; viele hängen ihren Kochkessel einfach nur an einem Knochen auf, den sie in die Schneemauer gesteckt haben. Ein junges Weib lieferte uns den besten Beweis hierfür; es war das zweite Weib eines Mannes, dessen erste Gattin, groß und dick, einen Ofen hatte, der ganz im Verhältniß zu ihrer umfangreichen wohlbeleibten Gestalt stand, während die andere, klein und pausbäckig, nur eine Lampe von der Größe eines Dessertellers und einen Topf besaß, der höchstens drei Tassen enthalten mochte.

„Beinahe in jedem dieser runden Gemächer sahen wir einige hölzerne Mulden oder Wannen, welche eine sehr verschiedene Bestimmung zu haben schienen: die einen enthielten Fett und Fleisch von Robben, die andern frische Häute, die in Urin eingeweicht waren. Eine Anzahl Näpfe und Schüsseln von allen Größen, theils aus Walfischknochen, theils aus Holz oder Leder, vervollständigten die Ge-

räthe und dienten offenbar zu jedem beliebigen Gebrauch, den man nur von einem Gefäß machen kann."

Der Eskimo hat zweierlei Kähne, den Kayak und den Umiak; letzterer ist ein einfaches Flachboot und ausschließlich zum Gebrauch der Weiber bestimmt; der Kayak aber ist eines der Wunder der Schiffsbaukunst. Er ist 24—25 Fuß lang, aber an seinem breitesten Theile kaum 2 Fuß breit. Man hat seine Gestalt mit derjenigen des Weberschiffchens verglichen, was ganz richtig ist, nur daß die Linien des Kayak weit zierlicher sind. Er ist seiner ganzen Länge nach mit einem Verdeck versehen, oder vielmehr oben geschlossen, und in der Mitte des Verdecks befindet sich eine runde Oeffnung, welche gerade groß genug ist, daß der Eskimo sich mit dem unteren Theile seines Körpers in dieselbe hineinzwängen kann. Diese Oeffnung hat einen kleinen Rand, der nach vorne höher ist als nach hinten, und ist oft mit einem Reif von Walroßzahn verziert.

Ein Brett von ungefähr 7 Linien Dicke, das in der Mitte 4—4$^1/_2$ Zoll breit ist und sich allmählich verjüngt, bis es in eine scharfe Spitze endigt, läuft auf jeder Seite des schwachen Bauwerkes hin und bildet gleichsam dessen einzigen Halt. An diesen Plattbord sind 64 Rippen befestigt, und dünne Gerten, auf dem äußeren Theile dieses Gerüstes angebracht, laufen von einem Ende des Kayak zum andern, der abgerundet und nicht gekielt ist; 22 kleine Stützbalken sind der Quere nach angebracht, halten die Zimmerung des Boots auseinander und werden ihrerseits durch eine starke Latte festgehalten, die sich über die ganze Länge des Verdecks erstreckt, jedoch wohlverstanden mit Ausnahme des Ortes, wo der Eskimo sitzt. Das Gerüst dieses leichten Bootes ist entweder aus Walfischknochen gezimmert oder noch lieber aus Holz, wo solches zu haben ist, und mit Robbenfell überzogen. Das vollständige Fahrzeug wiegt höchstens 60 Pfund, so daß der Eskimo es auf dem Kopf tragen

kann, wo er es im Gleichgewichte erhält, ohne eine Hand daran zu legen.

Steckt er einmal in seinem Kayak, auf dessen Boden er zuerst einen guten Pelz ausbreitet, der ihm zum Sitz dient, so kann er weder aus demselben steigen, noch seine Lage verändern, ohne daß ihm ein Anderer dazu seinen Beistand leiht. Gewöhnlich machen zwei solcher Boote mit einander Admiralschaft, d. h. ihre Inhaber halten sich dicht beisammen, und wenn es nun gilt, ein bedeutendes Gewicht zu haben, die Stauung zu verändern, oder irgend eine Bewegung zu machen, so leisten sich die beiden Kahnführer gegenseitig Beistand. Endlich macht das doppelte Schaufelruder von jedem von ihnen, wenn es quer über die beiden Kayaks gelegt wird, daraus einen Doppelkahn von weit soliderem Gleichgewicht.

Zur Ladung eines solchen Kahns gehören einige Robbenblasen, sowie verschiedene Leisten von Fischbein, um die mitgenommenen Waffen oder Fischfangsgeräthe an der ihnen angewiesenen Stelle zu erhalten. Der Ertrag des Fischfangs oder vielmehr der Jagd, nämlich die Wasservögel und ihre Eier, welche man während der Fahrt fängt oder sammelt, werden im Bug oder im Hintertheile des Kahns aufbewahrt; wird eine Robbe getödtet, so legt man sie auf das Verdeck, wo sie trotz ihrer Rundung gewöhnlich unangebunden bleibt, weil das Fahrzeug das vollkommenste Gleichgewicht hält.

Es ist ungemein schwierig, sich in einem solchen Kahn vor dem Umschlagen zu bewahren. Die geringste Woge, die es der Quere nach ergriffe, würde es augenblicklich umwerfen, und ein Augenblick der Unaufmerksamkeit reichte hin, um von einer Woge überrascht zu werden. Allein mit welcher Gewandtheit und Schnelligkeit weiß der Eskimo seinen zierlichen Kayak auf der Stelle zu wenden oder beizulegen, wenn er dem Stoß einer Woge ausweichen

oder sich auf seine Beute stürzen will! Das Ruder, dessen er sich bedient, ist ungefähr zehn Fuß lang. An dem Orte, wo er es mit der Hand anfaßt, ist es ziemlich dünn, damit er es leichter führen und handhaben kann; aber nach den beiden Enden hin wird es immer breiter, so daß es eine ziemlich dünne Klinge von drei und einem halben Zoll Breite bildet, deren Ränder sowohl des hübscheren Aussehens wegen als auch um der größeren Härte und Dauerhaftigkeit willen aus Walroßzahn bestehen.

An Wichtigkeit kommt dem Kayak beinahe gleich der Schlitten, welcher in diesen Ländern voll Eis und Schnee drei Viertheile des Jahres hindurch seine Anwendung findet. Der Eskimo, welcher einen Schlitten und einen Kayak besitzt, gilt schon für einen wohlhabenden Mann.

Es wäre schwierig, dieses eigenthümliche Fuhrwerk nach seinen Einzelnheiten zu beschreiben, denn man vermöchte kaum zwei zu finden, die einander ganz gleich wären, und das Material ist an ihnen so sehr verschieden wie die Form. Die geschätztesten Schlitten sind diejenigen, deren Schlittenläufe aus den Backenknochen eines Walfisches bestehen, die man in der Dicke von ungefähr drei und einem halben Zoll auf eine Breite von fünf bis elf Zoll zersägt hat; diese Schlittenläufe sind mit einer Art Schuh versehen, der von einem Brett von demselben Material gebildet wird. Knochen, Holzstücke, Stangen von Rennthierschaufeln, die man der Quere nach angebracht hat, halten die Wände des Schlittenkastens, dessen Oeffnung oben ungefähr sechszehn bis achtzehn Zoll breit ist, und der sich nach unten zu bedeutend erweitert. Diese Schlitten sind manchmal dreizehn bis vierzehn Fuß lang und weit schwerer als die Kähne. Capitän Lyons wog einen solchen von zehn Fuß Länge, der ein Gewicht von zweihundertundzwanzig Pfund ergab. Während der kältesten Winterzeit werden die Bretter aus Walfischkinnbacken

häufig durch Walroßfell ersetzt, das beinahe einen Zoll dick und in gefrorenem Zustande zehnmal dauerhafter ist, als ein Brett in gleichem Umfang sein würde.

Ein anderes sinnreiches Verfahren besteht darin, eine Rolle aus Robbenfell zu machen, sie mit Moos und Erde zu füllen und etwas Wasser darauf zu gießen, damit der Frost daraus ein compaktes Ganze mache; unter dem Schlittenlauf wird dann ein Schuh von Eis, den man aus Schnee und Wasser zusammenfrieren läßt, angebracht, um die Reibung zu vermindern und die Geschwindigkeit der Fahrt noch zu erhöhen.

Die Eskimos verstehen sich nicht auf die Bearbeitung der Metalle; sie haben kein anderes Holz oder Eisen als das Strandgut, welches das Meer an ihre Küsten oder Eisfelder wirft, und sie bereiten sich daher die Spitze ihrer Waffen entweder aus einem Fischgrat oder aus dem Elfenbein, das ihnen die Stoßzähne des Narwals und des Walrosses liefern. Hieraus folgt, daß das Material der Waffen je nach der Gelegenheit wechselt, während die Form derselben bei jeder einzelnen Art immer die gleiche bleibt.

Der Ka-té-tik ist ein großer Speer mit einer Elfenbeinspitze, womit den verwundeten Thieren der Gnadenstoß gegeben wird. Er nimmt auf dem Kayak eine besondere Stelle ein.

Der Unak, ebenfalls mit einer Spitze von Elfenbein versehen, ist eine leichtere harpunenartige Lanze, welche eine Blase von Fischen oder Robben und eine große Leine trägt und am Ende in eine Art Harpune ausläuft, deren Schaft man sogleich hinwegzieht, wenn die Spitze in den Körper des Thiers eingedrungen ist.

Der Ip-pu-tu-yu ist ebenfalls eine leichte Lanze ohne alles Beiwerk; manche dieser Waffen bestehen einfach nur aus dem Stoßzahn eines Narwals von vier bis fünf Fuß Länge.

Vom Nug-huit giebt es zwei Arten, beide dazu bestimmt,

Vögel, junge Vierfüßler oder Fische damit zu erlegen. Der eine verläuft an seinem Ende in eine Gabel und trägt auf der Hälfte seiner Länge drei divergirende und mit Widerhaken versehene Spitzen; der zweite ist ein einfacher Dreizack. Alle diese Spitzen werden aus Walroßzähnen verfertigt, deren Krümmung sich der Eskimo bei Verfertigung seiner Waffen trefflich zu Nutze zu machen weiß.

Unter den minder wichtigen Geräthschaften befindet sich auch eine Stange, d. h. ein Knochen, welcher dazu dient, die Spalten und Löcher zu untersuchen, wo man eine Robbe vermuthet. Man hat zu demselben Zwecke auch eine Art Schwimmer, welcher aus einem mehr als fußlangen, kaum stricknadeldicken Stäbchen von Knochen oder Elfenbein besteht, dessen eines Ende wie eine Stecknadel einen Knopf trägt, und an dessen anderem eine Leine befestigt ist. Dieser Schwimmer wird mit dem Knopfe in jene Löcher oder Schächte des Eises versenkt, wohin die Robbe kommt, um Luft zu schöpfen; das Thier sieht das kleine Stäbchen nicht, beschnüffelt nur die Kugel und hebt sie mit der Nase empor, und der Eskimo bemerkt dies und erlegt das arme Thier mit seinem Speer.

Unser Jäger ist überdies noch mit Bolzen oder langen Stecknadeln von Elfenbein versehen, deren er sich bedient, um die seiner Beute beigebrachten Wunden zu verschließen und dem Blutverluste derselben vorzubeugen, weil er das Blut aller Säugethiere für einen kostbaren Leckerbissen betrachtet.

Die Holzarmuth, welche die Eskimos gezwungen hat, zur Verfertigung ihrer Lanzen sich des Elfenbeins zu bedienen, ist auch die Ursache, warum man bei ihnen eine solche Mannichfaltigkeit von Bogen sieht; nämlich eben so viele, wo nicht noch weit mehr, die aus Fischbein, aus den Hörnern des Bison, aus Rennthiergeweihen und anderem Knochenmaterial, als aus wirklichem Holze bestehen.

Diese Bogen sind meistens aus verschiedenen dünnen Stücken zusammengeschäftet wie ein Billardstock und außen mit einer Art Riemen oder zusammengedrehtem Strang aus Thiersehnen überzogen, der sie in verkehrter Richtung krümmt, wenn sie abgespannt sind; alle aber haben eine große Kraft und eine überraschende Elasticität. Sie sind gewöhnlich drei bis vier und einen halben Fuß lang, und ihre Sehne besteht aus fünfzehn Darmsaiten, welche sämmtlich von einander unabhängig sind, aber in dem Augenblick gedreht werden, wo man sich ihrer bedienen will; es genügt daher, um die Länge des Bogens zu modificiren, die Zusammendrehung derselben zu vermindern. Die Pfeile sind kurz und leicht, obschon hierfür keine feste Regel gilt; die Spitze derselben ist bald von Eisen, bald von sehr hartem Stein, und der Schaft besteht gewöhnlich zur Hälfte aus einem Knochen. Die allgemein üblichsten sind ganz einfach aus einem Knochen verfertigt, der sich an einem Ende zuspitzt und an der Basis zwei Federn trägt. Niemals aber sind diese Pfeile mit Widerhaken versehen.

Ein eigens dazu verfertigter Behälter, gewöhnlich aus Robbenfell gemacht, enthält den Bogen und die Pfeile; jeder Jäger trägt um den Hals an einem Riemen eine kleine Tasche mit einem Schleifstein und einigen Pfeilspitzen, die sorgfältig in ein Stück Pelz eingehüllt sind. —

Ich habe nun die Wohnung, die Tracht, die Waffen und die Geräthe der Eskimos geschildert. Es erübrigt mir nur noch zu beschreiben, wie sie ihre furchtbar lange Winternacht und den mehrwöchentlichen Tag zubringen, welcher mit jener abwechselt. Ihre Arbeiten wechseln je nach der Jahreszeit. Während ihres sehr kurzen Sommers jagen sie die Vierfüßler, welche in ihrem Lande erscheinen, sobald der Schnee aus den Thälern verschwindet. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß sie nicht auch im Winter Rennthiere

erlegen könnten, denn diese wandern nicht alle nach Süden aus, sondern viele von ihnen bleiben das ganze Jahr an den Küsten des Eismeers.

Wir fügen hier die nothwendige Bemerkung bei, daß das Rennthier zwar seit Jahrhunderten von den Lappen und Sibiriern gezähmt, aber nirgends in Amerika als Hausthier vorhanden ist, und hierin liegt einer der wichtigsten Charakterzüge, welche die wahren Eskimos von ihren Stammverwandten in Sibirien und Europa scheiden. Ein einziger Stamm unter ihnen, die Tschuktschen nämlich, hat das Rennthier gezähmt, aber er bewohnt die Küste Asiens und hat diese Sitte sicherlich von den Samojeden überkommen.

Das einzige Hausthier und der einzige Gefährte der Eskimos von Nordamerika ist der Hund, der als rasches Zugthier gebraucht wird und als solches sogar einer gewissen Zierlichkeit nicht entbehrt. Dieses kostbare Thier ist allzu gut bekannt, als daß wir nöthig hätten, es erst zu beschreiben; diese Hunderace ist häufig von Walfischfängern und Reisenden nach Europa gebracht worden, und ihr gedrungener massiver Körper mit den dichten langen Haaren von weißlicher oder gelber Farbe, die geraden Ohren, die spitze Schnauze und vor Allem der stark gekrümmte Federschweif sind wohl allen denen, welche diese Thiere gesehen haben, als besondere Charakterzüge in gutem Andenken geblieben.

Mit dem ersten Anbruch des Sommers verlassen die Eskimos ihre Schneehäuser, nehmen ihre Zelte, ihre Waffen, ihre Kayaks auf und wenden sich nach dem Innern, ohne sich jedoch allzu sehr von dem Küstenstriche zu entfernen. Sie lassen sich am liebsten an den Ufern der Süßwasserseen nieder, welche zu dieser Jahreszeit von unzähligen Schwärmen von Schwänen, wilden Enten und Gänsen verschiedener Arten besucht werden. Es ist die Zeit des Eierlegens und der Mauser, und die jagenden Eskimos verfolgen nicht nur das

Rennthier, sondern bemächtigen sich auch der Eier in den Nestern, der noch nicht flüggen Jungen, und endlich vor Allem der alten Vögel, welche das Ausfallen ihrer Federn zum Fliegen unfähig macht. Zu dieser einträglichen Jagd, welcher der Eskimo im Kayak obliegt, kommt noch ein reichlicher Fischfang hinzu und macht dadurch den Sommer für ihn zu einer Zeit der Festlichkeiten und Gelage. Er erlegt den Fisch mittelst der Lanze oder Harpune und tödtet das Rennthier mit dem Pfeil; dieser ist eine sehr schwächliche Waffe, und doch richtet er nicht weniger Verheerung an als die Büchse eines canadischen Jägers. Um dies zu bewerkstelligen, nähert sich der Eskimo kriechend seinem Wilde, beschleicht es förmlich und macht bei jedem Busch und jedem Stein Halt, der seine Anwesenheit verheimlichen kann. Von diesem Versteck aus ahmt er das Geschrei des Rennthierkalbes und der Rennthierkuh mit solcher Vollkommenheit nach, daß das Thier davon getäuscht wird, diesen Lauten nachgeht und als Opfer seines Irrthums fällt. Der Pfeil wirkt lautlos; das Rudel fährt fort, das Gras oder die Flechten abzuäsen, neue Rufe lassen sich hören, und die Wiederholung derselben macht andere Rennthiere zum Opfer ihrer Leichtgläubigkeit.

Bisweilen findet die Rennthierjagd in einem weit ausgedehnteren Maßstabe statt. Man hetzt die Hunde an, jagt das ganze Rudel in die Flucht, bedrängt es von allen Seiten und treibt es endlich in irgend eine felsige Schlucht, woselbst dann ein förmliches Gemetzel mit Pfeilschüssen und Wurfspeeren stattfindet. Ein solches Kesseltreiben ist jedoch trotz alledem nur ein ausnahmsweises Ereigniß, dessen Gelingen ganz besondere Umstände erheischt. Die Indianerstämme des hohen Nordens, bei welchen eine solche Treibjagd häufiger vorkommt, errichten zu diesem Behufe Einfriedigungen, welche eine Art Park bilden, wohin sie das Rudel vorsichtig treiben; allein unsere Eskimos haben weder die nöthige Zeit, um dieses Ver-

fahren anzuwenden, noch das Material, das zur Errichtung solcher Gehege nothwendig ist.

Alle diejenigen Stämme der Eskimos, durch deren Sommeraufenthalt der Bison auf seinen Wanderzügen wechselt, jagen diesen ebensowohl wie das Rennthier; weil jedoch die Jagd dieses stärkeren Thieres unbedingt mehr Kraft und Muth erfordert, als die Rennthierjagd, so trägt der Erfolg des Waidmanns bei derselben ihm auch unendlich mehr Ehre und Ansehen ein. Wir haben schon oben erwähnt, daß die Eskimos sich nur selten vom Küstenlande entfernen und niemals tief in's Binnenland eindringen. Der Grund davon ist ein sehr einfacher; — bei tieferem Vordringen nach dem Binnenlande würden sie mit mehreren Indianerstämmen zusammentreffen, welche demselben Wilde nachsetzen und ihre unversöhnlichsten Feinde sind. Beide sind schon häufig zusammengestoßen, ohne es zu wollen, und die Kämpfe, die daraus entsprangen, waren ernst genug, um ihnen eine gegenseitige Furcht einzuflößen. Früher waren jene Indianerstämme die schwächere Partei und hatten die Eskimos zu fürchten; allein seit sich die Indianer des Schießgewehrs bedienen, haben die Muskete und die Büchse ihnen eine Ueberlegenheit über die Eskimos gegeben, und diese hüten sich klugerweise, sich in den Bereich der weittragenden und gefährlichen Schußwaffen zu begeben.

Der Sommer vergeht, das Rennthier verschwindet von den schneebedeckten Ebenen, und der Eskimo kehrt in seine Winterquartiere zurück, um daselbst der Jagd auf Robben und Walrosse obzuliegen. Ist er noch während der guten Jahreszeit nach der Küste zurückgekehrt und hat dort das Glück gehabt, einen oder zwei Walfische zu fangen, so ist er ruhig und zufrieden; es herrscht dann im ganzen Dörfchen den Winter hindurch Ueberfluß, wie streng auch die Kälte werden möge. Der Eskimo hat gar nicht nöthig, diese riesige Beute,

von welcher der Stamm Monate lang seinen Unterhalt bezieht, einzusalzen oder zu räuchern; der Frost entledigt ihn dieses Geschäfts und erhält Alles ohne Mühe und Kosten. Es ist nichts Anderes nöthig, als das Fleisch von dem Gerippe abzulösen und auf Gerüsten niederzulegen, welche hinreichend hoch sind, daß die Wölfe, Füchse, Vielfraße und Hunde nicht zu demselben gelangen können. Der Eskimo braucht dann nur jedesmal, wenn ihn der Hunger drängt, nach jener Speisekammer zu gehen, wo Speck und Fleisch im Zustande bester Erhaltung sich finden.

Allein wie haben es die Eskimos mit den schwachen Mitteln, die ihnen zur Verfügung stehen, angestellt, um sich des Walfisches zu bemächtigen?

Auf eine sehr sinnreiche Weise. Alle die Kayaks des Stammes umringen das ungeheure Walthier; man spickt es förmlich mit Wurfspeeren, welche nach ihm geschleudert werden, wie die Walfischfänger der civilisirten Nationen den Wal mit ihren Harpunen angreifen; allein diese Wurfspeere sind nicht an ein Tau angebunden, wie unsere Harpunen, sondern mit einem solid genähten und mit Luft gefüllten Sack von Seehundsfell versehen, welcher die Stelle eines Ballons versieht. Anfangs macht sich der Walfisch sehr wenig aus diesen Speeren, allein die Würfe vermehren sich, und das riesige Thier findet es bald trotz seiner Kraft immer schwieriger, unterzutauchen oder zu entfliehen. Es steigt daher nach kurzem Tauchen immer wieder an die Oberfläche empor, wo neue Speere nach ihm geschleudert werden, erschöpft seine Kraft in Anstrengungen, deren Stärke und Nachhaltigkeit schnell nachläßt, und wird endlich von Fischern umringt, die es mit Lanzenstichen vollends tödten, wie es unsere Walfischfänger machen. Natürlich wird dann der Sieg durch einstimmigen Jubel begrüßt, und die Freude ist um so größer, je seltener sich ein solcher Fall zuträgt. Im Sommer, während die

Eskimos auf der Rennthierjagd sind, vergehen zuweilen lange Monate, ohne daß man den Walfisch zu Gesicht bekommen hätte, und diese Männer müssen dann im Winter ihre ganze Thatkraft und Geschicklichkeit anwenden, um den nöthigen Lebensunterhalt herbeizuschaffen. Sie dürfen keine Gelegenheit versäumen, eine Robbe zu tödten, weil diese ihnen nicht nur Fleisch, sondern auch das Material zur Beleuchtung, Heizung und Bekleidung liefert. Wie wir schon oben gesehen haben, bedienen sich ja die Eskimos zum Kochen und zur Heizung ihrer Winterwohnungen nicht des Treibholzes, das nur in sehr geringer Menge an ihre Küste angespült wird, sondern der Lampen, worin sie den Thran der Robbe und den Speck des Walfisches brennen.

Es finden sich zwar mehrere Robbenarten im nördlichen Eismeer; da aber die gewöhnliche Robbe oder der Seehund (Meerkalb), Phoca vitulina, und der Atak, Phoca groenlandica, in diesen Gewässern die zahlreichsten sind, so werden natürlich diese beiden Arten auch von den Eskimos am häufigsten verfolgt. Um sich dieser Thiere zu bemächtigen, werden je nach den Umständen verschiedene Listen angewandt. Die Robben sind nicht so dumm, wie sie aussehen, und keineswegs leicht zu fangen; der Krieg, welchen der Eisbär beständig gegen sie führt, hat sie argwöhnisch gemacht, selbst in jenen Regionen, wohin der Mensch noch gar nicht gedrungen ist, und der Jäger muß daher mit großer Behutsamkeit zu Werke gehen. Der Eskimo sucht diese Thiere im Schlafe zu überraschen; gelingt ihm dies, so beschleicht er sie mit so wenig Geräusch wie möglich und tödtet sie durch einen Schlag auf die Nase oder durchbohrt sie mit seiner Lanze. Da aber die Robben meist gesellig leben, so hält gewöhnlich eines der Glieder der Familie die Wacht, während die anderen schlafen, und die Schildwache hat bald die ganze Bande aufgeweckt. Allein die Robbe hält nicht immer am Lande ihren Mittags-

schlaf, sondern treibt zuweilen auch schlafend auf der Wasserfläche; in diesem Falle greift unser Jäger sie mit der Harpune an, was aber große Gewandtheit und Erfahrung erfordert, denn wenn der Wurf unglücklich gewesen, wenn die Wunde nicht tödtlich ist, so taucht die Robbe unter und verschwindet, und die Harpune geht mit ihr verloren, was in Anbetracht des seltenen Materials ein schwerer Verlust ist.

Um einem solchen Verluste vorzubeugen, der ihm sehr unangenehm wäre, bedient sich der Eskimo des gleichen Verfahrens wie für den Walfisch; er bindet nämlich an seine Harpune die Blase eines Walrosses, die nicht nur das Fortkommen der Robbe im Schwimmen hemmt, sondern auch als nachweisende Ankerboje für den Jäger dient und ihm erlaubt, seine Beute zu verfolgen und rasch einzuholen. Dies Alles ist zwar nur thunlich, wenn das Meer von Eis frei ist. Es ist aber ganz natürlich, daß man im Winter, wo das Meer in eine einzige Eisfläche verwandelt ist, kein Mittel mehr besitzt, ein Thier zu tödten, das beinahe vorzugsweise im Meere lebt. Man trifft zwar die Robbe auch noch am Strande, aber sie bleibt nicht daselbst; sie findet nur im Meere die Fische und Weichthiere, von denen sie lebt, und ist nur unter dem Eise in ihrem wahren Element. Was sollte also aus den Eskimos werden, wenn diese undurchdringliche Kruste sich über einen Flächenraum von mehreren hundert Meilen erstreckt und den Bewohnern jener Küste ihre einzige Hilfsquelle entzieht? Sie müßten Hunger sterben, wenn nicht ein Umstand die Robbe wieder in ihren Bereich brächte. Die Robbe lebt zwar im Wasser ebensogut wie ein Fisch; allein sie muß von Zeit zu Zeit atmosphärische Luft athmen; zu diesem Behufe macht sie sich von den ersten Frösten an ein Loch in's Eis und erhält den ganzen Winter hindurch dieses Loch vollkommen offen, indem sie die Eiskruste, die sich daselbst bildet, in demselben Verhältnisse

zertrümmert, wie sich dieselbe gestaltet. Es liegt wenig daran, welche Dicke auch das Eis in der Nachbarschaft erlangt; die Robbe hat immer ein Luftloch, das ihr erlaubt, frische Luft zu schöpfen und ein Schläfchen auf dem Eise zu machen. Dies erklärt nun die Taktik des Eskimo. Er legt sich dicht bei diesen Luftlöchern in den Hinterhalt, wie es der Bär ebenfalls bisweilen thut; aber es ist die größte Vorsicht erforderlich, damit die Robbe die Nähe ihres Feindes nicht bemerkt. Wenn der Seehund seinen Gegner gesehen, ja wenn er nur ein ungewöhntes Geräusch gehört hat, so wird er sich so lange des Genusses dieser Ausflüge in's Freie enthalten, bis sein Verfolger die Jagd aufgiebt. Außerdem ist aber gewöhnliche Klugheit nicht genügend, sondern es muß sich auch noch List dazu gesellen; der Eskimo nähert sich nicht allein mit lautlosen Schritten und versteckt sich hinter die Haufen von Eis und Schnee, die er trifft, sondern er hat auch das Fell einer Robbe angelegt und sich die Gestalt derselben gegeben, ahmt deren Gang und Wesen nach, schleppt sich mühsam fort und schaukelt den Kopf nach rechts und links, wie er es so oft von dem Thiere gesehen hat, das er täuschen will, und das sich von diesem Betruge hintergehen läßt.

Endlich, wenn seit langer Zeit die Jagd unergiebig ist, und die Lebensmittel selten werden, so bleibt der Eskimo ganze Stunden lang am Rande eines solchen Robbenlochs, lauert auf das Erscheinen derselben und bedient sich dabei des Schwimmers, den wir oben beschrieben haben. Selbst im Winter, während dieser dreimonatlichen Nacht, geht der Jäger auf den Anstand; er kratzt den Schnee auf, welcher das Luftloch umgiebt, dessen gähnende Oeffnung sich leicht von dem schneebedeckten Eise unterscheiden läßt, nimmt dann ein wenig Wasser, breitet es um das Luftloch herum aus, um dadurch einen Kreis von etwas dunklerer Färbung

als die umgebende Schneefläche zu bilden, bereitet einen Kuchen aus Schnee, den er auf das Loch legt, bringt darin mit seiner Lanze eine kleine centrale Oeffnung an und erwartet geduldig, bis das Thier sich daselbst zeigt. Dieses, das nichts Arges ahnt, schwimmt unter dem Eise seinem Luftschacht zu, erhebt sich in demselben und macht das Wasser steigen, das nun durch das kleine Loch im Deckel austritt, sich über den Schnee verbreitet und dadurch selbst in der Dunkelheit sichtbar wird. Es ist keine Zeit zu verlieren, denn wenn es die Robbe so weit triebe, den Schneekuchen zu heben, der ihren Luftkanal verschließt, so würde sie die List gewahr werden und unter dem Eise verschwinden; allein der Jäger erlaubt ihr nicht, lange darüber nachzugrübeln, und erlegt sie durch den Schnee hindurch, ehe sie noch Zeit hat wieder umzukehren.

Ein weit wichtigerer Fang ist derjenige des Walrosses, eines andern Bewohners dieser Polarmeere; nächst dem Fang eines Walfisches ist die Erlegung eines Walrosses das glücklichste Ereigniß, das in einem Stamme stattfinden kann. Dieses Thier ist nämlich von bedeutend größerem Umfang als die Robbe und liefert in seinem Fleisch einen genügenden Vorrath für das ganze Dorf. Sein Thran ist besser wie derjenige der Robbe, und sein dichtes Leder, seine Knochen, seine Eingeweide dienen als Material für eine Menge unentbehrlicher Lebensbedürfnisse. Insbesondere ist die elfenbeinartige Masse, woraus die gewaltigen Eckzähne des Walrosses bestehen, und die weit härter und dichter ist als das vom Elephanten herrührende Elfenbein, von einem ungeheuren Werthe für diese Völkerschaften, welche kein Holz und Eisen besitzen. Es ist daher auch der kostbarste Gegenstand, den sie in den Tauschverkehr bringen können, und bildet selbst in Europa einen höchst werthvollen Handelsartikel. Da es näm-

lich viel weißer ist, als alle andern Knochenmassen und das übrige Elfenbein, so dient es zur Verfertigung von künstlichen Backenzähnen an den falschen Gebissen, die ihr vielleicht schon an den Schaufenstern der Zahnärzte oder zwischen rothen Lippen von Damen bemerkt habt.

VI.

Die Yamparicos oder Wurzelgräber.

In der Mitte des Festlandes von Nordamerika zieht sich von der mexikanischen Grenze bis an das Eismeer eine Reihe von Wüsten hin, welche ebenso ungastlich sind, als die Wüste Gobi und die Sahara. Einige fruchtbare Thäler trennen zwar diese öden Gebiete von einander, allein die Ausdehnung dieser ergiebigen Landstrecke ist sehr unbedeutend im Vergleich zu dem gewaltigen unfruchtbaren Flächenraum, der sie umgiebt. An manchen Stellen bietet die Wüste auf einem Flächenraum, der größer ist als ganz Deutschland, kaum eine einzige Oase dar; und an gewissen Oertlichkeiten deutet auch nicht der mindeste Graswuchs die Ufer der fließenden Wasser an, die über ein felsiges Bett strömen.

Gleichwohl haben diese Wüsten nichts Gemeinsames unter einander als die Oede; ihre natürliche Beschaffenheit ist sehr mannichfaltig. Viele von ihnen sind ganz mit Sand und Kieseln, andere mit einer schneeweißen Schichte von Soda bedeckt, welche aus dem Boden ausblüht; anderwärts ist die Erde mit einem dichten Mantel von gewöhnlichem Kochsalz überzogen, welcher sich über einen Landstrich von mehren hundert Meilen in's Gevierte hindehnt. Weiter hin ist die Oberfläche mit ganzen Geschieben von Schlacken, Lavastücken und Bimsstein bedeckt, deren dunkle Farbe mit dem schnee-

weißen Glanz der Salinas oder Salzflächen contrastirt. Alle diese Ebenen entbehren natürlich jeglichen Pflanzenwuchses.

Im Süden erscheinen allerdings wohl die Agave und verschiedene Cactusarten; allein diese wüsten Pflanzen sind nur ein Beweis für die Unfruchtbarkeit des Bodens.

Gegen Südwesten hin erblickt man viele Yucca-Arten über ein ungeheures Gebiet ausgesäet, dem sie durch ihre eintönigen, trüben und ausgezackten Blätter einen wehmüthigen Anblick verleihen.

Außerdem giebt es noch Haiden von dornigem Gestrüpp, oder weite Hochebenen, welche ganz mit einem dichten Teppich von Beifuß, Artemisia, oder mit undurchdringlichen Dickichten von verschiedenen Mimosenarten, Akazien, Köberlinien, einer Pittosporé (die nach Kreosot riecht), mit Obione canescens und mit Prosopis bedeckt sind, über welche sich da und dort in großen Zwischenräumen, um gleichsam dem Auge des Reisenden einen Ruhepunkt zu gewähren, die prächtige hochrothe Blumen-Aehre der Fouquiera splendens erhebt.

Die Topographie dieser Wüsten endlich ist ebenso verschieden wie ihre natürliche Beschaffenheit; die einen bilden eine Ebene, die nicht der mindeste kleine Hügel unterbricht; die anderen sind wellenförmig; die eine Ebene bildet bald die Sohle einer tiefen Senkung, bald ein hohes Plateau, wie z. B. der Llano Estacado im Nordwesten von Texas, der sich ungefähr tausend Fuß über das umgebende Gelände erhebt. Dieser Llano Estacado (wörtlich ausgepfählte Ebene) ist eine Hochebene mit einem Flächenraum von mehreren Tausend englischer Quadratmeilen und der eintönigsten Beschaffenheit; er führt seinen Namen daher, daß man um der Karavanen willen, welche früher zwischen Santa-Fé in Neu-Mexiko und San-Antonio in Texas hin und her gingen, und die sich nicht zurechtfinden und aus dieser Wüste herauskommen konnten, wo sie

dann dem Hunger und Durst erlagen, — daß man, um solchen Katastrophen vorzubeugen, hohe Pfähle in einiger Entfernung von einander anbringen mußte, damit sich die Reisenden nach diesen richten konnten; diese Pfähle sind zwar längst verschwunden, allein der Landstrich führt nach ihnen immer noch seinen Namen.

An anderen Stellen ist eine solche Wüste ein unebenes Thal oder eine ungeheure Thalsenkung und Aushöhlung, die auf eine Weise bewässert ist, daß man sie für fruchtbar halten sollte, und die mit den umgebenden Gebieten und Zonen in gar keiner Beziehung steht. Eine solche ist das „große Becken", eine der merkwürdigsten Regionen von ganz Nordamerika. Man findet daselbst Wasser genug, in größere Seen und kleinere Teiche vereinigt, die aber keine Verbindung mit dem Meere haben; sie schlummern daher oder kreisen innerhalb dieser Umhegung und erhalten daselbst nur ihr Gleichgewicht durch Verdunstung, wie dies auch in gewissen Theilen von Asien und Afrika vorkommt. Der größte Wasserbehälter dieses Beckens ist der Salzsee, in neuester Zeit durch die Mormonen berühmt geworden, welche an seiner südlichen Spitze ihre neue Hauptstadt gegründet haben. Aber dieser ist nicht der einzige große See dieser Region, sondern man zählt deren noch mehr, wie z. B. die Seen von Yuta, den Humboldt-, den Wälder-, den Nicollet-, den Seviers-, den Carson-, den Pyramiden-, den Schlammsee u. s. w., welche sämmtlich eine wirkliche Bedeutung haben, abgesehen von vielen anderen, welche erst durch die neuesten Erforschungsreisen entdeckt worden sind.

Alle diese Seen, von denen die einen süßes Wasser, die anderen salziges oder brackisches führen, werden von zahlreichen Flüssen gespeist, die das große Becken durchströmen. Unter diesen Flüssen giebt es einige sehr bedeutende, wie den Bären-, den Weber- und den Yuta-Fluß, welche sich in den Salzsee ergießen, — den

Timpanogos, einen Zufluß des Yuta-See's, — den Humboldt- und Carsonfluß, welche die gleichnamigen Seen speisen, und noch manche andere.

Die Grenzen des großen Beckens sind leicht zu bestimmen; von Osten her thürmen sich die Felsengebirge wie eine ungeheure Schranke daran auf; von Westen her begrenzt die Sierra-Nevada von Californien dieses Becken; und kleinere querlaufende Gebirgsketten trennen das große Becken von dem Oregon-Thal und schließen es nach Norden ab. Nach Süden hin ist die Grenze weniger deutlich gezogen und das Becken an mehreren Stellen durchbrochen, bis es sich zur Wüste des Colorado herunterzieht und mit dieser vereinigt.

Wollte man diesen Landstrich nach dem Namen beurtheilen, den er führt, so könnte man glauben, das große Becken liege unter dem Niveau der umgebenden Regionen, allein eine solche Annahme wäre ein grober Irrthum, denn die Sohle desselben liegt an seinem tiefsten Theil noch mehr als dreitausend Fuß hoch über dem Spiegel des atlantischen Oceans. Am besten vergegenwärtigt man es sich unter der Gestalt einer Fruchtschale mit sehr hohen Rändern, die also dadurch sehr hohl ist, aber durch ihren hohen Fuß, worauf sie ruht, nichtsdestoweniger bedeutend über den Tisch sich erhebt.

Außer den Gebirgen, welche dieses große Becken umgürten, enthält das Becken selbst deren noch mehrere, die es nach allen Richtungen hin durchziehen. Diese sind entweder Ausläufer aus benachbarten Gebirgsketten oder bilden selbst solche terrassenartige Bergzüge, welche die Spanier Sierras nennen, und so bieten diese Binnengebirge alle möglichen Gestaltungen und die verschiedensten Höhengrade dar. Die einen bestehen aus kleinen Hügelkämmen, deren Gipfel sich kaum nur einige Ruthen über den Boden erheben, während andere bis zu einer Höhe von zehntausend Fuß ansteigen.

Man sieht unter ihnen sowohl Stufen und breite Kuppen, als schlanke Hörner und Nadeln, sowie starre wirre Felsenmassen, die wie von Titanen-Armen aufgehäuft sind, sowie endlich jene eigenthümliche Anordnung, die man mit Tischen oder Tafeln verglichen hat, und die bei den Spaniern Mesas heißen, — eine Gestaltung, welcher einer der Berge auf dem Cap der guten Hoffnung den Namen Tafelberg verdankt.

Man vergegenwärtige sie sich in einer einzeln stehenden Felsenmasse mit flachem Gipfel, dessen Ränder beinahe unter rechtem Winkel abfallen und in steile Abhänge übergehen, so daß sie von der Seite gesehen ein Plateau darbieten.

Trotz dem Reichthum an Seen und Strömen ist das große Becken nichtsdestoweniger unfruchtbar; nur an den Ufern der Süßwasserläufe findet man etwas Fruchtbarkeit, aber auch hier ist der Hochwald nur selten und kärglich. Allerdings trifft man darin auch einige Oasen, wie das Land der Mormonen an den Ufern des Yuta, ihre Niederlassungen in den Thälern von Tuilla und Ogden, an den Ufern des Bärenflusses u. s. w., und einige vereinzelte Streifen fruchtbaren Landes in der Nähe von Bächen und minder bedeutenden Seen, die noch im Besitz der Eingeborenen geblieben sind.

In diesen Oasen begegnet man zunächst verschiedenen Arten von canadischen Pappeln, von denen die eine oder die andere an den Ufern aller Flüsse vom Mississippi an bis in die Gebirge von Californien hinein vorkommt; sowie verschiedene Arten von Weiden u. s. w. Die Ulme, die Eiche, die Sycomore und der Ahorn treten zwar vereinzelt in diesem Landstriche auf, wollen aber daselbst nicht in Menge gedeihen.

Auf den Gebirgen, hauptsächlich aber in den Schluchten derselben, findet man eine große Menge verschiedener Fichtenarten,

von denen mehrere eßbaren Samen tragen, etwa wie die Zirbelkiefer unserer Alpen. Inmitten dieser sogenannten Piñadas, welche ausgedehnt genug sind, um auf den Namen von Wäldern Anspruch zu machen, bilden große baumartige Wachholderarten, die unter dem Namen der rothen Cedern bekannt und nicht mit Juniperus virginiana zu verwechseln sind, wieder besondere Gruppen, die sich durch ihr dunkleres Laub davon unterscheiden.

Wenn in der unfruchtbaren Ebene irgend ein Anflug von Pflanzenwuchs erscheint, so besteht er, wie in den oben erwähnten Haiden und Dickichten, vorzugsweise aus Akazien, Mimosen und verschiedenen Cactusarten, unter denen sich der baumförmige Nopal und die riesige Fackeldistel, Cereus ramosus, besonders auszeichnen.

Aber die eigenthümlichste Charakterpflanze des großen Beckens, welche beinahe die einzige Vegetation der unfruchtbaren Orte bildet, ist eine Artemisia oder Beifuß mit weißgrauen Blättern; sie bildet hier förmliche Steppen, deren Grenzen der Blick nicht erreicht, und vermehrt noch das Eintönige und Traurige der Landschaft, denn ihre Anwesenheit deutet zugleich auf Mangel an Lebensmitteln und Wasser. Sie bedeckt nicht nur die Ebene, sondern auch die Hänge der Berge, giebt dem vulkanischen Gestein derselben einen grauen Farbenton und erscheint daselbst eher wie eine Art Aussatz als wie eine Decke von Pflanzenleben.

Auch ist es nicht immer dieselbe Art von Beifuß, welche hier vorkommt, sondern es treten mehre Varietäten davon bald einzeln und ausschließlich, bald in buntem Gemenge auf: die eine reicht über den Kopf des Reiters hinaus, die andere dem Pferde kaum an das Knie. An manchen Stellen verschlingen sich ihre krummen Zweige so sehr, daß sie beinahe ein undurchdringliches Geflecht bilden. An anderen Stellen nehmen diese Artemisien den Umfang eines Strauchs oder kleinen Baumes an und verstreuen ihre Samen,

wie die Bäume eines Obstgartens. Blätter und Stengel dieser Beifußarten sind so bitter, daß sie weder vom Pferd noch vom Maulthier gefressen werden, und sogar der Esel sie verschmäht, der doch sonst in seiner Nahrung nicht sehr wählerisch ist. Allein dennoch ernähren sich davon mehrere Thiere, die nicht allein die Blätter, sondern auch die Samen und Stengel verzehren.

Trotz der wenigen Hilfsquellen, welche das große Becken darbietet, ist es dennoch bewohnt; und zwar nicht allein von den Mormonen und den Biberfängern, die zur weißen Race gehören, sondern auch von den Rothhäuten, welche die Eingeborenen dieses Landstrichs bilden. Diese einheimischen Indianer zerfallen in zwei große Familien: die Yutas und die Schlangen-Indianer oder Schoschonen. Aber bei diesen beiden Familien wollen wir uns nicht aufhalten, sondern wir sagen nur beiläufig, daß sie sich deutlich von einander unterscheiden und in viele einzelne Stämme zerfallen; daß jede dieser Familien auf den Besitz eines großen Landstrichs Anspruch macht, dessen Grenzen sich über das große Becken hinaus erstrecken; daß beide Familien Pferde besitzen und ein unstetes kriegerisches Nomadenleben führen, wie die meisten Völkerstämme der rothen Race. Das Studium ihrer Sitten und ihrer Lebensweise würde also für uns nicht den Reiz der Neuheit haben, und wir brauchen uns um so weniger mit denselben zu befassen, als wir in ihrer Nachbarschaft ein kleines, unendlich merkwürdiges Volk finden, nämlich die Yamparicos, welche bei den Amerikanern Diggers oder Wurzelgräber heißen.

Man bezeichnet seit geraumer Zeit mit dem Namen Diggers alle diejenigen Stämme der Wüste, deren Dasein als ein ganz besonders elendes erschien. Diesen Namen erhielten die Stämme von den Biberfängern oder Trappers, weil diese armen Indianer beinahe ausschließlich von Wurzeln leben, nach denen sie beständig

graben. Diejenige Wurzel, von welcher sie vorzugsweise leben, ist die des Anethum graveolens, welche bei ihnen Yampa heißt, und das spanische Wort Yamparicos bedeutet daher buchstäblich Leute, welche die Yampa ausgraben. Westlich von der Sierra-Nevada findet man sogar keine echten Diggers mehr, sondern sie wohnen nur zwischen jener und den Felsengebirgen und haben ungefähr die gleichen Grenzen wie die Schlangen-Indianer und Yutas. Auch die Annahme, sie seien nur die Parias oder ausgestoßenen Kasten dieser beiden Stämme, ist eine sehr unhaltbare und stützt sich nur darauf, daß die Sprache der Diggers einige Verwandtschaft mit den Idiomen hat, welche jene beiden großen Völkerstämme reden. Eine Aehnlichkeit des Dialekts bei Stämmen, welche so ziemlich das gleiche Gebiet bewohnen, ist aber durchaus kein schlagender Beweis für einen gemeinsamen Ursprung. Vielmehr dürfte zunächst die Frage aufgeworfen werden, ob die Diggers überhaupt ein Idiom haben. Ihre Sprache ist eine Art Stottern oder Stammeln, das auf's Haar dem Knurren eines Hundes gleicht, und worein sie allerdings auch einige Worte aus der Sprache der Schoschonen oder der Yutas mischen; allein die zahlreichen Zeichen, womit sie jenes Knurren begleiten, sind weitaus der beredteste und verständlichste Theil ihrer Ausdrucksweise.

Im Westen und Süden des großen Beckens werden die Diggers Payutas genannt, weil man sie mit dem Stamme der Yutas verwandt glaubt. Diese Payutas wohnen auf dem Wege, welchen früher die spanischen Karavanen einschlugen, die den Handel mit Pferden und Maulthieren betrieben; dadurch haben diese Payutas ein Räuberleben angenommen und sind weit kühner und muthiger geblieben als die Diggers vom Stamme der Schlangen-Indianer, welche man unter dem speciellen Namen der Schoschokies bezeichnet; allein abgesehen davon gleichen sie denselben in allen Stücken so sehr,

daß Alles, was wir von diesen zu sagen haben, auch auf jene seine Anwendung findet.

Obwohl sie Beide angeblich vom gleichen Stamme herrühren und die gleichen Grenzen haben, so leben die Schlangen-Indianer und die Schoschokies doch nicht mit einander; die Diggers geben sich im Gegentheil die größte Mühe, ihren vorgeblichen Verwandten auszuweichen, und bewohnen nur die engen Schluchten des Gebirgs, die winzig kleinen Oasen und die Ufer der Bäche, wo ein größerer Stamm gar nicht existiren könnte. Daher rührt es, daß die einzelnen Gruppen der Diggers nie aus mehr als zwei oder drei Familien bestehen und sich bisweilen sogar auf eine einzige reduciren. Der Schoschokie führt kein Nomadenleben, so armselig auch sein Dasein ist. In irgend einem Winkel des Gebirgs versteckt oder in einer Schlucht, welche das Dickicht durchbricht, verläßt er dieselbe niemals: hier ist sein Weltall, dessen kleinsten Winkel er kennt bis auf die geringsten Mauslöcher hinaus, was gar nicht zu verwundern ist, da die Verfolgung der Sandratte den größten Theil seiner Zeit in Anspruch nimmt. Weit entfernt, auf Abenteuer auszuziehen wie der Schoschone, der mit seiner Lanze in der Faust den Kampf aufsucht und häufig den Scalp des Schwarzfuß-Indianers mit nach Hause bringt, sucht der Schoschokie alsbald ein Versteck, wenn er einer menschlichen Gestalt ansichtig wird. Wenn die Payutas auch etwas kecker sind und sich manchmal zusammenthun, um die Reisenden anzugreifen, so geht ihre Kühnheit doch niemals so weit, daß sie dies im offenen Kampfe thun; sie führen ihren Handstreich vielmehr bei Nacht und heimlich aus und verschwinden dann wieder, als ob sie in den Boden geschlüpft wären. Will man sie für einen Mord oder Diebstahl züchtigen, so macht Niemand sie mehr ausfindig: eine kleine Rauchsäule über einer Bergschlucht ist das einzige Zeichen von ihrer Anwesenheit, und wenn man zufällig sich der Stelle nähern

kann, so ist die Felsenspalte leer, und man findet nicht einmal mehr ein Feuer.

Der Digger unterscheidet sich in moralischer wie in physischer Beziehung wesentlich von den anderen Indianern. Seine geistige Entwicklung steht auf einer so tiefen Stufe, daß er sich mit dem Buschmann, dem Wilden von den Andamanen oder vom Feuerlande um die Ehre streiten kann, der Uebergang vom Affen zum Menschen zu sein. Diese Stelle eines Zwischenglieds zwischen Affen und Menschen ist von verschiedenen Schriftstellern verschiedenen Völkern zuerkannt worden; ich selbst bin in dieser Beziehung lange unschlüssig gewesen, wem ich sie zuerkennen soll; aber nach reiflicher Erwägung schien mir der Digger den meisten Anspruch darauf zu haben.

Dieses arme Geschöpf hat die braunrothe Hautfarbe, welche die Eingeborenen von Nordamerika charakterisirt, erreicht aber kaum eine Größe von vier und einem halben Fuß; sein hagerer fleischloser Körper mit den dürren Armen und Beinen erinnert an denjenigen eines Frosches, der am Haken einer Angelleine hängt; seine Haut ist rauh und uneben, borkenartig mit tiefen Falten gefurcht und von Schmutz starrend. Seine Füße sind gegen den großen Zehen einwärts gekehrt, wie bei allen Rothhäuten, und haben einige Aehnlichkeit mit Menschenfüßen; allein das Bein, an welchem sie hängen, hat gar nichts Menschliches mehr, keine Spur von Wade und statt der Kniee ungeheure Schwielen, welche noch größer sind als beim Kameel. Der Schnitt des Gesichts ist plump, ungeschlacht und eckig; die Backenknochen stehen weit hervor; die Augen sind schwarz, klein, tief in den Höhlen liegend, und es leuchtet aus ihnen kaum so viel Intelligenz hervor, wie man sie bei gewissen Thieren, besonders bei mehreren Affenarten bemerkt. Das einzige Vortheilhafte in der ganzen persönlichen Erscheinung des Diggers sind seine Haare; wie

alle Glieder der indianischen Race besitzt dieser kleine Mensch einen reichlichen Schopf von langen, straffen, schwarzen Haaren, die ihm entweder auf die Schultern herabfallen, oder die er auf den Scheitel hinaufsteckt, und die in allen Fällen von Fett und Schmutz wimmeln.

Im Sommer ist die Kleidung des Diggers äußerst einfach und erinnert an das Kostüm Adams, allein das Klima seiner Heimath ist sehr strenge; das Gebirge, oder vielmehr die Ebene, wo er wohnt, liegt in tiefem Schnee begraben, und ein Kleidungsstück wird ihm unentbehrlich; er legt alsdann eine Art Jacke aus Hasenfell an, die sehr warm sein würde, wenn sie nur lang genug wäre; unglücklicherweise reicht sie aber aus Mangel an Stoff kaum über die Hüfte herab und läßt seine unglücklichen Beine unbedeckt, welche deshalb gewaltig vom Frost zu leiden haben.

Zwischen dem Digger und seinem Weibe findet sowohl in der Kleidung wie in den Zügen nur ein geringer Unterschied statt; ja derselbe beschränkt sich beinahe nur darauf, daß das Weib noch kleiner ist als der Mann und weder an Anmuth noch an Intelligenz Etwas vor diesem voraus hat. Wenn der Mann nicht da ist, um ihre Kleinheit hervorzuheben, so kann man das Weib immer an seiner Beschäftigung erkennen, denn ihm liegt eigentlich alle Arbeit ob; das Weib muß die Jacken von Hasenfell verfertigen, die Höhle mit Lebensmitteln versehen und die Speisen kochen. Wie niedrig auch der Schoschokie steht, so gleicht er darin den edelsten Indianern, daß er sich selbst als Herr und Meister betrachtet und im Weibe nur seine demüthigste Dienerin sieht.

Wie wir schon oben gesagt haben, bilden die Diggers keine Stämme. Bisweilen steht ein Häuptling den zwei oder drei Familien vor, die in derselben Schlucht beisammen leben; aber sein Titel und sein Recht beruhen nur auf der Gewalt. Meist aber bestehen

die Unterthanen des gedachten Häuptlings nur aus seiner Frau und seinen Kindern; sobald die Zahl derselben größer wird, müssen sie sich zerstreuen, denn wie könnten diejenigen, welche keinen Ackerbau treiben, auf solch' schmalen Streifen Landes leben, wo die einheimischen Pflanzen nicht einmal recht gedeihen?

Aber, fragt ihr, wenn diese Diggers keinen Ackerbau treiben, so müssen sie doch Heerden haben? Keineswegs; die meisten von ihnen haben nicht einmal Hunde. Auch mit der Jagd könnten sie sich nicht fortbringen, denn das eigentliche Wildpret ist in ihrer Wüste sehr selten; der Bison findet sich hier nicht; die gabelhörnige Antilope ist zu behende und entkommt ihnen; das Bergschaf und zwei Hirscharten, wovon die eine mit schwarzem, die andere mit weißem Schwanze, sind gleichfalls allzu scheu und flüchtig, als daß sie sie mit ihren armseligen Waffen erreichen könnten; und was den grauen Bären anbelangt, so flößt schon der bloße Gedanke an ihn dem Digger ein eisiges Entsetzen ein.

Allein er muß doch essen, und wenn er kein Feld, keine Hausthiere hat und nicht Jäger ist, wie stellt er es dann an, um zu essen? In einem anderen Lande, in der Heimath der Bananen, des Brodfruchtbaums und mancher anderen Nutzgewächse hätte dies keine Schwierigkeiten; aber in diesen Beifußwüsten ist es ein Anderes. Selbst die Hilfsquelle des Fischfangs ist ihnen versagt. Der Schoschone, sein angeblicher Vetter, fischt allerdings von Zeit zu Zeit im großen Schlangenflusse, wo zu gewissen Jahreszeiten der Lachs in Menge vorkommt; allein die Bäche und Flüsse, welche die Wüste des Diggers durchströmen, stehen mit dem Salzsee in Verbindung, der ein wahres todtes Meer ist und in seinen brackischen Gewässern auch nicht einen einzigen Fisch beherbergt. Der Digger hat auch keine anderen Erwerbsquellen, keine Kunstfertigkeit, keinen Handel,

welche ihm erlaubten, Lebensmittel von außen zu beziehen; seine Jacke aus Hasenfell, sein ärmlicher kleiner Bogen, seine Pfeile mit Spitzen von Feuerstein bilden den Inbegriff seiner ganzen Kunstfertigkeit.

Aber bisweilen sieht man ihn und sein Weib je mit einem großen Stocke bewaffnet, von denen der seinige gekrümmt und derjenige seines Weibes zugespitzt ist. Wir wollen ihnen in Gedanken folgen, um endlich zu erfahren, wovon sie leben. Es giebt am Rande ihrer Bäche eine Pflanze aus der Familie der Umbelliferae, nämlich die schon erwähnte Yampa oder den wilden Dill, von dem diese Indianer ihren Namen haben; die etwas fleischige Wurzel dieser Pflanze und eine andere, derselben verwandte, von der Kamas (Chamarea esculenta) gräbt das Weib mit seinem spitzen Stocke aus und trägt sie, wenn es einen hinlänglichen Vorrath davon gesammelt hat, nach Hause. Ob sie sie gehörig säubert, wissen wir nicht; aber jedenfalls bereitet sie dieselbe auf eine ganz eigenthümliche Art zu: ihr Topf ist nämlich von Holz oder häufig sogar nur ein einfacher Korb. Das Verdienst der Erfindung dieser Zubereitungsweise gebührt nicht einmal den Diggers, sondern den Schlangen-Indianern, oder vielleicht auch den Assiniboins, die sich ihre Suppe in einem Gefäß aus Birkenrinde bereiten. Wer dieses Verfahren noch nicht kennt, dem wollen wir es beschreiben, und es wird ihn nicht wenig überraschen. Zunächst muß der Korb von solch' dichtem Geflecht sein, daß er kein Wasser hindurch läßt. Wenn das Weib des Diggers das Glück hat, ein solches Geräthe zu besitzen, was nicht immer vorkommt, so könnt ihr wohl denken, daß sie dasselbe nicht der Gefahr aussetzt, verbrannt zu werden; sie legt vielmehr ihre Yampawurzeln hinein, füllt den Korb mit Wasser und fügt einige Steine hinzu, die sie im Feuer erhitzt hat; hierdurch geräth das Wasser in's Sieden; sie nimmt die Steine immer hinweg, so-

bald sie kalt geworden sind, ersetzt sie durch andere und fährt damit fort, bis die Wurzeln gar gekocht sind.

Für die Kamawurzeln gräbt die Indianerin ein Loch in den Boden, indem sie sich ihres Steckens als Spaten bedient, füllt das Loch mit heißen Steinen aus, die sie frisch aus dem Feuer nimmt, legt die Wurzeln darauf und bedeckt sie sorgfältig wieder mit heißen Steinen und Erde: um die Kamas zu kochen oder vielmehr zu backen, ist eine Feuerung von achtundvierzig Stunden nothwendig; wenn man sie aber alsdann aus dem Ofen nimmt, so sind sie in eine Art süßlichen Fleischs verwandelt und schmecken wie Birnen oder Quitten, die man im Ofen gebacken hat.

Statt des Brodes hat sich die Indianerin mit Algarobias versehen, deren Gebrauch wir später bei den Indianern des Amazonenstroms kennen lernen werden. Die Algarobia ist nämlich eine Mimosen- oder Akazienart, die in ihren Schoten außer den Samen, welche bohnenartig sind, ein säuerliches Fruchtfleisch enthält, das einige Aehnlichkeit mit dem Fruchtfleische des sogenannten Johannisbrodes hat, welches ja auch zur selben Pflanzenfamilie gehört. Die Indianerin sammelt diese Schoten, drückt sie in Körbe ein oder häuft sie in einem Winkel ihrer Höhle oder Hütte auf, welch' letztere gewöhnlich nur eine einfache Nische aus Beifußstengeln und mit Gras gedeckt und ausgestopft ist.

Allein diese Kost ist eine sehr prekäre und reicht nicht zum Unterhalt einer Familie hin; die Wurzeln ersetzen sich nicht so schnell wieder, die Jahreszeit kann den Algarobien ungünstig sein, und die Bären, die ihrerseits auch geschickte Wurzelgräber sind, fressen bisweilen alle Wurzeln und Knollen auf. Womit aber soll alsdann der arme Indianer sie ersetzen? Zunächst mit Heuschrecken, denn diese Insekten überziehen zu gewissen Jahreszeiten die Ebene in solcher Menge, daß sie den Boden buchstäblich mit einem zoll-

hohen Gewimmel bedecken und manchmal schöne weiße Vögel aus dem Mövengeschlecht herbeiziehen, welche die Flüsse und Seen der Prairien besuchen. So ging es wenigstens vor einigen Jahren bei Gelegenheit einer Heuschreckenwanderung, von welcher die Mormonen heimgesucht wurden. Die Heuschrecken erschienen nämlich in solcher Menge, daß die Felder der Niederlassung von ihnen förmlich verheert und die Mormonen schon mit dem Hungertode bedroht wurden, als plötzlich die weißen Vögel aus der Nachbarschaft herbeieilten und mit großer Gier über die Heuschrecken herfielen. Dies Alles ging sehr natürlich zu; aber der Hohepriester dieser heiligen Niederlassung benutzte diese Veranlassung, dem Volke seinen himmlischen Einfluß zu beweisen, und erklärte also, die Vögel seien vom Himmel gekommen, und Gott habe sie auf sein Gebet ausgesandt, um sein auserwähltes Volk von dieser egyptischen Landplage zu befreien.

Wie dem nun aber auch sein mag, trotz ihrer Anzahl und des Appetits verzehren die Möven nicht alle Heuschrecken, sondern lassen deren noch so viel übrig, daß die Diggers ebenfalls ihren Antheil daran bekommen. Ihr haltet nun die Heuschrecken für eine sehr seltsame Nahrung für einen menschlichen Magen, und dies mag sie auch sein; allein man ißt ja auch Krebse und Garneelen. Uebrigens sind die Schoschokies nicht das einzige Volk, welches Heuschrecken verspeist, sondern die Wanderheuschrecke bildet ein beliebtes Nahrungsmittel bei vielen Wüsten-Bewohnern, und es giebt sogar in Nordamerika Völkerschaften von einem ziemlich hohen Rang, welche gelegentlich die Heuschreckenkost nicht verschmähen. Auch lesen wir ja in der Bibel, daß Johannes der Täufer trotz Allem, was man dagegen zu schreiben vermochte, schlecht und recht von Heuschrecken gelebt hat, wie man es auch noch heut zu Tage in der Wüste thut, wo er predigte.

Sobald also die Heuschrecken sich auf dem Lande der Diggers niederlassen, vereinigen sich alle Gruppen der Nachbarschaft; man gräbt in die Erde ein großes Loch von mindestens drei Fuß Tiefe, dann entfernen sich Alle, welche die Heuschreckenjagd mitmachen wollen, bilden einen weiten Kreis, in welchem sie anfangs weit auseinander stehen, nähern sich dann Alle gleichzeitig von verschiedenen Seiten her dem Loch und treiben die Heuschrecken mit langen Gerten vor sich her. Es ist also vollkommen Das, was der Jäger einen Kesseltrieb nennt. Die Heuschrecken fliegen nicht davon, sondern hüpfen vor ihren Treibern her; der Kreis zieht sich zusammen, die Heuschrecken drängen sich ebenfalls auf einen Knäuel und häufen sich endlich in der Grube an, die man für sie bereitet hat. Hier werden sie mit Grasbündeln zugedeckt; man bildet über dem Loch einen Scheiterhaufen von Beifußstengeln, den man anzündet, die Heuschrecken werden geröstet, und man kann sie entweder sogleich verzehren oder für jene Zeit aufbewahren, wo die Lebensmittel selten sind. Zuweilen werden sie auch gesotten, wie die Wurzeln der Yampa, oder man vermengt sie mit dem Fleisch und dem Samen der Algarobia und hat auf diese Weise einen Pudding oder eine Pastete von Heuschrecken.

Aber der Digger beschränkt seine Nahrung aus dem Thierreiche nicht auf die Heuschrecken allein; da er die Hasen tödtet, um aus ihren Fellen sich einen Rock machen zu wollen, so verspeist er auch ihr Fleisch, nachdem er ihnen den Balg abgezogen. Unglücklicherweise ist der Hase dieser Beifußwüste nur sehr klein und daher die Pelzjacke sehr knapp und der Hasenpfeffer sehr spärlich. Bei den Trappers heißt das kleine Thier nur Kaninchen, und es wäre sogar nach unsern Begriffen für ein Kaninchen sehr klein; es ist aber trotzdem ein echter Hase, der Lepus artemisia.

Sein Haar ist silbergrau oder grauweiß, beinahe gerade wie

das Laub des Beifußes, von dessen Samen, Stengeln und Blättern er lebt. Daher ist er nur sehr schwer zu entdecken oder von den Büschen zu unterscheiden, welche ihm Obdach geben, und unter denen er sich versteckt. Eine andere unbequeme Folge seiner Vorliebe für den Beifuß ist die, daß das Fleisch dieses Hasen, eben weil er diese Pflanze frißt, die zu der Familie des Wermuth gehört, einen abscheulichen bittern Geschmack annimmt, so daß ein Europäer kaum im Stande ist, einen solchen Hasenbraten zu verspeisen, wenn er auch mit Zwiebeln und noch so delicat zugerichtet wäre. Für den armen Digger aber ist selbst dieser bittere Beifußhase eine wahrhaft königliche Mahlzeit; der arme Indianer verbringt einen Theil seiner Zeit mit der emsigen Jagd auf dieses Thier, und der Fang des kleinen Vierfüßlers ist für ihn eine ebenso große That, wie die Erlegung eines Wildschweines, eines Hirsches oder eines Elephanten für einen ehrgeizigen Jäger. Es gelingt ihm bisweilen mit seinem Bogen und seinen kleinen Pfeilen einen solchen Hasen zu erlegen; allein dieser hat, wie alle Hasenarten, ein sehr scharfes Gehör, ist scheu und duckt sich unter das Laub oder zieht sich in's wirrste Dickicht zurück. Der Winter könnte daher leicht kommen, ehe der Digger noch hinlänglich Felle davon erlangt hätte, um seine Jacke ausbessern zu lassen; daher muß er zu einem andern Mittel seine Zuflucht nehmen. Wie die meisten Wilden, die zu ihrem Unterhalt vorzugsweise auf die Jagd angewiesen sind, errichtet er also ein doppeltes Pfahlwerk in Gestalt eines großen lateinischen V, bietet alle seine Nachbarn auf, wie bei Gelegenheit der Heuschrecken, und beginnt mit ihnen die Treibjagd. Die Verpfählung, welche der Digger errichtet, ist einfach nur ein Flechtwerk von Beifußstengeln; aber es handelt sich ja nicht darum, in dasselbe Bisons oder auch nur Rennthiere hinein zu treiben, wie bei den Indianern im hohen Norden; dem Häschen würde es nicht einmal einfallen, über das Flechtwerk hinwegzuspringen, obschon dieses

nicht über drei Fuß hoch ist. Das arme Thier ist verdutzt, verliert den Kopf, rennt gegen die Barriere an, die es so leicht überspringen könnte, und wird mit Stockschlägen getödtet oder mittelst eines Pfeils erlegt.

Die Murmelthiere, die Erdeichhörnchen, die in den Felsen des großen Beckens häufig vorkommen, und die Ratten, von denen die ganze Gegend wimmelt, liefern dem Digger noch weitere Nahrungsmittel. Manchmal tödtet er sie mit stumpfen Pfeilen, allein dies geschieht nur selten; meistens fängt er sie in Schlingen und Fallen, und er hat in diesem Fallenstellen eine solche Gewandtheit, daß es ihm nicht selten gelingt, bis zu sechszig Ratten an einem einzigen Tage zu fangen. Die Falle, deren er sich hierzu bedient, ist eine Art Sprenkel, wie er beim Vogelfang üblich ist. Um aber in die Falle zu gehen, muß die Ratte erst ihren Bau verlassen; ist es aber kalt, so zieht sie es vor, sich träge in ihrem Loch niederzulegen. Der Digger nimmt alsdann seinen Stock und gräbt das kleine Thier aus dem Boden, als ob es nicht mehr noch weniger wäre, als eine Wurzel.

Noch ein anderes schönes Thier besucht von Zeit zu Zeit diese Wermuthstätten und liefert manchmal dem Digger einen herrlichen Braten; dieses Thier ist ein Vogel aus der Familie der Waldhühner oder Auerhühner: das Moorhuhn mit dem Fasanenschwanz, das größte der ganzen Familie. Der ausgewachsene Hahn ist beinahe so groß, wie ein Adler, dem er jedoch weder an Gestalt, noch an Gefieder gleicht. Er trägt auf der Brust zwei dicke Anschwellungen, wie zwei Kröpfe, die nicht mit Federn bedeckt sind, wie der übrige Körper, sondern mit Haaren. Sein schwarz und weiß geflecktes Gefieder zeigt im Ganzen eine graue Färbung mit einem Silberglanze, den ihm die Natur ohne Zweifel nur gegeben hat, damit man es nicht

von den Pflanzen unterscheide, unter denen es gewöhnlich vorkommt, und die ebenfalls einen silberweißen Anflug haben. Wenn aber der Vogel eine hübsche Größe und ein schönes Aussehen hat, so besitzt sein Fleisch doch einen abscheulichen Geschmack und ist noch weit bitterer, als das des kleinen Hasen, dessen Kost er theilt. Allein der Digger findet dieses Fleisch trotzdem gut und bedauert nur das Eine, daß nämlich der Vogel so selten und so schwierig zu erlegen ist.

Fügt man hierzu noch einige wilde Beeren, die unter die Heuschrecken gemengt einen Kuchen liefern, der bei den armen Diggers in großem Ansehen steht, sowie die Wurzel einer Distelart, des Cirsium virginianum, welche die Größe von einer gewöhnlichen Möhre und einen eigenthümlichen Geschmack hat, aber sehr hart ist und lange gekocht werden muß; ferner die Wurzel des eßbaren Baldrians, welche schön gelb und von beträchtlichem Umfange ist, aber den charakteristischen Geschmack und Geruch der Pflanze hat, die sich aus derselben erhebt, so haben wir beinahe alle substanzielleren Nahrungsmittel des Diggers aus dem Pflanzenreiche. Der wilde Baldrian wächst allein an den Ufern der kleinen Flüsse, der Seen, der Sümpfe in den fruchtbaren Landstrichen, wo die Diggers nicht wohnen, allein sein Aroma wird von den Feinschmeckern der Schoschokies und Schokonies so sehr geschätzt, daß sie es bisweilen wagen, ihre Schlupfwinkel zu verlassen, um diesen Leckerbissen aufzusuchen.

Die Kost der Yamparicos leidet also nicht an einer großen Mannichfaltigkeit, aber die Gerichte sind leider nicht immer sehr groß und die Vorräthe an Lebensmitteln nicht beträchtlich genug. Mögen sie auch während der schönen Jahreszeit reichlich genug vorhanden sein, wo die Wurzeln in Menge und leicht zu finden sind, die Heuschrecken ankommen, die Früchte reifen, wie die Hasen minder

scheu und vorsichtig und die Ratten leicht zu fangen sind, so ist es doch ganz anders zur Winterzeit, wo der Boden gefroren und mit Schnee bedeckt ist, und für alle Unglücklichen und Armen die Zeit des Mangels und Elends eintritt.

Allerdings giebt es in diesen Gegenden auch die eßbaren Samen von mehreren Fichtenarten, welche die Spanier unter dem gemeinsamen Ausdruck Piñones zusammenfassen; manche von diesen Samen, namentlich die Mandeln der sogenannten Brodfichte, haben die Größe einer Haselnuß, in geröstetem Zustande einen angenehmen Geschmack und Geruch und lassen sich lange aufbewahren; allein diese Piñones kommen nicht überall vor, und der Mensch kann zudem nicht allein von Brod leben.

Eine gewisse Wanze, welche die Gelehrten noch nicht classificirt haben, liefert den Diggers ebenfalls ein Nahrungsmittel. Diese Wanze baut auf den Felsenleisten, hauptsächlich an den Ufern der Gewässer ein höchst merkwürdiges Nest, in Gestalt und Umfang einer kleinen Ananas ähnlich. Das Insekt selbst ist von dunkelbrauner Farbe und der Größe der gewöhnlichen Schabe. Ein Gericht von solchen gekochten Wanzen ist dem Digger sehr willkommen und sogar bei anderen Indianerstämmen höheren Ranges beliebt, deren Geschmack sonst ein feinerer und verwöhnterer ist. Allein wie alle Insekten verschwindet auch diese Wanze im Winter.

Alsdann muß der Digger seinen krummen Stab nehmen, nach den schlummernden Sandratten graben, oder nach den Eidechsen suchen, die er geschickt aus ihren Verstecken in den Felsspalten hervorzutreiben weiß.

Endlich nimmt er auch vorlieb mit dem Hornfrosch, mit Insektenlarven, die er im Boden findet, mit den zähesten Wurzeln und

härtesten Samen, seien sie auch noch so trocken und anscheinend ungenießbar.

Die Yamparicos könnten uns noch mehr als einen merkwürdigen Charakterzug liefern, allein wir haben von ihnen schon genug gesagt, um zu beweisen, daß sie mit Recht unter den merkwürdigsten fremden Völkern aufgeführt werden können.

VII.

Die Comantschen.

Bekanntlich traf man zur Zeit der Entdeckung von Amerika auf dem ganzen Festlande desselben nicht ein einziges Pferd an. Später hat man eine Menge fossiler Pferdeknochen dort entdeckt, welche den Beweis lieferten, daß dieses edle Thier in früheren Zeiten auch auf jenem Continente vorhanden, aber bis zur Zeit von Christoph Columbus Ankunft von demselben wieder verschwunden war. Heut zu Tage ist das Pferd in Amerika nicht nur eines der gewöhnlichsten Hausthiere, sondern es durchschweift auch in wildem Zustande heerdenweise die ungeheuren Ebenen der beiden amerikanischen Continente. Obschon alle in Europa bekannten Racen ihre Vertreter in der neuen Welt haben, so gehört die Mehrzahl der Pferde, welche man dort antrifft, zwei sehr verschiedenen Arten an. In der ganzen waldreichen Region der Vereinigten Staaten von Nordamerika trifft man nämlich nur die Race des englischen Pferdes, während im ganzen spanischen Amerika das viel kleinere, aber nicht minder kostbare andalusische Pferd verbreitet ist. Das englische Pferd findet sich nur als Hausthier; das spanische dagegen hat sich auf eine solch' wunderbare Weise vermehrt, daß es auch in wildem Zustande vorkommt, und seine Heerden sowohl die Prairien von Nordamerika als die Pampas von Südamerika durchschweifen. Das Pferd muß

also in diesen ungeheuren Grasfluren ein Medium gefunden haben, das seiner Natur ganz entsprach, denn kurze Zeit nach der Eroberung von Amerika, welche das Pferd wieder in jenem Theil einführte, sehen wir es die Civilisation fliehen und sich in der Wüste mit solcher Schnelligkeit fortpflanzen, daß bereits eine Menge von eingebornen Stämmen damit versehen sind.

Es wäre ein merkwürdiger Gegenstand der Forschung, den Einfluß zu untersuchen, welchen das amerikanische Pferd auf diese Stämme ausgeübt hat. Die berittenen Indianer der Prairien gleichen durchaus nicht mehr jenen ernsten, würdevollen Menschen, von denen sie abstammen, und dies kann kaum anders sein.

Die Einführung des Pferdes rief eine neue Lebensweise und andere Gewohnheiten hervor, gab der Jagd und dem Kriege eine neue Gestaltung, wandelte beinahe alle Lebensverhältnisse um und mußte so auf den Charakter des Menschen und seine Sinnesart nothgedrungen auch einen tiefen Einfluß ausüben. Was mochten diese Indianer zu der Zeit sein, wo sie noch zu Fuße gingen? Man kann sich dies kaum mehr denken, denn heut zu Tage steigen sie nur vom Pferde, wenn sie schlafen wollen; ob jung oder alt, arm oder reich, Jeder von ihnen hat seinen Mustang oder sein wildes Pferd; alle Indianer, welche auf den Prairien leben, sind auf diese Weise beritten; auf alle findet das Gleiche Anwendung, daß ihre heutigen Zustände wesentlich verschieden sein müssen von denjenigen vor der Einführung des Pferdes: die Creeks, die Krähen, die Schwarzfüße, die Sioux, die Cheyennes, die Arapahoes, die Pawnees, die Kansas, die Osagen, die Apachen, die Utahs, die Nawajos und einige Schlangen-Indianer befinden sich alle im gleichen Falle. Allein der echte Typus des berittenen Indianers dieser Region ist der Comantsche und der Lipan, die Herren jenes ausgedehnten Gebiets, welches sich vom Arkansas bis zu den Ufern des Rio Grande er-

streckt, — jenes Räubervolk, das die Grenze von Texas beunruhigt und die Ansiedelungen von Neu=Mexiko plündert, der gefährliche freche Nomade, der seine Raubzüge bis in das Herz des jetzigen Kaiserreichs Mexiko hinein ausdehnt.

Die Comantschen sind ein Reitervolk und gehören zu den besten Reitern in der ganzen Welt. Wir wollen sie in dieser Beziehung nicht über den Pawnee, ihren Nachbarn und Todfeind, nicht über den Vaquero oder Rinderhirten von Californien, den Ranchero oder Viehzüchter von Mexiko, den Llanero von Venezuela, den Gaucho von Buenos Ayres, nicht über den Centauren des Gran Chaco, nicht über die wilden Indianer von Paraguay, von Patagonien und den Pampas stellen, welche lauter gute Reiter sind; aber vom Comantschen und Lipan kann man füglich sagen, sie seien gleichsam auf dem Pferde geboren. Der Comantsche verläßt die mütterlichen Arme nur, um sich an den Sattelbogen seines Vaters anzuklammern oder in die Mähne eines Mustang zu hängen; er lernt vielleicht früher reiten, als gehen, denn man erlaubt ihm auch kaum zu gehen, und er macht seine unbedeutendsten Ausflüge zu Pferde. Nie würde es einem Comantschen einfallen, eine Strecke von hundert Ruthen zu Fuße zurückzulegen; er hat immer ein Pferd in seiner Nähe; ob gezäumt und gesattelt oder nicht, daran liegt ihm wenig; er springt ihm auf den Hals, auf den Rücken, auf die Kruppe, hängt sich ihm an eine der Flanken und bedarf der Zügel nicht, um es sicher zu lenken; das Thier geht immer im Galopp, und wie flüchtig auch sein Gang sei, er hält es niemals an, weder um es zu besteigen, noch um abzusitzen.

Alle berittenen Indianer sind Nomaden; sobald der Stamm Pferde hat, ist es ja leicht, die Zelte von einem Ort zum andern zu schaffen; und die Nöthigung, neue Weiden aufzusuchen, die Liebe zur Veränderung und die Nothwendigkeit, dem Wechsel des

Wildes zu folgen, nöthigen den Indianer häufig zur Veränderung seines Wohnsitzes. Gleichwohl haben verschiedene Stämme, selbst unter den Comantschen, feste Wohnsitze — Dörfer, wo zu bestimmten Jahreszeiten die Weiber Mais, Wassermelonen, Kürbisse, spanischen Pfeffer und mehrere andere Pflanzen bauen, die jedoch lauter einheimische Gewächse sind. Es ist nicht zweifelhaft, daß vor der Eroberung von Amerika die Beschäftigung mit dem Ackerbau in diesen Gegenden weit allgemeiner verbreitet war, als in diesen Tagen; aber der Besitz des Pferdes hat den Indianern erlaubt, nunmehr mit ihrer ganzen Geringschätzung auf die Feldarbeit herabzusehen.

Kein einziger Mann unter diesen berittenen Stämmen würde sich dazu herbeilassen, eine Hacke, einen Spaten zu handhaben oder irgend ein anderes Werkzeug zu führen, als eine Waffe. Was nur entfernt wie Arbeit aussieht, das fällt den Weibern und den Sklaven zu; denn der Comantsche besitzt zwar keine Neger, aber Indianer von andern feindlichen Stämmen, Mestizen von spanischer Abkunft und sogar Weiße oder Creolen, die er auf seinen Einfällen in Mexiko geraubt hat.

Es wäre leicht nachzuweisen, daß diese Abneigung gegen den Ackerbau der indianischen Race weit schädlicher gewesen ist, als alle Verfolgungen, denen sie unterworfen war. Die Vernachlässigung des Ackerbaues führt jede Hungersnoth herbei, welche zuweilen halbe Stämme dahinrafft; der Hunger treibt sie zum Kriege und nöthigt sie zu den gewaltsamsten Mitteln, um sich der verhaßten Nachbarschaft derjenigen zu erwehren, welche den Boden bebauen und die Jagd und Waidegründe des wilden rothen Mannes in Besitz nehmen. Der Beweis, daß das Nomadenleben mit dem Besitz des Pferdes zusammenhängt und letzterer den Ackerbau in Mißachtung gebracht hat, ist faktisch geliefert. Alle Indianerstämme, welche die Waffen niedergelegt und sich auf den Ackerbau gelegt haben, wie die Creeks,

die Cherokees, Choktaws u. s. w. behaupten ihren festen Standort, und ihre Bevölkerung vermehrt sich wieder mit sichtbarer Geschwindigkeit.

Aber, fragt man mich wohl, wie erlaubt das Pferd den Indianern, sich des Ackerbaues entschlagen zu können? Hierauf antworte ich ganz einfach: Der Besitz des Pferdes giebt dem Indianer andere Existenzmittel an die Hand, als er früher hatte, oder die zu dieser Zeit weniger reichlich vorhanden waren. Die Prairien von Nordamerika sind ziemlich arm an Wildpret: einige spärlich vertheilte Hirscharten, die ebenso behend, als schüchtern sind, die noch scheuere und flüchtigere Gabelantilope und der Bison oder Büffel, der wildeste und scheueste von allen Wiederkäuern, bildeten in Verbindung mit dem Truthahn die ganze Jagd der Indianer. Allerdings war zuverlässig der Bison früher dort ebenso gut vorhanden und sogar noch in weit größerer Anzahl als heut zu Tage; allein obschon er nicht sehr behend ist, so dürfte es doch für einen Fußgänger schwer sein, ihn einzuholen, geschweige denn ihm gar auf seinen fernen Wanderungen zu folgen.

Mit dem Besitz des Pferdes ist der Fall ganz anders geworden: der Jäger kann sich nicht allein der Heerde nähern, sondern dieselbe umkreisen, sie verfolgen, ihr einen Vorsprung abgewinnen und sich nöthigenfalls vor ihr flüchten. Außerdem kann er noch immer sich in das Fell eines Bisons oder auch eines Wolfes stecken, wie der Buschmann in dasjenige des Straußes, oder der Eskimo in das der Robbe, und sich seines Bogens und seiner Pfeile bedienen, wie er ehedem gethan hat. Diese List gelingt zwar manchmal über alle Erwartung, denn man hat den falschen Bison, wenn er alle seine Pfeile verschossen hatte, schon hingehen und diese aus dem Leibe seiner Opfer herausziehen sehen, um sie zur Fortsetzung des Gemetzels zu verwenden; aber diese List gelingt nicht immer. Wenn

sie vollständigen Erfolg haben soll, muß die Büffelheerde gerade im Zustande der Rast und in einer gewissen günstigen Stellung sein; wohl in den meisten Fällen aber wittert sie den Hinterhalt und ergreift die Flucht.

Heutzutage ist wenig daran gelegen, ob eine Büffelheerde den Jäger anschleichen läßt oder nicht. Mißlingt ihm das Anschleichen unter irgend einer Verkleidung, so kostet es ihn wenig Mühe, die Vermummung abzulegen, sich auf sein Pferd zu schwingen, das stets in der Nähe ist, und der Jäger müßte schon sehr ungeschickt sein oder viel Unglück haben, wenn er nicht mit Bogen und Pfeilen oder mit seiner Lanze zwei oder drei fette Thiere tödtete, sobald er die flüchtige Heerde eingeholt hat.

Allein der Comantsche stellt nur selten allein dem Bison nach; gewöhnlich vereinigt sich der ganze Stamm zu einer solchen Jagd; die Reiter folgen der Heerde, holen sie ein, umringen sie unter lautem Geschrei und drängen sie immer dichter zusammen. Die erschreckten Bisons bieten dann eine wirre Masse dar und fallen unter den Stößen und Schüssen der Jäger. Zuweilen entkommen sie ihnen aber auch, in Folge der Staubwolken, welche sie aufwühlen, oder die Bullen stürzen sich auf die Angreifer und fallen deren Pferde mit den Hörnern an. Das ist dann der Augenblick, wo der Indianer seine Behendigkeit an den Tag legen kann; er schwingt sich auf die Kruppe eines der Pferde seiner Kameraden oder sogar auf den Rücken der Bisons, wenn diese ihn umringen, läuft in dieser dicht gedrängten beweglichen Masse von Rücken zu Rücken fort, und es gelingt ihm, mit heiler Haut aus dem Haufen zu entkommen; manchmal aber fällt ihn das wüthende Thier auch an, ehe es ihm noch möglich gewesen ist, wieder aufzustehen, und er wird dann zu gleicher Zeit mit seinem Pferde getödtet.

Man fängt den Bison niemals in jenen Gehegen, welche in

Cap. 7.



Comantschen.

Fallgruben endigen, und die man an vielen Orten gesehen hat. Bei der bedeutenden Körperkraft dieses Thieres müßte man, um es gefangen zu halten, ihm eine Schranke von außerordentlicher Widerstandsfähigkeit entgegensetzen, und die Prairie, welche ungemein arm an Bäumen ist, liefert hierzu kein Material. Bauholz ist ein kostbarer und seltener Artikel auf den Prairien, allein manche Stämme bringen ein Mittel in Anwendung, welches derartigen Gehegen mit Fallen einigermaßen ähnlich ist. Wenn sie nämlich ermittelt haben, daß eine Büffelheerde sich in einem ebenen Theil festgesetzt hat, wo es einige von jenen tiefen Schluchten mit stark abfallenden Rändern giebt, die man Barrancas nennt, so treiben sie alle Thiere dieser ganzen Heerde zusammen und jagen sie so, daß sie von selbst in jene Abgründe hinunterspringen, und um sie dazu zu zwingen, wenden sie ein ziemlich bizarres Mittel an. Dies besteht darin, daß man das Pfahlwerk oder Gehege, welches bei den Wilden von Inner-Afrika üblich ist, durch zwei Reihen von eigenthümlichen Vorrichtungen ersetzt, die allerdings so einfach sind, daß man sie nicht Bildsäulen nennen kann, und die der Bison für Menschen hält.

Beide Reihen von diesen Vorrichtungen stehen anfangs sehr weit 'auseinander, nähern sich aber allmählich und stoßen an den Abgrund, wohin man die Heerde führen will. Das Drolligste daran ist, daß die Bisons selbst das Material liefern, aus welchem jene Vorrichtung gemacht wird; mit andern Worten, die aufgeschichteten Säulen, welche die Büffel für Menschen halten, und die in der That die Gestalt von solchen nachahmen sollen, sind aus dem Mist dieser armen Thiere aufgerichtet; es ist nämlich dasselbe Material, welches der Fallensteller und Pelzjäger bois de vache, Kuhholz, nennt, und womit er häufig seine Mahlzeit kochen muß, nämlich die von Luft und Sonne getrockneten Kuhfladen, welche diese Heerden in ungeheurer Menge auf den Prairien hinterlassen.

Sobald diese Haufen von der Größe und Gestalt von Männern in der entsprechenden Richtung und Ausdehnung aufgerichtet sind, vertheilen sich die Jäger über die Prairie, wo die Bisons friedlich weiden, nähern sich ihnen geräuschlos und treiben sie vorsichtig und allmählich zwischen die doppelte Reihe dieser Erdmänner hinein, wie die Bauernjungen beim Schnee die Lerchen in ihre Garne treiben. Sobald die Heerde sich in der Falle befindet, stürzen alle Reiter unter furchtbarem Geschrei auf sie los, die armen Thiere glauben sich zwischen zwei Reihen von Feinden eingedrängt und laufen aus Leibeskräften gerade aus, in der Hoffnung, sich zu retten.

Der Bison ist ein Thier von sehr geringem Scharfblick; der wirre, zerzauste Haarschopf, der ihm über die Stirne herabfällt, gestattet ihm nicht, sich die Sachen genauer anzusehen, er muß sich mehr auf seine Nase, als auf seine Augen verlassen; ungeachtet seines feinen Geruchssinnes aber hat er keine Ahnung von dem Abgrund, dem er mit gesenktem Kopfe zuläuft, und wird desselben meist erst ansichtig, wenn es zu spät ist, um ihm auszuweichen. Er will dann allerdings umkehren, wird aber durch eine dichte Masse vorwärtsgeschoben und hat keine andere Wahl mehr, als entweder in die Schlucht hinunter zu springen, oder durch das dichte Gewühl der Nachdrängenden hinuntergeworfen zu werden. Er macht also den verhängnißvollen Sprung, die ganze nachfolgende Heerde folgt seinem Beispiel, und die Mehrzahl der Thiere, aus welchen sie besteht, findet an der Sohle des Abgrundes ihren Tod.

Man braucht wohl kaum hervorzuheben, daß bei einer derartigen Jagd die Zahl der Bisons von Jahr zu Jahr schnell abnimmt. Der Verbreitungsbezirk, innerhalb dessen sie heut zu Tage noch vorkommen, ist nur ein sehr geringer Theil von dem ungeheuren Flächenraum, den diese Thiere in früheren Zeiten einnahmen. Man

könnte eine Strecke von dreihundert Meilen auf dem rechten Ufer des Mississippi, thalabwärts von der Einmündung des Missouri, zurücklegen, ohne auch nur einen einzigen Bison zu finden, und obwohl dieser wilde Büffel in früheren Zeiten auf den Ebenen im Süden und Westen des Rio Grande in Menge vorhanden war, so kennen ihn die Comantschen, welche gegenwärtig in der Nähe dieses Flusses wohnen, nur noch aus ihren Ausflügen gegen Norden. Der Verbreitungsbezirk des Bison hat zur nördlichen Grenze den großen Sklavensee, und erst vor wenigen Jahren noch war er im Westen durch die Felsengebirge beschränkt; aber in jüngster Zeit sind mehrere Heerden, von den Jägern im Osten zu hart gedrängt, über die Pässe der Felsengebirge gegangen und haben sich auf den Ebenen am westlichen Fuße derselben verbreitet.

Man hat die zunehmende Verminderung jener nicht mehr so bedeutenden Heerden des amerikanischen Bisons durch mehr oder minder scharfsinnige Theorien zu erklären versucht, allein die einzige und wahre Ursache davon ist, daß die Indianerstämme jetzt das Pferd besitzen. Hat die Büffeljagd dem Indianer gestattet, den Ackerbau zu vernachlässigen, so wird der Comantsche vielleicht genöthigt werden, den Boden wieder zu bearbeiten, wenn die letzte Büffelheerde verschwunden ist, indem dieses Thier entweder auswanderte oder bis auf das letzte Paar ausgerottet würde. Dieser Schluß wäre logisch richtig, wenn dem Comantschen und Lipan nicht das Pferd bliebe, welches nicht nur unter vielen Stämmen im Westen zum Nahrungsmittel dient, sondern denselben auch andere Mittel zum Fortkommen liefert. Wollte sich der Indianer ausschließlich vom Pferdefleisch nähren, so würde auch diese Hilfsquelle bald für ihn erschöpft sein; von Natur aus sorglos und unbedacht, wird der Indianer nie so viele Pferde züchten, um sich davon nähren zu können, wenn er erst einmal keine Bisons mehr haben wird, und die

Caballadas oder Heerden von wilden Pferden lassen sich nicht so leicht einfangen, als die schwerfälligeren Heerden der wilden Wiederkäuer.

In Erwartung jenes Zeitpunkts, wo der Hunger ihn nöthigen wird, seine Lebensweise zu verändern, führt der Comantsche einstweilen Krieg mit seinen Nachbarn, d. h. er veranstaltet Raubzüge gegen sie, um sie zu plündern, zu bestehlen und ihnen Lösegeld abzupressen, ihr Vieh davon zu treiben und ihre Weiber und Kinder in die Gefangenschaft zu schleppen. Als die Vereinigten Staaten nach dem letzten Kriege mit Mexiko Frieden schlossen, hatten sie sich verpflichtet, dafür zu sorgen, daß die mexikanischen Gefangenen, die sich unter den Comantschen befanden, und deren Zahl man auf 4000 schätzte, ihren Familien zurückgegeben würden. Allein die Vereinigten Staaten hatten mit ihren eigenen Angelegenheiten genug zu schaffen und kamen ihrer Verpflichtung nicht nach, so daß jene Gefangenen noch immer auf ihre Befreiung warten und die Frechheit der Comantschen durch ihre Straflosigkeit gestiegen ist. Es sind kaum zwölf oder fünfzehn Jahre her, daß die Comantschen den Sohn des Gouverneurs des Staates Chihuahua in die Gefangenschaft schleppten, und der Gouverneur, einer der tapfersten Soldaten der mexikanischen Republik, wagte trotz seines Muthes und ungeachtet seiner Stellung die Befreiung seines Sohnes doch nicht mit den Waffen in der Hand zu versuchen, sondern bezahlte für ihn das Lösegeld, das ihm auferlegt worden war.

Noch bis auf den heutigen Tag fällt der Comantsche ungestraft in die nördlichen Staaten von Mexiko ein und findet daselbst kaum Widerstand. In den Hundstagen, wenn das Gras der Prairie fast zu Staub verdorrt ist, und weder Pferde noch Büffel ihre Nahrung finden, vereinigen sich die einzelnen Stämme der Comantschen und ziehen in einer langen Heeressäule in südlicher und südwestlicher

Richtung nach den Grenzen von Mexiko, den Schwärmen der Wanderheuschrecken gleich, welche ihre Bahn ebenfalls mit Verwüstung und gänzlicher Verheerung bezeichnen. Ein Gehöfte um das andere wird von ihnen überfallen und niedergebrannt, die erwachsenen Männer ermordet, Weiber und Kinder in die Sklaverei geschleppt und das Vieh fortgetrieben. Keine Seele darf entrinnen, um die Kunde von dem Anzuge der Indianer weiter zu tragen. In der Nähe der Städte und Flecken angekommen, macht die wilde Schaar in irgend einer Niederung Halt und erwartet die Nacht. Die Farben werden hervorgesucht, um das Gesicht zu bemalen, das geflochtene Haar wird mit Federn besteckt, und jeder Krieger rüstet sich zum Ueberfall. Sobald die stille Nacht herabgesunken, setzt sich die ganze Schaar zu Pferde und löst sich in eine weite Kette auf, welche den Ort von allen Seiten einschließt. Ist die Umzingelung vollzogen, so ertönt das Mark und Bein durchdringende scheußliche Kriegsgeschrei. Die rothen Reiter sprengen von allen Seiten heran, schließen die Kette dichter und überfallen die friedlichen Wohnungen. Mord, Plünderung, Sengen und Brennen sind noch die geringsten Greuel, welche bei einem solchen Ueberfall vorkommen. Die Männer werden erschlagen, gleichviel ob sie sich widersetzen oder nicht. Weiber und Kinder werden gefesselt und auf die Pferde und Maulthiere oder an den Schweif derselben gebunden, um in die Sklaverei geschleppt zu werden. Greise, Kranke und Schwache erliegen unter den Lanzenstichen der wilden Rothhäute. Die Heerden werden zusammengetrieben, die Lastthiere mit der Beute bepackt, und wenn der viehische wilde Krieger allen Leidenschaften gefröhnt und sich an Brutalitäten übersättigt hat, so zieht die Schaar weiter und setzt ihren Raubzug fort, bis ihre Beute so groß und die geraubten Heerden so zahlreich sind, daß sie sie kaum mehr weiter bringen können und nun an den Heimweg denken müssen. Selten werden sie auf demselben verfolgt;

jeder Rastort, jedes Nachtlager zeugt von den Schwelgereien, denen sich die siegestrunkenen Räuber überlassen. Stuten und Rinder werden geschlachtet und am Feuer geröstet, und obwohl sich die Krieger bis zum Uebermaße vollgefressen, finden die Aasgeier und Prairiewölfe oder Coyotes, welche diesen Zügen immer folgen, in dem verlassenen Lager noch immer Atzung genug, sowohl an den Ueberresten der geschlachteten Thiere, als an dem abgetriebenen Vieh, das zurückgelassen werden muß, und an erschöpften menschlichen Gefangenen, mit deren Weiterschleppung sich die Comantschen nicht länger plagen wollen, und die sie nicht einmal durch einen raschen Tod von ihren Qualen erlösen. So kehrt der Comantsche und Lipan, vom Blute seiner wehrlosen Opfer rauchend und mit den Kopfhäuten der Erschlagenen geschmückt, in sein heimathliches Dorf oder zum Lager seines Stammes zurück, um von dem Raube zu leben, bis die Bisonsjagd ihm neuen Zeitvertreib und eine neue Nahrungsquelle liefert. Er züchtet keine Heerden, sondern er holt seinen Bedarf auf mühelosere Weise bei seinen Nachbarn.

Nicht so wohlfeilen Kaufs überschreitet der Comantsche heut zu Tage die Grenzen von Texas, wohin er früher ebenso häufig seine Raubzüge lenkte; die kühne, kriegsgeübte Bevölkerung der texanischen Grenze liegt mit den Indianern in stetem erbittertem Kampfe, und furchtbare Grausamkeiten bezeichnen diesen auf beiden Seiten. In früheren Jahren bestand eine eigene Grenzwache von kühnen, berittenen Schützen, den sogenannten Rangers, unter dem Befehl des Obersten Hayes zum Schutze der nördlichen und westlichen Niederlassungen in Texas. Tausende von Indianern verbluteten unter den Kugeln und Messern dieser Rangers, die sich aus den kühnsten und verzweifeltsten jungen Männern der ganzen Union und theilweise auch aus jungen Einwanderern rekrutirten, welche die Noth unter die Fahne getrieben hatte. Aber trotz den blutigen Repressa-

lien, welche die Texaner nach dem Gesetz der Wiedervergeltung an den rothen Kriegern genommen haben und noch nehmen, führt der Comantsche noch bis auf den heutigen Tag nichtsdestoweniger ein lustiges unbesorgtes Leben. Er ist nicht der schweigsame, finstere Feind der großen Wälder, dessen Bild uns Cooper gezeichnet hat; der Comantsche ist im Gegentheil leicht hinweg und lebhaft, geschwätzig und ruhmredig und immer zum Lachen aufgelegt. Fehlt ihm der Bison, so tödtet er eines seiner Pferde, an denen er immer Ueberfluß hat, und reitet auf die Jagd oder in den Krieg, ohne sich um irgend etwas Anderes zu bekümmern! Er hat ja Weiber und Sklaven, denen die eigentliche Arbeit zufällt. In seinen Mußestunden ergötzt er sich mit Pferderennen, Tanz, Gelagen und männlichen Uebungen oder beschäftigt sich mit seinem Putze, auf welchen er manchmal große Sorgfalt verwendet. Seine Tracht besteht, wie bei allen Indianern der Prairien, aus einer Art Hemd oder Blouse von Hirschfell, einer Art Halbstiefeln, welche Mocassinen heißen, und aus hohen Reitkamaschen, die mit Franzen verziert sind; statt des Mantels wirft er eine gegerbte Büffelhaut über die Schultern und trägt dieselbe mit so viel Würde, als der Römer seine Toga. Sein Kopfputz besteht bald in einer Krone von Federn, bald in der Kopfhaut eines Büffels, an der sich noch beide Hörner befinden. Begiebt er sich aber auf den Kriegspfad oder besser gesagt auf einen Raubzug, so legt er all' diesen Putz ab und behält nur seine Mocassinen, seine großen Reitkamaschen, eine Art lederner Schürze anstatt des Beinkleids und ersetzt sein Hemd durch eine Schicht Malerei, meist von scharlachrother Farbe, welche ihm ein abschreckendes Aeußere geben soll. Dies ist jedoch kaum nöthig; er braucht sich nur zu zeigen, um dem Feinde Schrecken einzuflößen, denn seine bloße Erscheinung bedeutet schon Blutvergießen und Plünderung.

Der Besitz des Pferdes macht die berittenen Indianer der

Prairien auch weit wilder und unzähmbarer, als die nördlichen Stämme der Wälder. So lange Jenen das Pferd bleibt, werden sie nicht wieder zum Spaten und zur Pflugschar zurückkehren und stets den Krieg über die Arbeit stellen. Es liegt nicht blos für den wilden, sondern auch für den civilisirten Menschen eine Art berauschender Reiz in dem Bewußtsein, auf dem Rücken eines muthigen, feurigen Pferdes zu schweben, dasselbe seinem Willen unterthan zu sehen und mit ihm in wildem Fluge den Raum zu durchmessen! Diese wilde Lust und aufregende Thatkraft hat den Charakter dieser berittenen Stämme längst umgeändert, wird sie stets zu Feinden der Civilisation und des rührigen Fleißes einer ehrenhaften Bevölkerung machen und dem weißen Manne, der jene unabsehbaren Gebiete der Prairien seinem Vortheil dienstbar machen will, keine andere Wahl übrig lassen, als in langem erbittertem Kampfe die rothhäutigen Reiter der Prairien endlich aufzureiben.

VIII.

Das Wasservolk des Maracaibo-See's.

Die Gebirgskette der Andes, welche an der äußersten Südspitze von Südamerika beginnt, begnügt sich nicht nur, dieses Festland in seiner ganzen Längenausdehnung zu durchziehen, sondern setzt sich auch durch Central-Amerika fort, durchläuft Mexiko und steigt bis zum nördlichen Eismeer hinan. Ihr könnt euch aber wohl denken, daß diese ungeheure Gebirgskette sich nicht auf ihrer ganzen Länge mit der Regelmäßigkeit eines Festungswalles erhebt; sie theilt und vergabelt sich vielmehr an mancher Stelle, springt weithin in ungeheuren Ausläufern vor und sendet bisweilen wahre Sierra's aus, die bald große Thäler zwischen sich einschließen, bald sich in Hochebenen von bedeutender Höhe ausbreiten. Einzelne dieser Hochebenen erreichen eine Höhe von mehr als siebentausend Fuß über der Meeresfläche und enthalten einige der wichtigsten Städte von Mexiko und Peru.

Diese Parallelen kleinerer Gebirgsketten vereinigen sich auf verschiedenen Punkten, die man Knoten nennt, bilden dann eine mehr oder minder beträchtliche oder ausgedehnte Gebirgsmasse und treten von Neuem in verschiedene Zweige auseinander.

Ein solcher Bergriese theilt sich unter dem zweiten Breitengrade nördlich vom Aequator in zwei große Zweige, von denen der eine

sich nach dem Isthmus von Panama hinzieht, während der andere sich rechts wendet und die östliche Grenze des Beckens des Magdalenen-Stromes bildet. Jeder dieser beiden Zweige zertheilt sich seinerseits wieder so, daß er den Aesten eines Stammbaumes gleicht, welcher vier oder fünf verschiedene Generationen darstellt. Wir haben es hier jedoch nur mit dem östlichen Zweige dieses Gebirgsstammes zu thun, welcher, wenn er den siebenten Grad nördlicher Breite erreicht, sich abermals in zwei Aeste theilt, die erst weit auseinander treten, eine Curve beschreiben und sich dann einander wieder nähern, als ob sie sich abermals vereinigen wollten. Der westliche Ast geht gerade auf sein Ziel zu, der linke oder östliche Ast scheint anfangs ungewiß, was für einen Weg er einschlagen soll, wendet dann nach kurzem Zaudern seinem alten Kameraden den Rücken und schlägt die Richtung gerade nach Osten ein, bis er in dem Vorgebirge von Santa-Paria ausläuft.

Allein nicht seine ganze Masse hat derselben Eingebung gehorcht; während der Hauptast noch unentschieden zwischen den Linien schwankte, die ihm offen standen, hat sich ein ungeheurer Ausläufer davon abgelöst, um westwärts zu streichen, als ob er sich mit dem linken Aste vereinigen wollte. Trotzdem durften sie nicht zusammenstoßen, denn da, wo sie einander gegenüberstanden, machten sie plötzlich Halt und beschrieben auf diese Weise ein Hufeisen anstatt eines Kreises. Dieses Hufeisen mit ungeheurer Curve umschließt ein Thal, das beinahe den dritten Theil des Flächenraums von Deutschland hat und in seinem Mittelpunkte einen Wasserspiegel einschließt, der ungefähr ein Drittel seiner Oberfläche einnimmt. Diesen Wasserspiegel nannten die ersten Erforscher der neuen Welt den See von Maracaibo nach dem Namen eines Kaziken oder Häuptlings, den sie an seinen Ufern trafen.

Obwohl jedoch die Entdeckung dieses See's in die ältesten Zei-

ten der Eroberung von Südamerika fällt, und derselbe ganz in der Nachbarschaft der europäischen Colonien liegt, so sind doch der See von Maracaibo und der ihn umgebende Landstrich uns bis auf den heutigen Tag noch so wenig bekannt, wie die innersten Wüsten von Central-Afrika.

Und doch gehört dieses weite Thalbecken zu den interessantesten Theilen der Welt und hat nicht nur eine eigenthümliche Thierwelt, sondern seine Flora gehört auch zu den reichsten und eigenthümlichsten der ganzen Welt. Wollte man ein Verzeichniß der verschiedenen Gewächse aufnehmen, die in diesem Thalbecken vorkommen, so müßte man beinahe alle Gewächse des tropischen Amerika aufzählen. Von medicinischen Pflanzen finden sich daselbst die Sassafras, die Sassaparille, der Baum, welcher den Copaivabalsam liefert, die Cinchoneen, von denen die Chinarinde kommt, und der Baum, welcher die Angosturarinde liefert; und findet man daselbst den giftigen Barbasco und die Liane, welche das Pfeilgift oder Currari liefert, so findet man auch das Gegenmittel für diese gefährlichen Gifte in dem Guayac und der Mikania guaco. Von Handelspflanzen kommen daselbst unter vielen andern vor: Der Indigo, der Annotto, der Chica, der Brasilietto, das Drachenblut, die sämmtlich als wichtige Färbemittel bekannt sind, und außerdem liefern die dortigen Wälder noch eine Menge der köstlichsten Hölzer, die durch die Verschiedenheit ihrer Färbung und die Feinheit ihrer Textur dem Verfertiger musikalischer Instrumente und feiner Möbeln die reichste Auswahl von Material an die Hand geben.

Man ist noch nicht einmal im Stande gewesen, all' die Reichthümer zu ermitteln, welche nur allein die Pflanzenwelt jenes Landstrichs enthält. Einige kleine Niederlassungen, an der Mündung jenes See's gelegen, — hier und da ein armseliger Flecken, dessen Bewohner sich nur von der Küstenfahrt oder dem Fällen der Farbe-

hölzer ernähren, — einige zerstreute kleine Fischerdörfer, und in gewaltigen Zwischenräumen einige Rindviehheerden oder eine Anpflanzung von Coca, — dies sind die einzigen Spuren davon, daß der Mensch von diesem reichen Gelände Besitz ergriffen hat!

Man hat den See von Maracaibo bisweilen schon als einen Meerbusen oder Meeresarm bezeichnet, allein mit Unrecht. Dieser Name gebührt nur dem Golf von Maracaibo, der allerdings nur eine Ausbuchtung des Karaiben-Meers ist. Allein der innere Wasserspiegel oder See, der mit jenem Meerbusen in Verbindung steht, und dessen Schilderung uns hier beschäftigt, unterscheidet sich von jenem wesentlich. Er ist ein vollkommener Süßwassersee und von dem Golf durch einen schmalen Canal getrennt — durch einen Canal, dessen Wasser nicht einmal salzig ist, außer etwa zur Zeit der hohen Springfluthen oder bei anhaltendem Nordwind, welcher die Wogen des Meeres aus dem Golf in diesen Canal hereintreibt.

Der See von Maracaibo bildet von Norden nach Süden ein Oval, an welches sich jener Canal wie ein Handgriff anschließt, so daß er demselben die Gestalt einer Mandoline giebt. Diese Aehnlichkeit ist auch den Spaniern nicht entgangen, bei denen die Mandoline ein sehr beliebtes und allgemein verbreitetes musikalisches Instrument ist.

Eine andere Eigenthümlichkeit des Maracaibo-See's ist die geringe Tiefe seiner Gewässer in der Nähe des Ufers; er ist nämlich sehr weit von dem Kamme des Gebirgs entrückt, dessen letzte Hügelwellen sich in dem Thale verlieren, und bedeckt auf diese Weise die Basis jener unmerklichen Abhänge, welche nur allmählich in die Thalsohle auslaufen und von den äußersten Rändern seiner Gewässer verhüllt werden. Die Mitte des See's bildet allerdings einen tiefen Kessel, allein man kann an manchen Stellen vom Gestade aus mehrere tausend Schritte weit in das Wasser hineinwaten, ohne daß es Einem

über die Achselhöhlen reichte; aber plötzlich verläßt Einen der Boden unter den Füßen und macht einem tiefen Abgrunde Platz. Noch seltsamer ist eine Naturerscheinung, welche seit Christoph Columbus' Zeiten nicht allein den Neugierigen ein Räthsel gewesen ist, sondern worüber sich auch die Gelehrten vielfach den Kopf zerbrochen haben, ohne jenes Phänomen auf befriedigende Weise erklären zu können. Dieses besteht in einer merkwürdigen Helle oder einem großen Licht, das mitten in der Nacht an der südlichen Spitze des See's erscheint und durch sein phosphorescirendes Leuchten große Verwandtschaft mit dem Irrlicht unserer Sümpfe hat. Es ist wahrscheinlich auch von derselben Beschaffenheit, jedoch weit stärker, da es auf eine sehr große Entfernung hin sichtbar ist. Weil es sich in der Richtung des Canals befindet und immer an demselben Orte erscheint, vertritt es den Fischern und den Handelsfahrzeugen, welche den See befahren, die Stelle eines Leuchtthurms und heißt bei den Seeleuten dieser Gewässer die Laterne von Maracaibo.

Man will mit einigem Grund von Wahrscheinlichkeit behaupten, jenes Phänomen werde durch die Ausdünstungen eines sehr großen Sumpfs hervorgebracht, welcher an der Einmündung des Zulia liegt, wo gerade auch jene geheimnißvolle Helle sich zeigt. Die Atmosphäre hat dort gewöhnlich eine höhere Temperatur, als an den umliegenden Orten, und man schließt daraus, daß sie sehr elektrisch sei. Woher nun aber jene räthselhafte Helle auch rühren mag, so ist wenigstens so viel gewiß, daß sie sich immer nur in aller Stille zeigt, und daß man seit Menschengedenken von keiner Explosion weiß, welche gleichzeitig mit ihr stattgefunden hätte.

Allein der interessanteste unter all' den merkwürdigen Charakterzügen des Maracaibo-See's ist die Bevölkerung, welche ihn und seine Ufer bewohnt. Als die Spanier den Küsten des Golfes folgten und die Mündung des Canals erreichten, gewahrten sie nicht nur

einzelne Hütten, sondern ganze Dörfer, die auf dem See zu schwimmen schienen; als sie denselben näher kamen, sahen sie, daß diese Dörfer auf Pfählen erbaut waren. Dies erinnerte sie an die Stadt Venedig, die ebenfalls mitten im Wasser liegt, und sie gaben diesem Theil der Küste den Namen Venezuela oder Klein-Venedig, welcher bis auf den heutigen Tag der ganzen Provinz verblieben ist.

Die zu jener Zeit bemerkten Dörfer sind längst verschwunden, aber man fand später noch viele ähnliche in den Gewässern des See's selbst, und es existiren noch bis auf den heutigen Tag einige, wovon die bedeutenderen fünfzig bis hundert Familien enthalten. Die Bewohner einiger dieser Flecken haben sich bekehrt, d. h. den Unterricht der spanischen Missionäre angenommen. Eines ihrer Dörfer zeichnet sich durch ein Gebäude aus, das die übrigen an Größe und anspruchsvoller Bauart übertrifft und von einem Thürmchen überragt ist, dessen Glocke beurkundet, daß der mönchische Einfluß die Macht des Kaziken ersetzt hat. Trotzdem hat auf dem westlichen Ufer der Goajiro oder wilde Indianer sich nicht allein seine Unabhängigkeit behalten, sondern er überfällt zuweilen die Besitzungen des Priesters und der Soldaten, die er noch immer als Usurpatoren betrachtet.

Obwohl sie zum selben Stamme gehören, unterscheiden sich die Dorfbewohner des See's nach Charakter und Lebensweise wesentlich von dem Goajiro; der Eine ist kriegerisch, die Anderen sind sanft und friedliebend und leben nur vom Ertrag ihrer Arbeit. Sie widmen sich dem Fischfang und bisweilen auch der Jagd, verfolgen jedoch weniger den Hirsch, der in den Grasfluren an den Ufern des See's vorkommt, als vielmehr das Wassergeflügel, von denen der See wimmelt, und das ihr Lieblingswildpret ist. Allein wir wollen nicht vorgreifen und uns zunächst mit der eigenthümlichen Wohnung dieser Indianer befassen.

Wenn sie sich nämlich ein Haus bauen wollen, müssen unsere

Maracaibier, wie alle Baulustigen, zuerst einen passenden Platz dazu aussuchen, wo zunächst das Wasser nicht sehr tief ist. Je weiter es jedoch vom Ufer entfernt liegt, desto besser wird es den Ansprüchen des Erbauers genügen, welcher es hauptsächlich auf eine Sandbank oder eine inselartige Untiefe abgesehen hat. Ist die gewünschte Stelle ermittelt, so sieht sich unser Indianer nach einer gewissen Anzahl sehr dicker Bäume um, welche lang genug sind, um ihm als Pfeiler zu dienen. Hierfür taugen ihm jedoch nicht alle Holzarten, denn nur wenige würden dem Einflusse des Wassers genügend widerstehen und wären vor den Angriffen der Bohrwürmer geschützt, von denen der See wimmelt. In einem solchen Medium zu bauen erfordert viel Zeit und Mühe, wenn man daselbst auch nur eine plumpe Hütte errichten will; und um nicht zu unaufhörlichen Ausbesserungen genöthigt zu sein, sucht unser Indianer von vorne herein seiner Behausung die größtmöglichste Solidität zu geben.

Es giebt in den benachbarten Wäldern ein Holz, welches ganz eigens für seinen Zweck geschaffen erscheint, nämlich das Palo santo (Lignum sanctum) der Spanier, welches bei den Eingeborenen Gayac, bei den Gelehrten Guajacum heißt, nämlich das sogenannte Pockholz, aus welchem man bei uns die harten Kegelkugeln verfertigt. Dieser Baum hat eine Höhe von ungefähr hundert Fuß, eine schirmförmige Krone und prächtige Blüthen von einem schönen Orangegelb; sein Holz ist so hart, daß es die Axt abstumpft, und die Indianer wähnen, wenn es sehr lange vergraben werde, so verwandle es sich in Eisen. Würde man dies buchstäblich nehmen, so wäre dieser Glaube allerdings ein irriger, aber doch mehr zu rechtfertigen, als man vermuthen sollte; bleibt nämlich dieses Holz, das schon von Natur aus so hart ist, lange im Wasser des See's eingetaucht, so versteinert es sich förmlich, und man findet nicht nur häufig am Ufer versteinertes Pockholz, sondern bemerkt noch weit häufiger an den

Pfeilern dieser Wasserhäuser eine ähnliche Veränderung, so daß diese Pfosten sich in förmliche Säulen verwandelt haben. Diesen kostbaren Baum nun sucht unser Indianer auf, um daraus das Fundament seines Hauses zu machen; er schlägt seine Pfeiler von der erforderlichen Länge, schleppt sie an den Rand des See's und bringt sie dann, natürlich zu Wasser, an den Ort, wo sie eingerammt werden sollen. Hat er seinen Pfahlrost vollendet, so bringt der Erbauer darauf eine Plattform von leichterem Holze an und wählt hierzu gewöhnlich das Holz des Bombax oder Seidenwollenbaums, namentlich von Bombax ceiba und Bombax globosum oder auch vom schwarzen Cedrel (Cedrela odorata) aus der Familie der Meliaceen, welche beide in Menge an den Ufern des See's vorkommen.

Auf dieser Plattform, welche sich ungefähr vier Fuß über den Wasserspiegel erhebt, werden die Wände errichtet, welche nun die Hütte bilden und das Dach derselben tragen sollen. Hierzu genügen junge Bambusrohre, deren Zwischenräume nicht einmal mit Flechtwerk versehen werden, denn in diesem Lande ist die Kälte unbekannt, und der Mensch bedarf daher keiner dichten Mauern. Es giebt freilich eine Jahreszeit, wo der Regen sich in gewaltigen Strömen vom Himmel ergießt, allein man schützt sich gegen denselben mittelst der großen Blätter der Enea und Vihai, zweier Pisangarten, welche die Stelle eines Schiefer- oder Ziegeldaches vollständig vertreten. Die Natur ist in dieser Zone überaus freigebig und sorgt aus freien Stücken für alle Bedürfnisse des Menschen; um die einzelnen Stücke seiner Zimmerung zu befestigen, liefert sie ihm sogar Stricke in den Stengeln von Lianen, welche in grünem Zustande zusammengedreht und angewendet werden, sich beim Trocknen dann zusammenziehen und die Balken und Dachsparren so fest zusammenhalten, daß das Dach auch dem stärksten Sturme widersteht.

Jetzt ist die Behausung vollendet, und es fragt sich nur, weshalb

unser Indianer sie auf so seltsame Weise in das Wasser hineingebaut hat. Wir haben zwar schon gesagt, daß er vorzugsweise vom Fischfange lebt; allein er konnte ja sein Haus am Ufer errichten und demselben dadurch zweierlei Zugänge geben, während man dahin, wo es sich jetzt befindet, nur in einem Kahne kommen kann. Hätte er es am Lande erbaut, so wäre er den Wäldern näher gewesen und würde sich die ungeheure Mühe erspart haben, die ihm das Hinschleppen seiner Pfeiler verursacht hat. Der einzige Grund, welcher den Indianer zu solcher amphibischen Lebensweise zwingt, ist lediglich ein winzig kleines Insekt, nicht größer als die Schnacken, die uns im Sommer stechen, aber gefährlich durch seine giftigen Waffen und furchtbar durch die Anzahl, in welcher es vorkommt. Ihr habt wohl schon errathen, daß es sich hier um Stechmücken handelt, von denen kein Land mehr wimmelt, und die nirgends blutdürstiger sind, als in den Umgebungen dieses See's. Es giebt hier Stechmücken von allen Arten: Jejens, Zancudos und Tempraneras zu Milliarden; jede Art erscheint zu einer gewissen Stunde des Tags oder der Nacht; sie ziehen abwechslungsweise auf die Wache, wie die spanischen Ansiedler dieser Gegenden zu sagen pflegen, und setzen ihre blutdürstigen Angriffe kaum einen Augenblick aus. Nun trifft es sich aber glücklich, daß die Stechmücken, deren Lieblingsaufenthalt feuchte Gegenden, sumpfige Orte und die Ufer von Gewässern sind, sich selten vom Lande entfernen; es behagt ihnen nur im Schatten des Laubes, im Grase, unter den Wasserpflanzen und in den Bäumen, in deren Nähe sie ihre Umwandlung durchgemacht haben; sie verlassen das Ufer nicht und fliegen nur über das Wasser hin, wenn der Wind sie dorthin treibt.

Ihr wißt nun, aus welchem Grunde die Maracaibier sich in dem See niederlassen: — nämlich um den Stechmücken zu entgehen. Die Indianer tragen nämlich, wie die meisten Eingeborenen des

tropischen Amerika und selbst noch höherer Breiten, statt aller Kleidung nur einen Gürtel oder eine Binde, welche zwischen den Schenkeln hindurchgeht, wie wir es bei den Indianern am Amazonenstrome sehen werden. Nur die bekehrten Eingeborenen tragen ein etwas schicklicheres Kostüm, nämlich eine Schürze von Baumwollenstoff, oder auch nur von Palmenfasern, welche ihnen bis an die Kniee reicht.

Allein der Mensch bedarf nicht nur Kleidung und Wohnung, sondern noch in höherem Grade auch die Nahrung. Da der Fischfang die Hauptbeschäftigung unseres Indianers ist, so liefern ihm die Gewässer des See's in dieser Beziehung unerschöpfliche Hilfsquellen. Er findet hier zunächst die Liga, eine wohlbekannte Rochenart mit röthlichen und bläulichen Streifen auf weißem, silberglänzendem Grunde; dieser Fisch ist über einen Fuß lang, von trefflichem Geschmack und wird getrocknet nach den Antillen ausgeführt. Viele Bewohner der Küste von Cumana und Margarita befassen sich mit seinem Fang; aber obwohl die Liga ein Meeresfisch ist, so kommt sie trotzdem auch im Süßwasser des Maracaibo-See's vor und wird daselbst mit Schleppnetzen gefangen, zu welchen der Bindfaden aus den Blattfasern der Agave oder der Endknospe der Mauritiapalme gewonnen wird. Selbst der Laich der Liga, wenn er in der Sonne getrocknet ist, erfreut sich eines großen Rufes und bildet den Gegenstand eines sehr wichtigen Handelsverkehrs.

Noch ein weit köstlicherer Fisch ist der Pargo, dessen weiße Schuppen einen röthlichen Anflug haben, der aber nicht sehr häufig vorkommt.

Gewisse Theile des Maracaibo wimmeln so sehr von einem kleinen, reizenden Fische, welcher Doncella (wörtlich: junges Mädchen) heißt, daß eine der Buchten des See's den Namen Laguna da doncella führt.

Der Bagre, ein häßlicher Fisch mit plumpem Kopf und unge-

heurem, von Bartfäden umgebenem Maul, wird ebenfalls von unsern Indianern häufig gefangen oder vielmehr mit der Lanze oder mit Pfeilschüssen erlegt, wenn er an die Oberfläche des Wassers emporsteigt. Auf gleiche Weise erlegen sie auch den Carite, einen Fisch von beinahe runder Form, welcher ungefähr 10 Fuß im Umfang hat und mit dem vorigen an Häßlichkeit wetteifern kann.

Der See liefert auch noch die Viejita oder das alte Weib, einen Fisch, der sich nur von junger Fischbrut und hauptsächlich von kleinen Krustern nährt und seinen seltsamen Namen einem eigenthümlichen Geräusch verdankt, welches er hören läßt, und das mit der meckernden Stimme einer hochbetagten schwachen Matrone verglichen wird.

Einer der häufigsten Fische des Maracaibo ist die Dorade, die ihren Namen dem schönen Farbenspiel und Goldglanz ihrer Schuppen verdankt und mit Angel und Leine gefangen wird, ohne andern Köder als ein kleines weißes Läppchen; dieser Köder schwankt fortwährend in Folge der Bewegung des Kahns, woran die Leine angebunden ist, und zieht die Dorade so sehr an, daß sie in den darunter verborgenen Angelhaken einbeißt.

Ferner erwähnen wir noch die Lebranche, die sich in beträchtliche Schwärme zusammenschaart und zur Zeit des Laichens in die Lagunen und Flüsse hinaufsteigt; die Gugina und verschiedene Arten von Sardinen und Anchovis, welche in Menge gefangen, mit scharfen Gewürzen eingepökelt und, in Blechbüchsen verschlossen, nach Europa geschickt werden. Alle diese Fische liefern ihr Contingent zu dem Gewerbefleiß unseres Indianers, der einen förmlichen Handel treibt.

Aber der Mensch lebt nicht von Fisch allein, und der Maracaibier will auch ein wenig Cassava oder Maisbrod verspeisen, wozu er das Mehl kaufen muß. Ferner hat er noch andere Bedürfnisse, und die Kosten seines Unterhalts sind gestiegen, seit er bekehrt worden ist; gewisse Ausgaben, die er früher nicht kannte, zwingen ihn jetzt, Geld

zu machen, denn Taufen, Hochzeiten und Begräbnisse sind kein unentgeltlicher Luxus; unser Indianer weiß von dem Mönche, der ihn ganz beherrscht, daß es ohne diese religiösen Förmlichkeiten für ihn kein Heil in der andern Welt giebt, und er arbeitet daher mit einem unbeschreiblichen Eifer. Außerdem hat er noch den Zehnten, die Kirchensteuern und unzählige andere Ausgaben für religiöse Zwecke zu bestreiten, und vor Allem quält ihn die Befürchtung, nicht so viel zu hinterlassen, damit sein Begräbniß bestritten werden könnte, und diese Angst ist ein weiterer Sporn für unsern Indianer.

Da der Fischfang zu seinem Fortkommen nicht ausreicht, so legt er sich auch auf die Jagd. Beim Herannahen des Winters verlassen alle die Vögel, welche in der kalten Zone nisteten, ihren Sommeraufenthalt und vertauschen jene eisigen Regionen mit einem mildern Klima. Unzählige Schaaren von Wildenten, Krickenten und Schwimmvögeln aller Art nehmen nun ihren Standort auf dem See und versprechen dem Jäger reiche Ernte. Allein dieses Geflügel ist trotz seiner Unzahl so schwer zu beschleichen, daß der Indianer davon nur wenig erlegen würde, wenn er sich nicht einer besondern List bediente. Er versieht sich nämlich zu diesem Behuf mit einer gewissen Anzahl von Kürbissen oder Kürbisflaschen, die mindestens die Größe seines Kopfes haben. Eine Pflanze aus der Familie der Kürbisse, die Cucurbita lagunaria, und ein Baum, die Crescentia cujete, welche beide in der Nähe des See's wachsen, liefern ihm diese Früchte in beliebiger Anzahl. (Diese Crescentia cujete oder der Calebassenbaum kommt nämlich im ganzen tropischen Amerika vor und trägt eine große, kürbisartige Frucht, die mit einem säuerlichen Fruchtfleisch angefüllt ist, das die Negersclaven essen, und woraus man auch erweichende Umschläge bereitet. Die harte Schale dieser Frucht vertritt den Eingeborenen die Flaschen und dient zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten.) Der Indianer füllt seinen Kahn mit solchen Kür-

bissen, wählt einen Ort, wo Nichts das Geflügel erschrecken kann und wo ihm das Wasser nicht über das Kinn reicht, wenn er in demselben herumspazieren will. Er stellt diese Anforderung nicht um seiner selbst willen, denn er schwimmt eben so gut wie die Enten; aber es ist nothwendig, daß er zu jeder Stunde die Vögel beobachten kann; und wie will er dies anstellen, wenn sie zu weit vom Ufer entfernt sind?

Wenn er also einen passenden Ort gefunden hat, so streut er hier die Kürbisse aus, die er in seinem Kahn mitbrachte; diese sind leicht und schwimmen auf dem Wasser, und damit sie nicht vom Wellenschlage davongetrieben werden, hat der Indianer sie mittelst eines Bindfadens befestigt, der am andern Ende einen Stein trägt; der Stein sinkt zu Boden, die Kürbisflasche bleibt da und schwimmt wie eine Wasserpflanze auf der Oberfläche.

Ist dies Geschäft besorgt, so entfernt sich der Indianer; die Vögel betrachten anfangs mißtrauisch und furchtsam die gelben runden Gegenstände, welche in ihren Bereich hineingekommen sind; aber die Zeit vergeht, die Eindringlinge thun ihnen Nichts zu Leide, die Furchtsamen werden kühner, die Keckeren schwimmen heran, von Neugier getrieben, und jede der Enten wagt sich schließlich unter die harmlosen gelben Kugeln hinein. Es stellt sich immer sicherer heraus, daß diese schwimmenden Schalen nicht zu fürchten sind, und die Enten kommen und gehen wie zuvor, ohne die mindeste Besorgniß.

Diesen Augenblick hat unser Jäger erwartet; er rüstet sich in aller Eile aus, schlingt sich einen Strick um die Hüften, woran viele kleine Schlingen befestigt sind, steckt den Kopf in einen Kürbis, der genau den hier herumschwimmenden gleicht, nur mit dem Unterschiede, daß der seinige mit drei Oeffnungen versehen ist, welche seinen Augen und Nasenlöchern entsprechen, und in diesem Aufzuge läßt er sich von der Plattform herabgleiten, wo er im Hinterhalte lag, und

schwimmt sachte gegen die Enten heran. Sobald er den Ort erreicht hat, wo er gehen kann, ohne seine Schultern sehen zu lassen, stellt er sich wieder auf die Beine, bewegt kaum die Oberfläche des Wassers und mischt sich unter die Calebassen, denen die Vögel nicht mehr mißtrauen.

Die Enten schäkern und tändeln beständig; warum sollen sie auch diesem neuen Gegenstande mißtrauen, von dem sie nach den gemachten Erfahrungen Nichts zu fürchten haben? Der listige Plan des Indianers ist in der That so fein angelegt, daß auch vernünftigere Geschöpfe, als diese Enten, sich gleichfalls davon bethören lassen würden, und es ist ja überdies möglich, daß noch keiner der Vögel diesen weiteren Kürbis wahrgenommen hat.

Merkwürdiger Weise jedoch gleitet dieser neue Kürbis immer geräuschlos zwischen den übrigen herum, und noch auffallender ist es, daß alle Enten, denen er sich nähert, sogleich verschwinden, und zwar nicht, indem sie mit dem Kopf zuerst untertauchen und den Steiß in die Höhe werfen, wie die Enten thun, wenn sie gründeln, sondern sie sinken mit einem plötzlichen Ruck hinunter, als ob man sie an den Füßen zöge, und zwar so rasch, daß sie gar keine Zeit mehr haben, einen warnenden Schrei auszustoßen. Dieses auffallende Untertauchen setzt sich fort, ohne daß man jedoch die tauchenden Vögel wieder zu Tage kommen sieht; die anderen Enten werden schließlich mißtrauisch gegen die bewegliche Calebasse und entfernen sich davon entweder schwimmend oder im Fluge. Wenn aber die List gewandt ausgeführt worden ist, so wird der verrätherische Kürbis mehr als eine Reise von dem Orte, wo sich die Enten befinden, nach der Stelle gemacht haben, wo die auf den Plattformen erbauten Häuser stehen, und jedes Mal, so oft er in der Nähe dieser letzteren angekommen ist, könnte man bemerken, daß jener Kürbis den Kopf eines kupferrothen

Menschen bedeckte, um dessen Hals und Lende ein doppelter Kranz am Halse aufgehängter Enten sich befand.

Eine solche erfolgreiche Jagd giebt natürlich Veranlassung zu einem festlichen Gelage, und während der ganzen Jagdzeit thut sich unser Fischer mit Braten gütlich. Er giebt sich keine Mühe, zu seinem Wildpret ein Gericht junger Erbsen zu bekommen, oder seinen Braten mit Thymian und Zwiebeln anzufüllen; allein eine gehörige Dosis Pimentpfeffer ist für ihn eine unerläßliche Würze. Er hat auch gewöhnlich in irgend einem Winkel der Nachbarschaft ein Stückchen Feld mit solchem Pfeffer angepflanzt, oder wenn er ihn nicht anzubauen im Stande war, so läßt er es sich wenigstens sehr angelegen sein, denselben mit dem Manioc und dem Mais einzukaufen, gegen welchen er den Ertrag seines Fischfangs und seiner Jagd eintauscht.

Wie wir gesehen haben, weiß unser Indianer den Fisch auf eine Weise zuzubereiten, daß er sich weithin versenden läßt; derselbe wird, getrocknet und geräuchert, durch Händler aufgekauft, welche ihn nach den Antillen bringen, wo er im Verein mit dem Reis die hauptsächlichste Nahrung der Neger bildet.

Wenn aber der Fischfang auch die Grundlage des Handelsverkehrs der Maracaibier ausmacht, so bildet er doch durchaus nicht den einzigen Handelszweig, sondern diese haben noch eine weitere wichtige Hilfsquelle in der Gewinnung des Kautschuk oder Gummi elasticum. Diese werthvolle Substanz, deren mannichfaltige Anwendungen von Tag zu Tag sich mehren, wird von Bäumen verschiedener Art gewonnen, welche der Mehrzahl nach zu der Familie der Feigenbäume oder auch zu derjenigen der Wolfsmilchartigen oder Euphorbiaceen gehören. Diejenige Art, welche unsere Indianer an den Ufern des See's in Menge vorfinden, liefert einen ganz vorzüglichen Kautschuk und heißt Seringa oder Siphonia elastica; sie ist ein sehr schöner

Baum mit geradem Stamm und glatter Rinde, unter welcher zahlreiche Gefäße liegen, die einen weißen Milchsaft einschließen, woraus durch Verdunstung das Kautschuk gewonnen wird. Dieser Baum kommt auch noch in Guinea, wo er Hevea heißt, und in Brasilien vor, wo er ebenfalls den Namen Seringa führt. Will der Indianer den Milchsaft dieses Baumes gewinnen, so macht er einen Schnitt in die Rinde, steckt ein Hölzchen hinein, um dieselbe auseinander zu halten, und bringt am untern Ende des Schnittes ein kleines Gefäß von Thon an, welcher noch im feuchten, knetbaren Zustande und vor dem Vertrocknen angewendet wird, damit er an der Rinde anhaftet. Derselbe Baum erhält zahlreiche Einschnitte und an jedem derselben ein Gefäß zur Aufnahme des Saftes, das etwa einige Unzen enthalten mag. Hat der Saft zu fließen aufgehört, was ungefähr nach sechs Stunden geschieht, so werden die Gefäße vom Baume abgenommen, und der darin aufgefangene Saft in einen großen irdenen Topf oder Kessel geschüttet. Wenn der Indianer sich an Ort und Stelle begiebt, wo das Anzapfen der Gummibäume stattfindet, so hat er sich schon im Voraus mit dem nöthigen Bedarf an Brennmaterial versehen; das geeignetste, welches er für seinen Zweck verwenden kann, besteht in den Nüssen verschiedener Palmenarten, worunter z. B. diejenigen der Inaja (Maximiliana regia) und der Urucuri oder Sailpalme (Attalea excelsa), zweier wunderschöner Bäume.

Er hat keine Zeit zu verlieren, denn der Milchsaft der Siphonia gerinnt rasch. Das Feuer wird daher alsbald angezündet, wenn der in den kleinen Bechern gesammelte Saft in die Schüssel gegossen worden ist. Ein anderes Gefäß, dessen Boden mit einem Loch versehen, wird über das Feuer umgestürzt, so daß es dasselbe bedeckt und durch die Oeffnung am Boden ein Strahl beizenden Rauches sich erhebt.

Der Seringuero, d. h. der Indianer, welcher den Kautschuk bereitet, ist mit mehreren Modellen versehen, die er aus Thon gemacht, und woran er eine Gerte als Handhabe angebracht hat. Diese Modelle haben die Gestalt einer Flasche oder eines Schuhes und werden entweder in den Milchsaft eingetaucht oder mehrmals mit Schichten desselben bestrichen; nach jeder Eintauchung oder nach jedem Anstrich hält der Indianer seine Formen in den Rauch, dreht sie nach allen Seiten, und wenn er etwa vierzig bis fünfzig derartiger Schichten übereinander gestrichen hat, — natürlich mehr oder weniger, je nach der Dicke, welche man erlangen will, — so ist die Operation vollendet, welche für jeden Gegenstand kaum eine halbe Stunde in Anspruch genommen hat.

Wenn unser Indianer einen Schuh herstellen wollte, so bleibt nur noch übrig, denselben mit Arabesken zu verzieren; dieser Theil der Arbeit wird zwei Tage nachher vorgenommen, und zwar mittelst eines Metalldrahtes oder noch häufiger mit dem Dorn eines Baumes oder der Spitze eines Ananas- oder Agavenblattes.

Nach Verlauf von acht Tagen ist der Schuh oder die Flasche vollständig trocken geworden, wird nun von der Form abgenommen, die ihn ausfüllt, von innen und außen gereinigt, und kann sogleich dem Handelsverkehr übergeben werden.

Hier sei beiläufig bemerkt, daß der Kautschuk seine braune Farbe nicht allein der Räucherung verdankt, welcher er unterworfen wird; er ist im Augenblick seiner Zubereitung immer milchweiß oder von rahmgelber Farbe und nimmt erst später die Färbung an, die wir an ihm kennen.

IX.

Die Guaraunen oder Palmen-Bewohner.

Ihr kennet Alle den Orinoco und wißt, daß er einer der größten Flüsse Süd-Amerika's ist, dessen Lauf von seiner Quelle bis zur Mündung eine Strecke von ca. 300 geogr. Meilen zurücklegt. Der Lauf dieses Stromes beschreibt allerdings keine gerade Linie, sondern eher die Figur einer 6, deren Ende die Mündung des Flusses darstellen würde. Mit anderen Worten, der Orinoco entspringt in den Gebirgen von Venezuela, fließt anfangs gegen Osten, verläßt aber diese Richtung wieder, wendet sich nach allen Punkten der Windrose, schlägt dann wieder nach Osten um und beharrt in dieser Richtung, bis er sich in den atlantischen Ocean ergießt.

Auch entleert er seine Gewässer nicht blos durch eine einzige Mündung in den Ocean, sondern lange, ehe er diesen erreicht, theilt er sich etwa in fünfzig verschiedene Arme, welche lange Umwege beschreiben und ein Delta umfassen, das beinahe so groß ist wie ganz Holland.

Obwohl jeder von diesen Armen seinen eigenen Namen trägt, sind doch nur drei oder vier von ihnen bedeutend genug, daß sie von größeren Fahrzeugen befahren werden können; allein außer einigen Lootsen, welche diese Fahrzeuge führen, hat noch Niemand das Labyrinth erforscht, welches sie bilden. Sogar der Lauf des Stromes

selbst wäre uns noch unbekannt ohne das prachtvolle Werk des verstorbenen Alexander v. Humboldt, die beste Reisebeschreibung, welche jemals geliefert worden ist. Es sind nun über fünfzig Jahre her, daß der berühmte Reisende dieses kostbare Werk veröffentlicht hat, doch haben wir seither gleichsam nichts eigentlich Neues über die Region erfahren, welche es uns schildert.

Allerdings sind seitdem auch weder im Aeußern der Oertlichkeiten, noch in den Zuständen der Bewohner jener Region bedeutende Veränderungen vor sich gegangen. Die Verhältnisse haben dort eher einen Rückschritt gemacht: der Handel liegt noch immer darnieder, die Ruinen der spanischen Missionen vermehren sich, und nachdem sie drei Jahrhunderte hindurch mechanisch das Vaterunser gebetet haben und von den Mönchen doch keinem bessern Zustande entgegengeführt worden waren, kehren die Wilden des Orinoco wieder zu dem Glauben ihrer Väter zurück.

Unsere Schilderung soll jedoch nicht dem Herunterkommen der spanisch-amerikanischen Creolen gelten, sondern einem eigenthümlichen Volksstamme von Eingeborenen, welcher einen der Punkte des Orinoco-Delta's bewohnt, mit einem Wort: den Guaraunen oder Guaranis. Man rechnet sie zwar gewöhnlich zur Familie der Caraiben, aber sie bilden jedenfalls eine eigene Völkerschaft oder einen besondern Stamm von sieben- bis achttausend Seelen und unterscheiden sich durch ihre Lebensweise auf solch' charakteristische Art, daß man ihnen eine vollkommene Selbstständigkeit zuerkennen kann.

Der Orinoco ist nämlich, wie noch viele andere große Flüsse, einem periodischen Anwachsen seiner Gewässer unterworfen, die sich jedes Jahr weit über ihr gewöhnliches Niveau erheben und dasselbe erst allmählich wieder einnehmen, nachdem sie einen mehr oder minder bedeutenden Flächenraum bedeckt hatten. Man hat das Austreten

dieses Stromes und die damit verbundenen Ueberschwemmungen früher dem Schmelzen des Schnees zugeschrieben, weil mehrere Zuflüsse des Orinoco in den Andes entspringen, allein man hat das Irrige dieser Ansicht längst eingesehen. Die wahre Ursache jener Ueberschwemmungen ist die große Wassermenge, welche alljährlich während der Regenzeit innerhalb der Wendekreise zur Erde fällt. Diese Regengüsse sind nicht nur überaus reichlich, sondern rühren von der Stellung her, welche die Erde gegenüber der Sonne einnimmt, und sind aus diesem Grunde periodisch.

Der Fluß beginnt in den ersten Tagen des April anzuschwellen, erreicht im Monat August seine größte Höhe und im December seinen tiefsten Wasserstand. Die Höhe, welche der Orinoco erreichen kann, ist verschieden geschätzt worden. Einige Reisende sprechen von einem Steigen von mehr als hundert Fuß, und andere wollen nur ein Steigen um fünfzehn Fuß zugeben. Jeder von ihnen kann übrigens Recht haben und die Wahrheit behaupten, denn es hängt nur von dem Orte ab, wo die Messung stattgefunden hat. Ist aber das Niveau verschieden, so bleibt es an der Stelle, wo es ermittelt worden ist, stets beinahe ganz dasselbe, wie wir aus den Beobachtungen wissen, die zu Angostura gemacht worden sind, der letzten irgendwie bedeutenden spanischen Niederlassung am Orinoco. Es liegt nämlich angesichts dieser Stadt und genau in der Mitte des Stromes ein kleines Felsen-Eiland, dessen Gipfel genau fünfzehn Meter über den niedrigsten Wasserstand des Flusses emporragt. Auf dem Gipfel dieses Eilandes steht ein Baum, und alle Jahre, wenn das Hochwasser sein Maximum erreicht, sieht man nur noch diesen Baum, während die ganze Insel unter Wasser steht. Der Orinoco steigt also an dieser Stelle beständig um fünfzehn Meter. Nichtsdestoweniger läßt sich hieraus nicht folgern, wie wir schon gesagt haben, daß er auf seinem ganzen Laufe dieses Niveau erreicht. Zu Angostura

ist der Fluß, wie schon der Name es anzeigt, zwischen außerordentlich hohe Uferlehnen eingezwängt, welche die Breite seines Bettes auf die Hälfte vermindern. Stromaufwärts und stromabwärts von dieser engen Schlucht ist das Flußbett bedeutend breiter und verliert natürlich an Höhe das, was es an Ausdehnung gewinnt. Ja, es ist eigentlich gar kein Fluß mehr, sondern ein ungeheurer Wasserspiegel, der sich auf einem Raum von mehr als hundert Quadratmeilen ausbreitet, hier Sümpfe und Ebenen bedeckt und anderwärts sich bis in die Wälder hinein ausdehnt, wo allein noch die Kronen der Bäume über dem tosenden Wasser erscheinen.

Natürlicherweise ist die Ueberschwemmung in der Nähe der Mündung am merkwürdigsten. Wenn dieselbe im Juli und August ihren höchsten Stand erreicht, so verschwindet das Land gänzlich unter dieser Sündfluth. Die fünfzig Mündungen des Flusses lassen sich inmitten dieses Meeres nicht mehr unterscheiden, und es wäre unmöglich, durch alle diese Klippen hindurchzuschiffen ohne die Bäume, welche den Lootsen als warnende Bojen dienen, und nach denen sie sich orientiren können.

Wenn ihr alsdann einem dieser Lootsen folgt und einen der kleinsten Kanäle dieses Flusses hinaufsteigt, die meist auf der Nordseite des Delta's liegen, so werdet ihr beim Einbruch des Abends einem ganz seltsamen Schauspiele anwohnen. Es wird sich nämlich vor euch ein Wald ausdehnen, dessen unterer Theil unter Wasser steht, wie alles Andere. Dies wäre soweit noch nichts sehr Außerordentliches; aber zwischen den Baumwipfeln werdet ihr Feuer bemerken — nicht die Lohe einer Feuersbrunst, sondern regelmäßige Flammen, die wie von einem Herde aufsteigen und ein ruhiges Licht auf das Laub über ihnen und auf das Wasser werfen, das ihnen zur Basis zu dienen scheint. Wenn ihr euch nun diesen Feuern nähert, so werdet ihr Kochtöpfe über der Flamme hängen sehen, werdet Weiber und

Männer bemerken, die das Feuer umgeben — Schatten, die von einem Baume zum andern zu fliegen scheinen, und an der Oberfläche des Wassers eine kleine Flotte von Kähnen, die an den Stamm der Bäume angebunden sind.

Ohne Zweifel würdet ihr sehr staunen, diese Feuer gleichsam in der Luft aufgemacht zu sehen, umgeben von menschlichen Geschöpfen, die unter der Krone der Bäume hin und hergehen, gesticuliren, plandern und laut auflachen, wie Leute, die sich in ihrem eigenen Hause bewegen. Diese Leute sind in der That auch hier zu Hause, denn das, was ihr hier vor Augen habt, ist einfach nur ein Dorf der Guaraunen.

Fahrt noch näher heran und schleicht euch in eines der Dörfer ein; hütet euch wohl, gesehen zu werden, denn es ist gefährlich, sich hier einzudrängen; aber sehet euch genau an, wie es hier zugeht.

Zunächst fragt ihr euch, wovon leben denn die Bewohner? Zu der Zeit, wo ihr sie hier seht, befinden sie sich ja hundert Meilen weit vom Ufer; es werden mehrere Monate vergehen, ehe das Wasser wieder abläuft, und wenn der Fluß wieder in sein Bett zurückgekehrt sein wird, muß alles Land, das er blos gelegt hat, in einen sumpfigen Zustand versetzt sein. Ihr habt allerdings beim Näherkommen eine kleine Flotte von Kähnen gesehen, mittelst deren man das Ufer gewinnen kann; aber dies ist eine lange Reise. Man macht sie wohl von Zeit zu Zeit in einer wichtigen Angelegenheit, aber es ist undenkbar, daß man den täglichen Bedarf an Lebensmitteln auf diesem Wege herbeischaffe. Diese Kähne sind auch nicht dazu da und darauf eingerichtet, daß man mit ihnen zu Markte fahre; sie dienen nur von Zeit zu Zeit dazu, gewisse Gegenstände und Geräthe einzutauschen, wenn man deren etwa bedürftig ist; allein außer diesen ungewöhnlichen Umständen entfernt sich der Guaraune nicht aus seinem

Walde, wo er Nichts zu fürchten hat und zugleich reichliche Nahrung und gutes Obdach findet. Würde die Ueberschwemmung auch immer andauern, so wäre er nichtsdestoweniger ruhig und würde weder Hunger noch Durst leiden. Ihr seid wohl der Ansicht, er habe ja Fische genug und Trinkwasser nach Belieben? Allerdings fischt er manchmal und hat um sich her Wasser im Ueberfluß; allein hierauf wird er wohl seinen Unterhalt nicht gründen wollen; denn zunächst wird der Fischfang sehr beschwerlich, wo nicht gar unmöglich, so lange das Hochwasser andauert. Wenn der Guaraune neben seinem gebackenen Fisch zuweilen einen Braten vom Fleisch des Manati oder auch von einer Schildkröte verzehrt, so geschieht dies immer nur nach der Ueberschwemmung, und er müßte Hungers sterben, wenn er für sein Auskommen nur auf den Ertrag seines Fischfanges angewiesen wäre, denn er ist leichtsinnig und unbekümmert um die Zukunft, wie alle Wilde. Glücklicherweise findet er in seinem seltsamen Wohnsitz zugleich eine unerschöpfliche Speisekammer, denn der Wald, unter dessen Baumwipfeln er lebt, versieht ihn nicht allein mit Nahrung, sondern mit allen seinen Bedürfnissen. Dieser Wald nämlich besteht nur aus einer einzigen Art von Bäumen, was um so interessanter ist, als wir uns hier in der heißen Zone befinden, wo der Wald gewöhnlich aus einer Mannichfaltigkeit der verschiedensten Bäume besteht. Es ist daher um so merkwürdiger, daß ein einziges Gewächs hier den Menschen mit allen seinen Bedürfnissen versehen und ihm ohne die mindeste Cultur Nahrungsmittel, Brennholz, Geräthe und Werkzeuge aller Art und also auch Kähne, außerdem aber auch Kleider, Stricke, ein Haus und sogar Wein liefern soll.

Der merkwürdige Baum, ein wirklicher Wunderbaum, der so für den ganzen Unterhalt des Menschen sorgt, heißt bei den Guaraunen Ita, bei den übrigen Indianern Murichi und Muriti, ein Name, den auch die Spanier an den Ufern des Orinoco angenommen

haben. In der wissenschaftlichen Welt heißt dieser Baum Mauritia flexuosa und verdankt seine Benennung dem Prinzen Moritz von Nassau. Die Mauritien bilden eine eigene Gattung von Palmen, die sehr reich an einzelnen Arten und beinahe über sämmtliche Theile des tropischen Amerika verbreitet ist. Einige Mauritien-Arten erreichen eine bedeutende Höhe und haben einen geraden glatten Stamm oder Schaft, während der Strunk bei anderen kaum sieben Fuß hoch wird und mit Dornen bewachsen oder mit kegelförmigen Vorsprüngen bedeckt ist. Einzelne Arten kommen nur an trockenen Stellen vor, andere gedeihen nur in Sümpfen oder an überschwemmten Orten, wie z. B. die Ita selbst, deren Fuß sechs Monate lang unter Wasser steht. Wie alle ihre Stammverwandten ist die Murichi eine Fächerpalme, d. h. ihre Blätter sind nicht gefiedert oder ganz, sondern bestehen aus kleinen Blättern, die an ihrer Basis vereinigt und so aufgereiht sind, daß sie sich wie die Arme eines entfalteten Fächers ausbreiten; diese Blätter sind an ihrer Spitze etwas zurückgeschlagen und herabhängend, an ihrem Vereinigungspunkte aber starr und hart. Der Blattstiel ist zehn bis zwölf Fuß lang und bildet an seinem Anheftungspunkte einen Trog oder eine Rinne, die sich in einer Breite von einem Fuß und mehr an den Strunk des Palmbaums anlegt. Das Blatt selbst hat eine Entwickelung von zehn Fuß in die Breite, und ein Mann hat genug zu thun, wenn er eines dieser Blätter sammt seinem Stiel tragen will. Denkt man sich nun ein Dutzend dieser riesigen Fächer um den Gipfel einer Säule gruppirt, die ungefähr hundert Fuß hoch ist und etwa fünf Fuß im Umfange hat, und stellt man dieselben so, daß sie sich in allen Richtungen erheben und mit dem Blattstiel einen bedeutenden Winkel bilden, — so hat man die Ita der Guaraunen. Vielleicht sieht man bei einigen von ihnen die Mitte oder seinen obern Theil etwas angeschwollen, allein weit häufiger zeigt der Stamm die Gestalt einer vollkommen

cylindrischen Säule. Bisweilen findet man auch einige Wedel heruntergebogen, als ob sie fallen wollten; ja wahrscheinlich sind sogar mehrere schon vom Stamme abgelöst und lassen dadurch ihre Dimensionen besser beurtheilen. Blickt man aber zum Gipfel dieser Palmen empor, so bemerkt man mitten zwischen den Blättern einen dichten Kegel oder vielmehr eine ungeheure Knospe; diese ist ein im Entstehen begriffenes Blatt, das die Sonne bald entfalten wird, um durch einen neuen Fächer oder Wedel denjenigen zu ersetzen, welcher auf der Oberfläche des Wassers liegt, und den die Ueberschwemmung abgerissen hat.

Betrachtet man sodann die Stelle, wo der untere Theil des Blattstiels den Stamm der Mauritia umfaßt, so sieht man hier ein eigenthümliches Gebilde, wie eine große Hülse in der Länge von mehreren Fuß. Dies ist die Spadix oder Blüthenscheide, die seiner Zeit aufspringt und nun eine große Traube von grünlich weißen Blüthen sehen läßt, welche in doppelten Reihen, wie der Bart einer Feder, am Stengel vertheilt sind — eine Einrichtung, welche die Botaniker gefiedert nennen, weshalb man auch sagt, die Mauritia habe gefiederte Blumen wegen der Aufstellung ihrer Blüthen in diesen doppelten Reihen. Wer gute Augen hat, wird ferner noch bemerken, daß diese Blüthentrauben von zwei verschiedenen Arten sind, und daß derselbe Baum immer nur eine einzige Art dieser Blüthen trägt. Die einen Blüthen sind männliche, die andern sind weibliche, und da jede nur auf ihrem besonderen Stamme vorkommt, so hat man von der Murichi männliche und weibliche Individuen wie bei der Dattelpalme und anderen, und der Botaniker rechnet sie daher zu den sogenannten diöcischen Gewächsen, d. h. zu solchen, die zweierlei Behausung haben oder ihre männlichen und weiblichen Blüthen auf verschiedenen Stämmen tragen. Kehrt man nun etwas später zu diesen Bäumen zurück, so wird man an den einen die

Blüthentrauben vollkommen verdorrt, die Blüthen der anderen aber durch Früchte ersetzt finden. Die verdorrten sind die männlichen, die Früchte tragenden die weiblichen Exemplare; die Blüthen der letzteren sind durch den Blüthenstaub der ersteren befruchtet worden.

Man könnte diese Früchte für Fichtenzapfen halten, wenn sie nicht die Gestalt und Größe von Kanonenkugeln hätten; es folgt also daraus, daß sie mit braunen Schuppen bedeckt sind. Entfernt man diese Schuppen, so findet man darunter eine ziemlich fleischige Hülle, in deren Mitte ein Kern steckt. Eine einzige Blüthentraube liefert Hunderte, ja manchmal sogar Tausende von diesen Früchten und wird so schwer, daß zwei Männer daran zu tragen haben.

Dies ist die Mauritia der Guaraunen, und wir wollen nun sehen, was für einen Nutzen dieselben daraus ziehen. Wenn einer dieser Indianer sich eine Hütte bauen will, so setzt er das Fundament derselben nicht auf die Erde, denn er könnte unmöglich den schlammigen Boden zur Grundlage benutzen, zumal da derselbe beinahe acht Monate im Jahre unter Wasser steht. Der Guaraune muß deshalb darnach streben, seine Behausung so weit wie möglich vom Boden zu errichten. Er untersucht daher die Stelle, wo die Ueberschwemmung zur Zeit ihres höchsten Wasserstandes ihre Spuren an den Bäumen zurückgelassen hat, und der Fußboden seiner Hütte muß noch 7—10 Fuß über den von dem Wasser bezeichneten Stellen liegen. Wenn er sich den Platz zu seiner Wohnung auf diese Art ausgewählt hat, fällt der Guaraune eine Mauritia und theilt sie in dünne Balken von der gewünschten Länge. Die Entfernung, welche vier schöne Bäume, die ein Viereck bilden, von einander trennt, giebt ihm das Maß für diese dünnen Balken, denn die schönen Bäume sollen gewissermaßen die Eckpfosten dieses Gebäudes bilden. Zunächst wird nun gerade an der Stelle, wo der Erbauer seine Wohnung anlegen will, ein tiefer Einschnitt in jeden dieser

Pfeiler oder Eckpfosten gemacht. Die Balken werden in diese Einschnitte gelegt und mit Stricken aus gedrehten Lianen oder aus den Fasern der Mauritia daran festgebunden; sobald diese hinlänglich befestigt sind, werden über diese die Querbalken gelegt und auf gleiche Weise angebunden. Hierzu verwendet man gewöhnlich die Blattstengel der Murichi, und da dieselben 10—12 Fuß lang und 5—6 Zoll und darüber breit sind, wie wir gesehen haben, so eignen sie sich auch ganz trefflich hierzu, und die Erfahrung hat bewiesen, daß sie ihrem Zwecke vollkommen entsprechen. Auf dieses Zimmerwerk wird nun eine Verlattung gelegt, wozu die Fiederblätter der großen fächerartigen Wedel das Material liefern, und über der Verlattung eine dichte Schicht von Lehm und Schlamm sorgfältig ausgebreitet. Dieser Schlamm oder Lehm ist leicht zu bekommen, denn man braucht sich nur zu bücken, um ihn aufzuheben, und man findet davon mehr, als man wünscht. Die Sonne hat diesen Schlamm bald aufgetrocknet, und die Hütte ist nun mit einem trefflichen Estrich versehen, auf dem man Feuer anmachen kann, ohne befürchten zu müssen, daß der darunter liegende Fußboden verbrenne.

Um auf diese Plattform zu gelangen, bedarf man natürlich einer Leiter; diese ist aber leicht herzustellen, denn man braucht nur an einem der Stämme, welche das Haus tragen, eine Anzahl von Einschnitten anzubringen, um dadurch eine etwas steile Leiter zu schaffen, die jedoch für den Guaraunen bequem genug ist, weil er keine andere kennt.

Unser Indianer hat nun seinen Fußboden vollendet und damit den wichtigsten Theil seines Gebäudes. An Wänden ist ihm nichts gelegen, und er kümmert sich auch nicht darum, ob die Giebelseite nach der Straße gekehrt sei oder nicht. Den Winter braucht er nicht zu fürchten, da er in der heißen Zone ist, wo niemals Schnee fällt, und aus dem Regen macht er sich auch nichts, weil derselbe in

diesem Lande beinahe immer senkrecht fällt. Um sich jedoch vor den starken Regengüssen der nassen Jahreszeit zu schützen und noch mehr, um gegen die Sonne geschützt zu sein, wohin seine Hauptsorge geht, errichtet er noch eine andere Zimmerung etwa 10 Fuß über der ersten und bedeckt diese mit Matten, die er im Voraus aus den Fächerblättern der Mauritia verfertigt hat. Nun seine Behausung ein Dach hat, ist sie auch vollendet und besteht mit Ausnahme des Schlammes, womit er seinen Fußboden überzogen hat, aus lauter Materialien, die ihm die Ita geliefert hat; die Eckpfosten, die Durchzugsbalken, das übrige Gebälke sammt Verlattung, Stricken und Dach kommt Alles von der Mauritia.

Hat er einmal seine Behausung bezogen, so verspürt unser Wilder auch Hunger; vielleicht hat er Fische oder Fleisch vom Monati oder vom Alligator, denn sein Gaumen ist nicht so verwöhnt, daß er ein Stück Krokodilsbraten verschmähen würde; allein beim Hochwasser kann er nicht einmal einen Gründling fangen, und selbst zur Zeit des Ueberflusses hat er nie zu viel Brod. Uebrigens hat er auch andere Nahrungsmittel so nahe, daß er desselben entbehren kann. Der Stamm der Mauritia enthält eine Art mehliges Mark; wird dieses zerstoßen oder zerrieben und dann mit Wasser vermischt, so bildet es am Boden des Gefäßes einen Niederschlag, der alle Eigenschaften des Sago hat. Dieses Mehl wird geknetet, und man macht daraus mit etwas Sauerteig Kuchen, die über dem Feuer von Mauritienholz gebacken werden und die Yuruma geben, welche das Brod der Guaraunen bildet.

Seltsamer Weise geben nicht alle Ita's des Waldes dieses Mehl, sondern es wird nur aus dem Mark der männlichen Bäume gewonnen und ist in demselben nur zu der Jahreszeit enthalten, wo die Blüthen aus ihrer Scheide hervorbrechen. Eine ähnliche Wahrnehmung macht man auch bei der Maguey oder der mexikani-



Guaraunen.

schen Aloe, Agave americana, aus deren Saft man ein gegohrenes Getränk, den sogenannten Pulque, gewinnt. Um sich diesen Saft zu verschaffen, welcher durch Gährung den Pulque bildet, muß die Agave gerade in dem Augenblick angeschnitten werden, wo ihre Blüthenscheide zwischen den Blättern hervorbrechen will.

Wenn der Guaraune seine Yuruma, sein trocknes Brod verzehrt, so muß er auch trinken. Allerdings hat er das Wasser sehr nahe, denn es fließt ja unter seinen Füßen hin; aber er trinkt niemals Wasser, sondern will ein stärkeres Getränk, ein weinartiges, das ihn lustig macht, und auch hierzu liefert ihm die Mauritia wieder die Mittel. Wird nämlich der Saft dieser Palme einer Gährung unterworfen, so verwandelt er sich in ein berauschendes Getränk, und wenn der Guaraune ein Trunkenbold ist, so kann er sich berauschen wie ein Lord. Ist er aber bescheidener und anspruchsloser und will nur seinen Durst löschen, so braucht er nur einige Murichi-Nüsse in etwas Wasser einzuquellen, sie mit einer Mörserkeule zu stoßen, um die Schuppen und das Fruchtfleisch davon abzulösen, und den Abguß durch ein Sieb abzuseihen, das beiläufig gesagt, ebenfalls aus den Fasern der Ita bereitet wird; ist er mit diesem Verfahren zu Ende, so hat er ein Getränk, das ebenso gesund als angenehm ist.

Wenn man aber von Getränken redet, so setzt dies Gefäße voraus, um dieselben darin aufzubewahren, und einen Becher, um daraus zu trinken. Schüsseln und Becher liefert ihm wieder die Ita; Näpfe und Untertassen, Teller, Löffel, Schüsseln und Eimer schneidet er sich aus seinem Wunderbaume.

Was die Werkzeuge anbelangt, die ihm zu seinen verschiedenen Arbeiten nothwendig sind, so tauscht sie der Guaraune von europäischen Händlern ein gegen Matten oder andere Gewebe aus Palmfasern, zu denen ihm abermals die Mauritia den Stoff liefert.

Würden aber zufällig alle seine Handelsbeziehungen mit den Europäern abgebrochen, so könnte sich der Guaraune wieder eine Axt aus Feuerstein und ein Messer aus Obsidian machen, wie er es vor der Ankunft der Spanier gethan hat. Aus dem Blattstengel der Mauritia verfertigt er seine Bogen und seine Pfeile, sowie die Schäfte seiner Lanzen und seiner Harpunen; aus dem Stamm der Palme höhlt er sich seinen Kahn aus, der so leicht ist, als ob er von Kork wäre. Seine Netze, seine Angelleinen, seine Hängematte, seine Kleider, d. h. die Schärpe, welche er um seine Lenden schlingt, sind alle aus den Fasern der Blätter verfertigt, welche er vor der Entfaltung des Wedels sammelt.

Wir konnten also mit Recht sagen, ein einziger Baum versehe diesen Wilden mit allen seinen Bedürfnissen, und ihr werdet es nun begreiflich finden, warum die Missionäre der Ita den Namen Lebensbaum gegeben haben.

Ihr werdet vielleicht fragen, warum sich der Guaraune auf ein solches Dasein beschränke, da es doch um ihn her unabsehbare Landstriche giebt, auf denen er seinen Wohnort aufschlagen und weit reichlichere Hilfsquellen finden könnte. Hierauf können wir euch leicht antworten, aber durch eine andere Frage, nämlich: Warum bleiben die Eskimos in ihrem Lande voll Schnee und Eis? Warum steigen die Stämme der unfruchtbaren Gebirge nicht in die fruchtbaren Ebenen hinab, die sie vor Augen haben? Warum giebt es noch Menschen, die in der Wüste leben, so lange fruchtbare Länder noch unbewohnt sind?

Ohne Zweifel sind die Guaraunen durch einen mächtigen Feind aus ihrer Heimath vertrieben worden und suchten eine Zuflucht in diesem sumpfigen Lande; sie fanden hier die Unabhängigkeit und brachten alles Uebrige zum Opfer, um die Freiheit zu genießen, die das erste aller Güter und der köstlichste aller Genüsse

ist. Leider müssen wir sagen, daß der Guaraune noch heut zu Tage Gefahr laufen würde, in die Sklaverei geschleppt zu werden, wenn er sich allzu weit von seinem Sumpf entfernte. Hier in seiner luftigen Zurückgezogenheit ist er ruhig und sicher; kein Sklavenjäger wird ihn hierher verfolgen; kein Feind, und wäre es auch ein Indianer, könnte ihm auf diesem schlammigen Boden nachsetzen, über welchen er durch lange Gewohnheit mit der Behendigkeit und Leichtigkeit eines Vogels hinhuscht. Ob das Delta überschwemmt oder der Strom in sein Bett zurückgekehrt ist, dieser arme Stamm von Wilden fühlt sich vor jedem Ueberfall sicher, und deshalb kann er, trotz aller Bemühungen der Missionäre, und ungeachtet ihm so Vieles fehlt, doch wahrscheinlich noch lange ungestört im Frieden seiner Palmen leben.

X.

Die Indianer des Amazonen-Stroms.

Wirft man einen Blick auf die Karte von Amerika, so muß man billig staunen über die Aehnlichkeit, welche zwischen den beiden Theilen dieses ungeheuren Festlandes herrscht. Jener hat seine ungeheure Cordillere: im Süden diejenige der Andes, im Norden diejenige der Felsengebirge, beide mit ihren Vulkanen, mit ihrem ewigen Schnee. Jeder dieser gewaltigen Gebirgszüge hat wieder seine untergeordneten Bergketten: Die Nevadas von Oregon und Californien entsprechen den Sierras von Caracas und den Gebirgen von Guyana; die Berge von geringerer Höhe endlich, welche sich von jenen gewaltigen Gebirgszügen ablösen, sind im Norden durch die Alleghanies, im Süden durch das Bergland von Brasilien vertreten. Betrachtet man die Ströme, so bemerkt man daselbst eine ähnliche Gleichstellung. Nord- und Süd-Amerika haben beide die größten Flüsse der Welt; faßt man die Länge des Wasserlaufs in's Auge, so trägt der Mississippi den Sieg davon; berücksichtigt man jedoch die Wassermasse, welche jeder der beiden Flüsse ergießt, so nimmt der Amazonenstrom den ersten Rang ein. Die Länge des Mississippi beträgt über 350 geographische Meilen, wenn man den Missouri mit einrechnet; diejenige des Amazonas nur etwa 260; aber auf dem letzten Theile seines Laufes nimmt dieser ungeheure

Strom eine Breite von 1—13 geographischen Meilen ein, erweitert sein Bette immer mehr, nimmt an seiner Mündung, die allerdings mehr einem Meerbusen als einer Flußmündung gleicht, beinahe eine Breite von 20 geographischen Meilen ein und zeigt eine Tiefe von 325 Meter. Beide Riesenströme haben zahllose Zuflüsse, die alle von gleicher Wichtigkeit sind: in Nordamerika haben wir den Ohio, den Illinois, den Yellow-Stone, den Platte, den Kansas und Osage, den Arkansas und den Rothen Fluß; — in Südamerika haben wir den Madeira, den Purus, den Ucayali und den Huallaga, den Japura, Negro Xingu und Tapajos. Dieselbe Analogie trifft auch bei den übrigen Flüssen zu: dem Sanct Lorenz kann der Laplata, dem Oregon der Orinoco, dem Mackenzie der Magdalena und dem Tocantins der Rio-Bravo-del-Norte an die Seite gestellt werden. Die beiden Colorados, der Brazos und der Alabama finden ihr Seitenstück in dem Essequibo, Paranahybo, Pedro, dem Negro der Patagonier u. s. w.; und während der San Francisco in Californien über einen goldführenden Sand hinströmt, entspringt sein Namensbruder in Brasilien im Lande der Diamanten.

Wenn wir von den Gebirgen und Strömen zum Flachlande übergehen, so finden wir in den Prairien des Nordens das Gegenstück der Pampas und Llanos. Die Hochebenen von Peroté, Mexiko, Puebla entsprechen denjenigen von Quito, Bogota und Cuzco; und jeder der beiden Continente hat sein Potosi, dessen Mineralienschätze und Silberausbeute gleich berühmt sind. Das Gebiet von Utah und der Llano-Estacado zeigen uns denselben Charakter, wie die öden wüsten Ebenen von Patagonien; der große Salzsee der Mormonen findet sein Gegenbild im Titicacasee; wie die Salinas von Neu-Mexiko und die Prairien des Nordens im Gran-Chaco und den Pampas des südlichen Festlandes.

Endlich haben im Norden wie im Süden die gewaltigsten

Waldbezirke existirt, welche die Geschichte der Erde je gekannt hat. Wir sagen ausdrücklich, sie haben existirt, weil der Waldstrich, der sich ehemals von den Ufern des Arkansas bis an die Küsten des atlantischen Oceans hinzog, an vielen Stellen durchbrochen worden ist und heut zu Tage nicht mehr jene fortgesetzte Ausdehnung besitzt, welche die Selva oder Waldwüste im Becken des Amazonenstromes charakterisirt. Hier in der Selva hat der Wald noch seine ganze ursprüngliche Ausdehnung und Lebenskraft sich bewahrt; Axt und Feuer haben ihm keinen Eintrag gethan; der Fuß des Menschen hat kaum davon einige wenige Theile betreten, und seine schweigsamen Tiefen sind noch ganz unbekannt.

Die Selva erstreckt sich von der Ausmündung des Amazonas bis an den Fuß der peruanischen Andes auf eine Länge von ungefähr 250 geographischen Meilen und in einer Breite, die auf ihrem größten Durchmesser vielleicht 100 geographische Meilen betragen mag. Die Umrisse ihres Gebietes beschreiben etwa eine Gestalt, welche der Botaniker verkehrt eirund nennen würde, weil der schmälere Theil dieses Ovals sich auf das atlantische Meer stützt, und das breitere Ende sich in die Bucht einkeilt, welche durch die Andes von Bolivia an bis nach Neu-Granada beschrieben wird.

Dieses ungeheure Gebiet besitzt mit Ausnahme der Strombetten und der daranstoßenden Lagunen kaum Lichtungen, die auch nur eine Elle breit sind; die Grasfluren, welche nach Süden an den Urwald stoßen oder von den Ufern der brasilianischen Grenzflüsse begrenzt werden, sowie diejenigen, welche aus den Llanos von Venezuela hervorspringen, stoßen nicht an den Amazonas, und es giebt mehrere Punkte des Flusses, die auf einen Strich von beinahe einer Viertelmeile sich ganz im Mittelpunkte einer dichtbewaldeten Fläche befinden.

Sehen wir auch in den Gebirgsketten von Süd- und Nord-Amerika in ihren Flachländern und ihren Wasserläufen eine Ver-

wandtschaft, die auf die geringsten Kleinigkeiten sich erstreckt, so gilt dies doch nicht von dem Charakter, welchen die beiden Waldstriche an sich darbieten, wenigstens was die ganze Region der Vereinigten Staaten und diejenige von Canada anlangt. Die großen Wälder der gemäßigten Zone unterscheiden sich von denjenigen der heißen nicht blos durch die Bäume, aus welchen sie bestehen, sondern in noch höherem Grade durch die Art und Weise, wie diese Bäume sich darin vertheilen. Es ist in Nord-Amerika nichts Seltenes, daß man durch ganze ausgedehnte Gebiete kommt, die nur mit einer einzigen Art von Bäumen bedeckt sind; mit einem Wort: es giebt in Nord-Amerika ganze zusammenhängende Wälder, die beinahe ausschließlich aus Eichen, Fichten, rothen Cedern (Juniperus virginiana) oder aus canadischen Pappeln bestehen. Ja, es ist beinahe sogar Regel ohne Ausnahme, daß manche ausgedehntere Waldflächen nur mit einer einzigen Art von Bäumen bestockt und nur höchst spärlich mit andern vermischt sind. Ganz anders ist es dagegen mit dem Wald der Tropenländer. Unter den Wendekreisen vertheilen sich — mit Ausnahme von einigen Palmenarten, wie die Euterpe und die Mauritia — die Arten auf eine solche Weise, daß sie entweder nur kleine Gruppen bilden, oder sich nur als vereinzelte Individuen darstellen, die durch Hunderte von anderen Bäumen verschiedener Arten von einander getrennt sind. Die tropischen Wälder bestehen gewöhnlich aus einer Anzahl der verschiedensten Gattungen und Arten von Bäumen, die in der größten Unordnung und abenteuerlichsten Laune durch einander gemengt sind. Wir müssen diesen Charakter der Tropenwälder ganz besonders hervorheben, weil er einen direkten Einfluß auf das Dasein der Menschen, welche diese Wälder unter dem Aequator bewohnen, und auf die Lebensweise der Thiere ausübt, die in diesen Wäldern vorkommen. Es wäre schwer, die überaus zahlreichen Gattungen von Bäumen aufzuzählen, welche in

dem Becken des Amazonenstromes wachsen; das Verzeichniß derjenigen, die man heut zu Tage kennt, würde allein schon viele Seiten füllen, und man hat eigentlich nur erst den Saum dieses ungeheuren Gartens Gottes erforscht. Sein undurchdringlicher Pflanzenwuchs, die Beschaffenheit des Bodens, der an vielen Stellen ganz mit Wasser getränkt ist, und der Mangel an jeder Art von Pfad hat noch nicht erlaubt, die Tiefen dieser Wälder zu erforschen; das Eindringen in dieselben war seither nur dadurch möglich, daß man der Wasserstraße der Ströme und Flüsse folgte, und man begreift leicht, was für gewaltige Schwierigkeiten eine solche Reise darbieten muß.

Während aber die Selva des Amazonen-Stromes die reichste Entfaltung alles Pflanzenlebens aufweist, entbehrt dieser ungeheure Waldstrich aller jener größeren Vierfüßler und Säugethiere, welche sonst in den Tropenländern so häufig sind. Süd-Amerika hat weder Elephanten noch Nashorne und Flußpferde; sogar das Pferd ist den Indianern des Amazonas noch unbekannt, und das Rindvieh findet sich nur in den hauptsächlichsten Niederlassungen der Portugiesen, welche in der Nähe der Mündung des Stromes gelegen sind. Die übrigen Familien der in der Selva heimischen Vierfüßler bieten nicht allein nur wenig Abwechslung, sondern sind im Allgemeinen auch nur in geringer Zahl vertreten. Das Becken des Amazonen-Stromes hat nicht jene ungeheuren Heerden von Bisons, wie die Prairien des Nordens, nicht jene unabsehbaren Schwärme von Antilopen, wie man dieselben in Afrika trifft; noch jene großen Thiere, welche in unbewohnten Regionen anderer Welttheile so zahlreich vorhanden sind. Das einzige Säugethier von bedeutenderem Umfange, welches in diesem Walde vorkommt, ist der Tapir, der etwas größer ist als ein Esel und sich nur in geringer Anzahl vorfindet. Die Sippe der Wieder-

käuer ist hier nur durch 3 oder 4 Hirscharten vertreten; die Stelle des Schweins nimmt das Pecari ein; zwei Bärenarten bewohnen den gebirgigen Theil der Selva, den Wald nämlich, welcher die Ausläufer der peruanischen Andes bedeckt. Einige Arten von Faulthieren, einige Opossums, mehrere Ameisenfresser und Armadille oder Gürtelthiere sind spärlich darin vertheilt; nur die Nagethiere, namentlich die Agutis, Cabiais und Pacas, erscheinen hier in zahlreichen Schaaren auf den Ufern der größeren und kleineren Flüsse. Ein Stachelschwein, mehrere Arten von Stachelratten, ein Fuchs oder wilder Hund, mehrere Sohlengänger, worunter der Coati, sind gleichfalls in ziemlicher Anzahl über die ganze Selva verbreitet. Der Jaguar findet sich überall und ebenso auch der Puma, sowie verschiedene kleinere Katzenthiere mit gestreiftem und geflecktem Fell in zahlreichen Arten.

Verschiedene Gattungen von Eichhörnchen und von Fledermäusen, die in großer Anzahl von Individuen und Arten vorkommen, vervollständigen das Verzeichniß der auf dem Festlande lebenden Vierfüßler. Ist aber die Selva oder Montanha, wie die Portugiesen sie nennen, verhältnißmäßig arm an Vierfüßlern, so scheint sie dagegen ein Lieblingsaufenthalt der Vierhänder zu sein und wimmelt buchstäblich von Affen; man kennt mehr als dreißig Arten derselben, von den Brüllaffen, Stentor ursinus, welche die Größe des Pavians haben, bis zum Uistiti und Saimiri herab, welche kaum größer sind als eine Ratte; und alle diese Familien bestehen aus einer unendlichen Anzahl von Individuen, die durch ihre Lebhaftigkeit mächtig dazu beitragen, den Wald zu beleben.

Was aber vorzugsweise diesen großen Wäldern der Tropenländer Reichthum und Leben verleiht, das ist die ungeheure Mannichfaltigkeit und Menge der Vögel. In keinem Theil der Welt zeigt sich die Vogelklasse unter eigenthümlicheren oder anmuthigeren

Formen und unter glänzenderen Farben. Welche Pracht entfaltet nur die ganze Sippe der Papageien! Welche Mannichfaltigkeit des Gefieders zeigt sich in den Tucans, Trogons, Tangaras, Loriots und namentlich in den Kolibri! Welche Kraftentfaltung bei den Geiern und Adlern, unter denen sich namentlich die Harpyen und die Päpste auszeichnen!

Nicht minder mannichfaltig ist die Klasse der Reptilien hier zu finden; das Schlangengeschlecht namentlich wird durch sehr viele Arten hier vertreten, von der gewaltigen großen Anaconda oder Wasserschlange an, die eine Länge von 30—33 Fuß hat, bis zur Lachesis oder Korallenschlange herab, welche kaum die Dicke eines Federkiels oder der Röhre einer Thonpfeife erreicht. Dieselbe Mannichfaltigkeit findet man auch bei den Sauriern, von dem gewaltigen Krokodil bis zu dem Anolius herab, der kaum die Größe unserer kleinen Salamander erreicht, aber in wunderbar schönen türkisblauen Schuppen glänzt. Die Gewässer des Stromes und seiner Zuflüsse sind ebenso reich wie die belaubten Baumkronen an einer Unzahl Bewohner aller Art; zwei oder drei Arten von Lamantins oder Manatis, Delphine von verschiedenen Arten, zahllose Schildkröten von jeder Größe, Fische von unendlicher Mannichfaltigkeit der Arten beleben jene lauen Gewässer und liefern dem Menschen eine unerschöpfliche Nahrung.

Wir brauchen wohl nicht erst zu sagen, daß die Stämme, welche die Wälder im Becken des Amazonen-Stromes bewohnen, aus Indianern bestehen. Diejenigen Stämme, welche beinahe dieselbe Sprache reden, bilden das, was sie eine Nation nennen, unabhängig von der und ungeachtet der Entfernung, welche sie manchmal trennt. Die Montanha enthält mehrere dieser Nationen, deren Mitglieder oft an Aussehen sehr von einander verschieden sind; die einen sind kleiner als die Europäer, die anderen von einem gewaltigen Wuchs,

welcher den unsrigen noch weit übertrifft; die einen sind von dunkler, die anderen von heller Hautfarbe; manche so weiß wie die Spanier und Portugiesen; die Leute von manchen Stämmen sind häßlich und schlecht gebaut, allein der Mehrzahl nach zeichnen sich diese Indianer durch eine wirkliche Schönheit aus. Die Männer sind bei ihnen kräftig und von männlichem würdigem Aussehen, die Frauen haben regelmäßige Züge, einen anmuthigen Gang und bescheidene Manieren.

Wie bedeutend aber auch die unterscheidenden Charakterzüge im Aeußern dieser Menschen sein mögen, so haben diese Stämme doch unter sich so viel andere Punkte der Uebereinstimmung, so manche fühlbare Merkmale der Zusammengehörigkeit und so viele Beziehungen, die sich vereinigen, um ihnen einen allgemeinen Charakter zu geben, daß sie von den übrigen Eingeborenen des amerikanischen Bodens sich trennen. Die Abwesenheit des Pferdes, das ihnen ganz unbekannt ist, genügt überdies schon, um eine vollständige Scheidewand zwischen den Indianern des Amazonen-Stromes und den berittenen Indianern im Norden und Süden der Selva aufzustellen. Man hat sich gefragt, ob die Bewohner der Montanha denselben Ursprung haben, aber offenbar stammen sie nicht aus der gleichen Provinz; viele von ihnen kamen von Peru und Bogota, wo ihre Urväter bor dem spanischen Joch flohen; andere stammen von Auswanderern her, die aus dem Süden kamen und vor der noch barbarischeren Unterdrückung der Portugiesen in Brasilien flüchteten; endlich besteht eine gewisse Anzahl von ihnen aus Landeseingeborenen, die hier auf der Stelle geboren sind und ihren Standort noch gar nie oder nur wenig gewechselt haben. Wie dem aber auch sei, so ist es jedenfalls eine müßige Frage — eine von jenen, auf welche man nie eine befriedigende Antwort erhält. Wir nehmen also unsere Indianer so, wie wir sie finden, kümmern uns nicht darum, woher ihre Vorfahren

gekommen sein mögen, und constatiren unter ihnen nur das Vorhandensein eines gemeinsamen Fonds von natürlichen Anlagen, Fähigkeiten und Gewohnheiten, der sie auszeichnet. Wir sprechen auch wohlverstanden nur von den noch wilden oder ungezähmten ununterworfenen Indianern, den Indios bravos, wie die spanischen Indianer sie nennen, im Gegensatz zu den unterworfenen Indianern, welche den Schutz und das Protectorat des Priesters und des Soldaten angenommen haben. Zwischen diesen beiden Arten von Eingeborenen liegt ein ebenso großer Unterschied, wie zwischen dem Leibeigenen und dem freien Herrn, wobei dieser durch den Wilden, jener durch den halbcivilisirten Indianer dargestellt wird. Die Vermittlung des Mönchs ist keine glückliche gewesen; sie hatte nur einen politischen Zweck und brachte jeder von beiden Parteien Nachtheil; anstatt den Indianer zu heben, hat sie ihn vollkommen demoralisirt. Wir wollen also den Neubekehrten verlassen und uns nur mit Demjenigen beschäftigen, der nicht auf die Stimme des spanischen Priesters gehört hat und noch nie dem Ruf der Glocke folgte.

Beide Indianer, der Unterworfene und der Wilde, wohnen im Becken des Amazonas, aber an verschiedenen Orten. Der unterworfene Indianer findet sich auf allen Theilen der Ufer, hauptsächlich in der peruanischen Abtheilung; er bewohnt dort kleine Dörfer unter der Anführung von Mönchen, denen er gewissermaßen den Leibeigenen macht, und die ihn mit einer eisernen Ruthe behandeln; er ist arm, und seine Lebensweise, seine Gewohnheiten und seine religiösen Ideen bilden ein seltsames Gemisch von Wildheit und Civilisation dar. In der Nähe der Mündung des Amazonas ist der unterworfene Neger der Tapuio, d. h. der bezahlte Taglöhner oder vielmehr der Sclave der Portugiesen. Das Gesetz verbietet allerdings, ihn in die Sclaverei zurückzuführen, allein was kümmern sich die Weißen an den Ufern des Amazonen-Stromes um das Gesetz?

Glücklicherweise ist die Anzahl der Tapuios sehr beschränkt; einige Dörfer, Meierhöfe oder Estancias, die längs dem Ufer des Flusses zerstreut sind, und da und dort irgend ein Militärposten, den man mit dem Namen eines Fort beehrt, — dies sind die Ergebnisse, welche die portugiesische Civilisation in drei Jahrhunderten dort zu Stande gebracht hat.

Der wilde Indianer hält sich von diesen Niederlassungen fern; man kann den Strom seiner ganzen Länge nach hinabsteigen, ohne einem einzigen dieser Söhne des Waldes zu begegnen, und man würde sich eine sehr falsche Idee von dem Charakter der ursprünglichen Indianer machen, wenn man ihn nach dem Tapuio des portugiesischen Kaufmanns oder dem Bekehrten des spanischen Missionärs beurtheilen wollte. Früher waren allerdings die Ufer des Amazonas der vorzugsweise Sitz dieser Völkerschaft; zuweilen kommt noch heut zu Tage der unabhängige Indianer an den großen Strom herab, um an Stellen zu fischen, wo Hunderte von Meilen ihn vom nächsten Dorf oder Fort trennen. Allein von dem Tage an, wo Orellana's Barke vor seiner Thüre vorüberfuhr, und seit dem Tage, wo der Brasilianer auf der Sclavenjagd die Gewässer des Solimoens entdeckte, hat der wilde Indianer seine Malocca zurückversetzt in die Mitte des Labyrinths, welches die Lagunen, die kleinen Wasserläufe, schmalen Flußarme und Abläufe der Seitenflüsse des Stromes bilden.

Hier werden manche unserer Leser fragen: was ist denn der Solimoens, was ist eine Malocca? Dies wollen wir ihnen sagen. Die Portugiesen nennen den Amazonen-Strom von der Stelle an, wo er bei der Stadt Tabatinga in das Gebiet von Brasilien eintritt, Maranhon, von der Einmündung des Japura an bis zur Einmündung des Rio-Negro Solimoens, und erst von der Stelle an, wo der Rio-Negro den eigentlichen Strom verstärkt und dieser noch die reichen Fluthen des Madeira aufgenommen hat, bezeichnen sie ihn mit dem

Namen Amazonas. — Eine Malocca aber ist die Wohnung unseres Indianers, d. h. nicht die Behausung des Einzelnen, nicht ein Zelt, nicht eine Hütte, sondern ein großes leichtes Gebäude, welches die Stelle eines ganzen Dorfes vertritt. Man sagt nicht umsonst in Brasilien, das Haus des wilden Indianers sei ein Dorf. Sein Dorf ist wirklich keine Gruppe von Häusern und unterscheidet sich in der That beinahe von Allem, was man in andern Ländern in dieser Beziehung findet. Die civilisirte Sprache hat beinahe kein Wort, das auf diesen Begriff anwendbar wäre, wenn man die Malocca nicht eine Kaserne oder ein Hospiz nennen will. Die Malocca ist nämlich ein großes Gebäude, worin die ganze Abtheilung eines Stammes wohnt, die an demselben Orte beisammen lebt; sie ist durch die gemeinsame Arbeit Aller errichtet, jede einzelne Familie hat ein gemeinsames Eigenthumsrecht daran und doch wieder ihre besondere Wohnung darin. Der Wilde des Amazonas gehört, wie ihr seht, zur Schule der Socialisten. Wir bedürften eigentlich einen größern Raum, als uns in dieser kurzen Skizze zugemessen ist, um im Einzelnen die Wohnung unseres Indianers zu beschreiben. Denkt euch also unter der Malocca nur eine Art Tempel, dessen Decke von so geraden und glatten Palmstämmen getragen wird, daß man sie für Säulen halten könnte; an diese Pfeiler sind schöne Balken mittelst zäher Lianen angebunden, und die Zusammenfügung des Gerüstes und Gebälks zeigt dieselbe Genauigkeit und Pünktlichkeit, die man an der Auftakelung eines Schiffes beobachtet. Ueber diesem Zimmerwerk erheben sich regelmäßig aufgesetzte Sparren, welche mit Palmzweigen und Palmblättern genau gedeckt sind, und da das Dach sehr tief zum Boden herabsteigt, so nimmt die Malocca von außen das Ansehen eines kolossalen Bienenstockes an. Die Wände dieses Gebäudes sind von Bambus oder von den gespaltenen Blattstielen der Palmenwedel hergestellt, und das Flechtwerk daran ist so stark, daß

es gegen Pfeile und Flintenkugeln vollkommen schußfest ist. Das ganze Gebäude, dessen Grundriß ein Parallelogramm beschreibt, welches an dem einen Ende abgerundet ist, hat eine solche Ausdehnung, daß es mehr als hundert Individuen zur Wohnung dienen und noch zahlreiche Gäste aufnehmen kann, denn bei gewissen Gelegenheiten versammeln sich die benachbarten Gemeinden, und die Malocca beherbergt alsdann drei- bis vierhundert Personen.

Das Innere zerfällt zunächst in eine große Halle, welche die Mitte der Malocca einnimmt; zu beiden Seiten derselben zieht sich je eine Reihe von Zellen hin, die von einander durch Flechtwerk getrennt sind, welches mit demjenigen der Mauern übereinstimmt. Jede dieser kleineren Zellen oder Abtheilungen bildet die Wohnung einer Familie; hier sind die Hängematten angebracht, welche die Stelle der Betten versehen; hier stehen die irdenen Töpfe und Krüge, die Kürbisflaschen und Körbe, hier hängen die Waffen und Schmuckgegenstände, welche das Besitzthum jeder einzelnen Familie bilden.

Die Halle oder der große Saal enthält die größeren Apparate, deren eine solche Gemeinde bedarf: z. B. die Thonöfen, die Feuerstellen, die Gefäße, worin die Cassava und Tapioca bereitet wird, und diejenigen, worin die Chica gekocht wird. Es ist ein neutrales Gebiet, worin die Kinder sich herumtummeln, die öffentlichen Geschäfte erledigt werden und die Tänze und andere Festlichkeiten stattfinden.

Eine große Thür, die ungefähr sieben Fuß breit und elf Fuß hoch ist und die gemeinsame Eingangsthür für alle Bewohner bildet, ist an der Giebelseite angebracht, steht den Tag über offen und wird jeden Abend mittelst eines starken Flechtwerks verschlossen, das an der Außenwand hängt und wie ein Fallgatter herabgelassen werden kann. Am entgegengesetzten Ende befindet sich eine kleinere Thür, zum ausschließlichen Gebrauche des Häuptlings bestimmt, der mit

seiner Familie die ganze vorerwähnte kreisrunde Abtheilung einnimmt.

Alle Maloccas zeigen diese Eintheilung und Anordnung, aber sie modificiren sich in den Einzelnheiten nach dem Geschmack des einzelnen Stammes; — die einen sind größer oder kleiner, mehr oder minder hoch; bei den anderen wechseln die Form sowie das Material, je nach der Oertlichkeit, wo sie errichtet werden. Bei manchen Stämmen findet man auch einzelne Hütten für jede Familie, jedoch nur als Ausnahme; die gemeinsame Wohnung kommt allgemein und über einen weiten Verbreitungsbezirk vor; namentlich findet sie sich in der ganzen Montanha, von der Grenze von Peru an bis zur Küste des atlantischen Oceans und von den Quellen des Rio-Negro bis zu den Gebirgen von Brasilien.

Dieses gemeinsame Dorf oder diese Wohnkaserne findet sich jedoch auch in einem andern Welttheile, nämlich in Ost-Afrika, unter der Breite von Zanzibar; auch hier bildet sie eine Art von Bienenstock, worin jede Familie, die zu der einzelnen Niederlassung eines Stammes gehört, ihre eigene Zelle hat, und diese sämmtlichen Zellen unter einem und demselben Dach vereinigt sind; die afrikanische Dorfhütte aber führt den Namen Tembe.

Dieselbe Abwechslung oder Modification, welche die Malocca bei jedem einzelnen Stamme zeigt, macht sich aber auch in der Tracht oder vielmehr im Putz der einzelnen Indianerstämme geltend. Stets ist jedoch die Kleidung eine sehr leichte: sie besteht meistens in einem Gürtel oder einer Schürze von Baumwollenstoff oder auch nur von Baumrinde, welche einmal um die Lende gelegt und dann zwischen den Füßen durchgeschlungen wird und Guajuca heißt. Manche Stämme tragen auch eine Art kurzen Rockes von Baumrinde und erscheinen bei festlichen Gelegenheiten in Hemden oder Schürzen, deren Gewebe mit Federn bedeckt ist. Ein weiterer wesentlicher Theil

ihrer Tracht besteht im Kopfputz, der gewöhnlich aus den bunten, farbenreichen Federn des Papageien und Aras zusammengesetzt ist, sowie aus Armbändern vom selben Stoffe. Der allgemeinste Schmuck ist jedoch die Bemalung, die Jeder an seinem Körper anbringt, und die aus Farbstoffen besteht, die aus der Anotto und dem Saft oder den Früchten verschiedener Bäume gewonnen werden, auf deren Beschreibung wir anderwärts zurückkommen. Bei einigen dieser Volksstämme ist auch das Tättowiren im Schwange, wird jedoch von den Bewohnern dieser Region weit weniger angewendet, als von den Insulanern des stillen Oceans.

Die Mehrzahl der Indianer im Becken des Amazonen-Stromes kannte den Ackerbau schon vor der Ankunft der Spanier und betreibt denselben noch, obwohl in beschränktem Maßstabe. Sie begnügen sich mit dem Anbau von Manioc, um daraus Cassava und Tapioca zu bereiten, mit dem Anbau der Iguame und Banane, aus welch' letzterer sie ein geistiges Getränk bereiten, das sie auch aus dem Saft verschiedener Palmenarten zu gewinnen wissen. Der Manioc oder die Mandiocawurzel ist die Jatropha Manihot der Botaniker, welche im ganzen tropischen Amerika und in Westindien vorkommt und allgemein angebaut wird. Die Pflanze hat einen hohen Stengel, der sich in kurze Gelenke theilt, wovon jedes einzelne einen Steckling giebt, der, in die Erde gesteckt, sogleich Wurzel schlägt und eine besondere Pflanze bildet; die Blätter sind handförmig getheilt, mit sechs bis sieben Loben oder Flügeln. Die Knollen haben die Gestalt von Bataten oder süßen Kartoffeln und sind gewöhnlich über einen Fuß lang. Sie werden ihrer dicken Rinde entkleidet und auf Steinen oder anderen rauhen Flächen zerrieben, worauf die zerriebene Masse in einen dünnen, etwa sechs Fuß langen Sack von Rotanggeflecht gefüllt, der Sack am obern Ende aufgehängt und am untern mit einem großen Steine beschwert wird, so daß die fort-

dauernde Ausdehnung des Sackes eine Zusammenziehung der Seiten veranlaßt und den Saft aus der Masse auspreßt. Der Saft gilt für giftig, schmeckt bitter oder bitterlich, ist aber in hohem Grade flüchtig. Der ablaufende Saft wird in anderen Gefäßen aufgefangen, weil er noch ein feines Stärkemehl enthält, welches anderweitig verwendet werden kann. Ist die Masse ausgepreßt, so bedarf sie nur noch des Trocknens, was in großen flachen Pfannen über dem Feuer und unter beständigem Umrühren geschieht. Ist die Masse getrocknet, so gleicht sie getrockneten Brodkrumen und ist, je nach der darauf verwendeten Sorgfalt, von weißer, gelblicher oder brauner Farbe. In den portugiesischen Niederlassungen heißt sie in diesem Zustande Farinha oder Mehl und wird in lockere, mit Palmblättern gefütterte Körbe verpackt, von denen jeder ungefähr achtzig Pfund enthält und Alquier genannt wird. Die Farinha bildet im Becken des Amazonen-Stromes und im ganzen nördlichen Brasilien das Surrogat für Brod und Gemüse; die Indianer und Neger verspeisen sie in ungeheuren Quantitäten und kümmern sich nicht um die Aufblähung des Magens, welche der reichliche Genuß derselben verursacht, und die sie bei den Weißen minder beliebt macht. Der ausgepreßte Saft wird mit etwas Wasser versetzt und umgerührt, und aus demselben schlägt sich sodann jenes feine, stärkehaltige Mehl nieder, welches unter dem Namen Tapioca bekannt ist.

Die Indianer der Selva sind eben so geschickt als gewerbfleißig und bereiten aus Thon Gefäße von verschiedenen Größen und Formen, die einer gewissen Zierlichkeit nicht entbehren. Ferner verfertigen sie aus den Lianen und den Luftwurzeln verschiedener Schlinggewächse ihrer Wälder eine unendliche Mannichfaltigkeit von Geräthen, deren Ausführung den geschicktesten Arbeitern Ehre machen würde. Man bewundert namentlich ihre Hamacs oder Hängematten, und die Bewohner der spanischen und portugiesischen Städte

Süd-Amerika's lassen diejenigen, welche man am meisten schätzt und für die besten hält, aus dem Becken des Amazonen-Stromes kommen. Der Bindfaden, woraus dieselben bestehen, wird aus jungen Palmenwedeln von der Gattung Astrocaryum und hauptsächlich von der Mauritia flexuosa gewonnen, die eine Faser von vorzüglicher Beschaffenheit liefert. Die Verfertigung dieser Hängematten liegt den Frauen ob, deren Geschicklichkeit hierin uns um so größer erscheint, je einfacher die Mittel sind, deren sie sich dazu bedienen. Das noch nicht erschlossene Blatt, in welches der Palmbaum endigt, wird an seiner Basis abgeschnitten, auseinander gefaltet und auf eine geschickte Weise geschüttelt, damit sich die Fiederblättchen davon ablösen; werden diese ihrer Oberhaut entkleidet, so zeigen sie ein blaßgelbes Gewebe, welches den spinnbaren Stoff enthält. Sobald der Faserstoff, der daraus gewonnen wird, hinlänglich trocken ist, wird er mit einer unglaublichen Geschwindigkeit und ohne Spinnrad oder Spindel gedreht. Die Spinnerin nimmt zwei Fäden oder Fasern von dem gedachten Stoff zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand, legt sie auf ihre Hüfte, wo sie sie getrennt hält, rollt sie über ihren Schenkel, vereinigt sie durch einen raschen Handgriff und dreht nun den Faden aufwärts bis zum Ausgangspunkte; eine gewandte Arbeiterin verfertigt davon an Einem Tage bis zu fünfzig Klaftern. Diese Schnur wird sodann in eine färbende Brühe getaucht, wo sie verschiedene Farben annimmt.

Das Flechten oder Weben dieser Hängematten geschieht auf eine eben so einfache Art: man steckt zwei Stöcke in einer Entfernung von etwa sieben Fuß auseinander und schlingt um dieselben fünfzig bis sechszig Umgänge der Schnur, um dadurch die Kette herzustellen; den Einschuß bilden Fäden, welche der Quere nach in diese Kette eingeknüpft werden; dann schiebt man zwei Stricke neben den Stöcken hindurch und bindet sie so fest, daß sie daran eine Art Sohlband

bilden, zieht die parallelen Fäden hindurch, um sie einander näher zu bringen, nimmt die Stöcke hinweg, und die Hängematte ist fertig. Diejenigen Hängematten, welche für den Handel bestimmt sind und daher größeren Werth erhalten müssen, werden mit ganz besonderer Sorgfalt verfertigt; man verwendet dann auf die Auswahl des Stoffes, die Färbung der Schnur und das Gewebe selbst weit mehr Mühe. Ja, es giebt sogar eine Art Hängematten von besonders vorzüglicher Qualität, bei welchen eine Bordüre von bunten Federn geschickt in den Einschuß eingefügt ist.

Die gewandten Arbeiterinnen, welche diese Hängematten verfertigen, liefern auch noch reizende Korbmacher-Arbeiten aus gewissen Binsen oder den Blattsprossen gewisser Palmbäume, unter welchen diejenigen von der kleinen Jupalme (Astrocaryum acaule) für die geeignetsten gelten.

Außerdem verfertigen diese Indianer noch alle Acker- oder Gartenwerkzeuge, deren sie sich bedienen, und die zur Bereitung der Farinha nothwendigen Geräthe selbst. Die Farinha heißt bei ihnen Cassava, und die Zubereitung derselben aus den Maniocwurzeln geschieht bei manchen Stämmen noch auf eine einfachere Weise, als wir oben geschildert haben. Viele Stämme kennen nur die süße Maniocwurzel, deren Saft nicht für giftig gilt, und die daher auch im gebackenen Zustande verzehrt wird. Sind die Knollen gewaschen, so werden sie meist mit den Zähnen geschält und auf einem etwas concaven Brette zerrieben, in welches entweder kleine Quarzstückchen regelmäßig eingesenkt, oder worauf Stücke von der Luftwurzel der Paschiuba angebracht sind, deren dornige Vorsprünge ein scharfes Reibeisen ersetzen. Das cylindrische Sieb, dessen wir oben erwähnt haben, führt bei ihnen den Namen Tapiti und ist manchmal aus den zähen Fasern jener Luftwurzeln von Schlingpflanzen genommen, die man Sipó nennt, und welche diesen Wilden die Stricke ersetzen.

Während die Weiber sich mit der Verfertigung von Hängematten, Körben und Cassava abgeben, befassen sich die Männer mit der Herstellung ihrer Waffen oder schaffen durch Jagd und Fischfang die nöthigen Lebensmittel herbei. Kleinere Fische fangen sie mit Netzen in den kleinen Wasserläufen, größere spießen sie mit dem Wurfspeer an; vor Allem aber harpuniren sie den Manati oder die Seekuh, auch Lamantin genannt (Manatus atlanticus oder Trichĕchus manatus der Naturforscher), ein Mittelding zwischen Grasfresser und Delphin, das wegen seines wohlschmeckenden Fleisches, seiner Haut und seines Fettes emsig verfolgt wird und in allen ihren Flüssen und Gewässern vorkommt. Zuweilen vergiften sie auch die stehenden Gewässer der kleinen Lagunen mit Kokkelskörnern und giftigen andern Samen, um sämmtlicher Fische habhaft zu werden, die sich daselbst finden.

Ihre Jagd ist eine ganz einfache, denn sie haben kein Hochwild; große Thiere kommen in diesen Wäldern nur selten vor; mit Ausnahme des Jaguars, den sie nur zu ihrer Vertheidigung bekämpfen, des Tapir, den sie in Gruben fangen, und des Peccari, der die Größe eines halbwüchsigen Schweins hat, erlegen sie nur kleine Vierfüßler. Dagegen liefern ihnen die Affen eine reichliche Nahrung, die sie übrigens als ihre Lieblingsspeise betrachten. Weit zahlreicher ist das Federwild, und unter diesem sind es vorzugsweise die hühnerartigen Vögel und das Wassergeflügel, sowie die Papageien, denen sie geflissentlich nachstellen.

Ihr sämmtliches Wildpret erlegen sie mit dem Pfeil, jedoch nicht immer mittelst eines Bogens, sondern die Mehrzahl dieser Stämme bedient sich zur Jagd einer Lieblingswaffe, die nur ihnen eigen ist, nämlich eines förmlichen Blaserohrs, welches sie Pucuna nennen, und das bei den Spaniern Gravitana heißt. Dieses Blaserohr besteht aus dem jungen Stengel der Paschiuba miri, einer Palmenart, die bei den Botanikern Iriartea setigera heißt; diese höhlen sie mittelst eines spitzen Stockes gerade so aus, wie sich unsere Knaben eine Knallbüchse aus Hollunder machen. Das Blaserohr hat ungefähr

zehn Fuß Länge und an seinem dicksten Ende einen Umfang von vier bis vier und einem halben Zoll, denn der Strunk der Palme, woraus es besteht, verjüngt sich etwas und ist daher an seiner Spitze dünner als an der Basis. Hat der Indianer das Innere des Strunks ausgebohrt und dann mittelst eines Stücks vom Schafte eines Farrenkrauts, das an den Bohrstock befestigt worden ist, geglättet, so versieht er seine Pucuna mit einem Mundstück aus dem Hauer eines Peccari, setzt am dickern Ende als Korn oder Zielpunkt den kleinen weißen Zahn eines Paka, Coelogenys subnigra, oder irgend eines andern kleinen Nagethiers ein und befestigt ihn mit etwas Gummi. Will er sich dann noch eine Luxuswaffe daraus machen, so verziert er das Aeußere dadurch, daß er entweder buntgefärbte Schnüre oder den Stengel einer glänzenden Liane darum wickelt. Das Geschoß, dessen er sich für sein Blaserohr bedient, ist, wie gesagt, keine Kugel, sondern ein Pfeil; dieser besteht aus einem Trieb von Bambus, der etwa anderthalb Fuß lang ist, oder noch besser aus einer jener geraden, schwarzen, leicht abgeplatteten dornigen Stacheln von der erforderlichen Länge, welche die Patahuapalme an der scheibenförmigen Basis ihrer Wedel trägt. Der Pfeil oder Bolzen, mag er nun aus Dorn oder Bambus bestehen, ist sehr fein zugespitzt, auf eine Länge von zwei bis drei Zoll mit dem berühmten Pfeilgift der südamerikanischen Indianer, dem sogenannten Curari, getränkt und hat an der Stelle, wo das Gift aufhört, einen tiefen Einschnitt, der so angebracht ist, daß er bei der geringsten Anstrengung abbricht und die vergiftete Spitze in der Wunde zurückläßt. Um das hintere Ende des Bolzens oder Pfeiles bindet der Indianer mittelst einer Faser aus einem Ananasblatte eine Locke von der rohen Seide des Bombax oder Seidenwollenbaums, damit der Pfeil auf diese Weise die zu seiner Aufnahme bestimmte Röhre ausfülle, welche das Kaliber einer gewöhnlichen Pistole hat. Ist dies geschehen, so ist er mit all' seinen Vorbereitungen fertig.

Bewaffnet mit seinem Blaserohr und seinem wohlgefüllten Köcher, zieht unser Indianer nun auf die Jagd; sobald er ein Stück Wildpret bemerkt, setzt er das Blaserohr an die Lippen, stößt einen kräftigen Puff in dasselbe, zu dessen Herstellung allerdings eine lange Praxis gehört, und schleudert durch diesen gedehnten Hauch seinen Bolzen als kleinen Todesboten in die Ferne. Er kann mit Sicherheit auf eine Entfernung von vierzig bis fünfzig Schritten zielen und schießen; allein er schießt am liebsten in verticaler Richtung und nicht im Bogen, und da die Vögel und Affen, sein gewöhnliches Wild, beinahe immer aufgebäumt sind, so leistet ihm diese Waffe die erwünschtesten Dienste. Die Verwundung braucht jedoch gar keine schwere zu sein; es genügt, daß das Gift in die Haut eindringt und mit dem Blute in Berührung kommt, um den Tod des Thieres herbeizuführen. Der Affe erfaßt zwar gewöhnlich den Bolzen, um ihn aus seiner Wunde zu reißen, allein er bricht ihn über der Spitze gerade an der Stelle ab, wo der Wilde seinen Einschnitt gemacht hat, und er verendet nach Verlauf von zwei bis drei Minuten.

Als Kriegswaffen führen die Stämme der Selva den gewöhnlichen Bogen und Pfeile, welche ebenfalls mit Curari vergiftet sind, sowie eine eigenthümlich geformte Keule aus dem außerordentlich harten Holze eines Palmbaums und von einer Gestalt, die nur unter den Indianern von Südamerika üblich ist. Nur wenige Stämme führen Speere oder Lanzen; der Gebrauch des Lasso und der Bolas ist Allen unbekannt, und diese Waffen, die nur in den Händen eines Reitervolkes von Werth sind, könnten ihnen im Walde auch keinerlei Dienste leisten. Diese Indianer sind jedoch durch ihre Bogen und Pfeile und Keulen hinlänglich bewaffnet, um die Waffen der Stämme der Ebene entbehren zu können; denn sie machen leider von ihren eigenen nur einen allzu häufigen und allzu wirksamen Gebrauch.

XI.

Die Mundrucus.

Unter den indianischen Völkerstämmen, welche das Becken des Amazonenstromes bewohnen, giebt es mehrere, die sich durch eigenthümliche Bräuche und Zustände noch von diesen ohnedem schon so eigenthümlichen Stämmen unterscheiden. Unter diesen nennen wir zunächst das Volk der Mundrucus, das sowohl eines der merkwürdigsten durch seine Gewohnheiten ist, als auch unsere Aufmerksamkeit um deswillen um so mehr in Anspruch zu nehmen verdient, weil es an Kopfzahl das bedeutendste in dem großen Streifen von Südamerika ist, welcher heut zu Tage noch von wilden Stämmen bewohnt wird. Die Völkerschaft der Mundrucus, an sich selbst schon aus verschiedenen Elementen bestehend, hat sich nämlich verschiedene Stämme beigesellt, welche sich gleichsam an den Hauptkörper angeschlossen haben. Den beträchtlichsten Theil davon bilden die Mahues, die sich im Verein mit den eigentlichen Mundrucus auf eine Gesammtzahl von etwa 20,000 Köpfen belaufen mögen.

Das Volk der Mundrucus hatte einst das linke Ufer des großen Stromes inne und zwar von der Einmündung des Tapajos bis zu derjenigen des Madeira. Es wohnt noch jetzt zwischen diesen beiden Strömen, hat sich aber vor den Sklavenjägern zurückgezogen, ist den Amazonenstrom hinaufgestiegen und hat sich oberhalb der

Stromschnellen des Tapajos niedergelassen, wo es vor den Verfolgungen der Weißen gesichert ist und keine anderen Grenzen hat als diejenigen der unabhängigen Stämme, mit denen es im Kriege liegt. Wie die meisten Indianer dieser Region treiben die Mundrucus einigen Feldbau; sie besitzen kleine Felder von Manioc, Mais und Ignamen, bauen den Pisang an und wissen die Cassava und leider auch die abscheuliche Chica zu bereiten, welche unter den Eingeborenen von Südamerika das allgemeine berauschende Getränk ist. Ihr Geschirr von Kürbisflaschen und ihre sämmtlichen Werkzeuge und Geräthe stimmen ganz mit denjenigen überein, welche man auch bei ihren Stammverwandten gegen Süd und Nord findet. Sie besitzen Bogen und Pfeile, Lanzen und Wurfspeere und haben Kähne, die aus einem Baumstamm ausgehöhlt sind. Die Männer widmen sich nur der Jagd und dem Fischfang und theilen ihre übrige Zeit zwischen Kriegführung und Ruhe; den Weibern aber liegt die Bestellung der Felder und der Ernte, das Herbeischaffen des Brennholzes, des Wassers u. s. w., die Verfertigung der Kleidungsstücke, die Bereitung der Nahrungsmittel, der Werkzeuge und Geräthe ob, sowie sie überhaupt alle gröberen Arbeiten verrichten müssen, welche ihre Herren und Meister ihrer Kraft und ihres Ansehens für unwürdig erachten. Außerdem verbinden die Mundrucus mit ihren verschiedenen Arbeiten auch die Ausfuhr einiger Producte ihres Bodens, z. B. unter anderem der Sarsaparilla, welche sie sechs Monate des Jahres hindurch einsammeln oder vielmehr durch ihre Weiber einsammeln lassen und dann entweder gegen eiserne Geräthe oder Werkzeuge oder noch lieber gegen die Zierrathen vertauschen, welche diesen Wilden die höchste Freude machen.

Jeder von unsern Lesern hat schon mehr oder weniger von den wunderbaren Heilkräften der Sarsaparilla reden hören; allein nicht Jedermann weiß, daß dieser heilkräftige Stoff von Pflanzen

verschiedener Art geliefert wird, welche größtentheils der Familie der Smilaceen angehören. Dieses Pflanzengeschlecht ist über die ganze heiße Zone der alten und neuen Welt sehr reichlich verbreitet und in beiden Erdhälften auch außerhalb der Wendekreise noch durch einige Arten vertreten, so daß man dieselben sowohl im Thal des Mississippi, wie auf dem australischen Festlande findet. Allein die beste Sarsaparilla wächst an den feuchten Stellen und Niederungen der heißesten Länder, denn hier allein nimmt der Saft der Pflanze alle jene Eigenschaften an, um derentwillen sie geschätzt wird. Wie es aber beinahe immer geht, so gilt diejenige Art für die kostbarste, die am wenigsten verbreitet ist; — nicht etwa, als ob sie an sich selbst selten wäre, denn sie kommt im Gegentheil an den Ufern der südamerikanischen Flüsse so häufig vor, daß die Indianer ihr die schwarze Färbung der Gewässer einiger Flüsse beimessen, wie z. B. die des Rio-Negro; dies ist jedoch ein grober Irrthum, denn die Sarsaparilla kommt eben so reichlich auch an den Ufern der Flüsse mit klarem Wasser vor. Daher trägt nicht die Dürftigkeit ihres Vorkommens in der Natur die Schuld daran, daß diese Art von Sarsaparilla im Handel so selten und so kostbar ist; sondern man schätzt sie nur deshalb so sehr, weil der Zutritt zu den Gegenden, wo sie sich findet, so schwierig ist, und die Bereisung dieses Gebiets sowohl durch das ungesunde Klima wie durch die Wildheit und Feindseligkeit der daselbst wohnenden Stämme erschwert wird.

Wenn aber die Sarsaparilla um so besser und heilkräftiger ist, je feuchter und heißer das Land ist, wo sie wächst, so muß diejenige der Mundrucus ausgezeichnet sein, und dies ist in der That auch der Fall. Sie führt im Handel den Namen der brasilischen oder Lissaboner Sarsaparilla und kommt von der Smilax papyracea. Diese ist eine strauchartige Schlingpflanze, mit plattem, eckigem, an den Rändern mit Stacheln besetztem Stengel; ihre ovalen

Blätter endigen sich in einer dornigen Spitze und sind ihrer ganzen Länge nach mit Blattnerven gezeichnet. Die Pflanze erhebt sich ohne Stütze bis zu einer Höhe von 15—18 Fuß, erfaßt dann die nächsten besten Aeste oder Zweige von Bäumen, umschlingt sie und läuft so nach allen Richtungen und manchmal auf weite Entfernungen fort. Aus dem Hauptstamm schlagen mehrere Stengel von Federkieldicke aus, die von faseriger Beschaffenheit, brauner oder dunkelgrauer Farbe sind und aus ihrem gerunzelten Stamme da und dort Seitenfasern austreiben. Die schweißtreibenden oder heilkräftigen Eigenschaften der Sarsaparilla liegen vorzugsweise in der Rinde der Wurzelstöcke oder unterirdischen Stengel; allein man sammelt die oberirdischen Stengel sammt den Wurzeln und bringt sie unter einander gemischt in den Handel. Es liegt jedoch ein ungemeiner Unterschied in der Wirkung dieses Heilmittels, wenn es in frischem Zustande angewendet wird, und der Wirkung einer Abkochung derjenigen Pflanzenstoffe, die durch das Trocknen schon einen Theil ihrer Heilkraft verloren haben; daher ist es auch sehr natürlich und begreiflich, daß dieses Heilmittel in Europa nie denselben Erfolg gefunden hat, wie bei den Creolen des spanischen Amerika.

Die Weiber der Mundrucus, welche, wie gesagt, sich der Einsammlung dieses wichtigen Handelsartikels unterziehen, verwenden darauf die Regenzeit, einmal weil sie später noch Anderes zu schaffen haben und dann, weil die Wurzeln bei feuchtem Boden sich leichter ausreißen lassen. Mit Hilfe der Kinder, deren kleine Hände sie bei dieser Arbeit unterstützt haben, schleppen sie aus dem Walde die gesammelten Pflanzen in schweren Bündeln nach ihren Dörfern zurück, und diese Bündel sind um so gewichtiger sowohl weil diese Pflanze ungemein saftreich ist, als auch weil sich die zähe Erde in Menge an die Wurzeln anhängt. Ist die Sarsaparilla einmal

eingeheimst, gereinigt und getrocknet, so wird sie natürlich bedeutend leichter; und um sie besser transportiren zu können, packt man sie in Bündel von etwa 3 Fuß Länge auf 1½ Fuß Durchmesser, welche, je nach dem Zustand der Pflanze, zwischen 25 und 30 Pfd. wiegen. Diese Bündel erhalten deshalb eine gleichmäßige Länge, daß sie leichter zu verpacken und zu verladen sind. Jedes dieser Bündel wird mit ungefähr 4 Dollars oder 25 Francs bezahlt und zwar bald in baarem Gelde, bald tauschweise in gewobenen Stoffen, Flittertand oder Eisenwaaren. Der Sipo oder gedrehte Strang, womit diese Bündel zusammengeschnürt sind, besteht aus der Wurzel einer Pothos-Art, d. h. einer andern Schlingpflanze, welche in diesen Wäldern in Menge vorkommt, hauptsächlich auf Bäumen lebt, lange Luftwurzeln treibt und also überall in Menge zur Hand ist; wenn der Mundrucu daher Stricke braucht, um Etwas zusammenzuschnüren, so braucht er nur die Hand nach diesen Luftwurzeln auszustrecken, welche allenthalben von den Kronen der Bäume herabhängen und manchmal 80—100 Fuß lang sind; sein Weib kratzt dann die Rinde davon ab, der Indianer dreht die Stengel ein wenig zusammen und erhält dadurch Bänder, welche zu gleicher Zeit geschmeidig und zähe sind und sich zu allen Zwecken anwenden lassen, zu denen wir gewöhnlich Stricke und Schnüre gebrauchen. Früher glaubte man, dieser Sipo bestehe aus den geschälten Stengeln der Sarsaparilla-Pflanze selbst; allein der Mundrucu versteht seine Interessen besser und legt zu hohen Werth auf die Arbeit von Weib und Kindern, als daß er dieses kostbare Material nicht mehr schonen sollte, zumal da er in den Luftwurzeln des Pothos rufinervis ein überall und leicht zugängliches Surrogat dafür findet.

Aber die Sarsaparilla ist nicht das einzige Erzeugniß ihres Landes, mit welchem die Mundrucus Handel treiben. Ihr Gebiet

ist zwar wegen der herrschenden Hitze und Feuchtigkeit eines der ungesundesten im ganzen Gebiete des Amazonenstromes, aber auch eben deshalb eines der fruchtbarsten Länder der ganzen Welt. Diese Wilden brauchen sich daher gar nicht die Mühe zu geben, jene Producte anzubauen, welche den Reichthum von Brasilien ausmachen, sondern begnügen sich damit, diejenigen einzusammeln, welche die Natur ihnen freiwillig liefert. So heimsen sie denn die Nüsse der Pupunha und die der Juvia (Bertholletia excelsa) ein, die man in ziemlicher Menge nach Europa bringt, und die im Handel als Brasilnüsse oder Paranüsse bekannt sind. Der Zeitpunkt, wo diese letzteren reifen, ist für die Mundrucus eine wahre Ernte und eben so einträglich als leicht, da man sich nur zu bücken braucht, um die Nüsse aufzulesen, denn sie fallen von selbst herab und brauchen nicht heruntergeschlagen zu werden. Allein wenn ihr Einheimsen auch wenig Mühe verursacht, so ist es doch nicht ohne Gefahr. Die Nüsse nämlich, worin diese mandelartigen Kerne stecken, die wirklich gar nicht übel schmecken, sind nämlich in einer Zahl von etwa 20 in eine hölzerne Kapsel eingeschlossen, welche Früchte von der Größe eines Kinderkopfes bildet. Da aber diese Früchte mindestens 100 Fuß über dem Boden hängen und ziemlich schwer sind, so drohen sie diejenigen Menschen, die sie in ihrem Falle erreichen, buchstäblich zu zerschmettern. Daher hüten sich auch die Mundrucus wohl, zu der Zeit, wo diese Nüsse reifen, unter den Zweigen der Juvia vorüberzugehen. Gleichwohl muß man sich mit dieser Ernte beeilen, denn wollte man dieses Geschäft so lange aufschieben, bis die letzte Nuß herabgefallen wäre, so würde die Einheimsung schon längst vollzogen sein und den Mundrucus keine einzige Nuß mehr bleiben. Eine Menge Thiere, sowohl Affen als jene kleinen Nagethiere, die unter dem Namen von Cabiais, Agutis und Pacas bekannt sind, finden diese Nüsse ebenfalls sehr schmackhaft und stel-

len ihnen emsig nach; die Affen bedienen sich, beiläufig gesagt, dieser kleinen Nagethiere, um sich die harten Schalen jener Mandeln öffnen zu lassen, nach denen sie sehr lüstern sind. Es bleibt also den Mundrucus nichts Anderes übrig, als die Juviabäume zu erklettern und möglichst viele Nüsse davon herunter zu schütteln. Damit sie aber von denjenigen Früchten Nichts zu fürchten haben, die sie nicht zu erreichen vermögen, und die doch auf sie herunter fallen könnten, während sie die anderen auflesen würden, bedienen sie sich einer Art hölzernen Helms, der ihnen Kopf und Schultern beschützt, und tragen Sorge, sich nur senkrecht zu bücken, um ihren Rückgrat nicht dem groben Geschütz der Juvia darzubieten. Die Mundrucus essen natürlich diese Nüsse auch gerne und verkaufen nur den Ueberschuß an spanische und portugiesische Händler.

Außer dem Einsammeln solcher Früchte, welches die gewöhnliche Industrie aller Wilden ist, verfertigen die Mundrucus oder vielmehr deren Weiber noch gewisse Erzeugnisse, unter andern die Guarana, aus der man einen aufregenden Aufguß macht, der weit wirksamer ist als Thee oder Kaffee und dabei noch den großen Vortheil hat, ein vorzüglicheres Mittel gegen das Fieber zu sein, als das beste Chinin. Die Guarana wird aus dem Samen einer Inga, eines kleinen Baumes aus der Familie der Mimosen, bereitet; man röstet nämlich die Schoten derselben, entfernt daraus die gerösteten Samen, zerstößt sie zu Pulver, mischt so viel Wasser dazu, daß sie eine Art steifen Teiges geben, und schneidet denselben in kleine Würfel, die man trocknet, worauf sie zur Aufbewahrung oder zum Verkauf fertig sind. Will man sich derselben bedienen, so braucht man sie nur zu schaben und in der Quantität von einem halben Eßlöffel voll in ein Seidel Wasser zu schütten, und man bekommt dadurch ein Getränk, das von den Brasilianern so sehr geschätzt wird, daß sie die Guarana beinahe mit Silber aufwiegen.

Aber man wird mir entgegen halten, daß die Mundrucus bis hierher eigentlich nichts Außerordentliches oder Merkwürdiges darbieten; sie haben dieselben Geräthe, dieselben Culturen, dieselben Waffen wie ihre Nachbarn; sie jagen, fischen und sammeln Pflanzen oder Früchte ein, welche ihnen entweder zur Nahrung oder zum Tauschverkehr dienen, und darin liegt auch nicht die mindeste Eigenthümlichkeit. Zeichnen sie sich etwa durch ihre Wohnungen aus? Ganz und gar nicht; sie haben zwar die Malocca, aber diese ist bei ihnen nur ein öffentliches Gebäude, das bald zum Arsenal, bald zum Rathszimmer, bald zum Tanzsaale, bald zum Museum dient oder im Fall eines Angriffs die Stelle eines Zufluchtsorts versieht; aber jede Familie hat ihre eigene Wohnung, und sämmtliche Hütten zusammen bilden ein Dorf, das sich um die Malocca als Mittelpunkt herumgruppirt. Es sind also auch nicht ihre Behausungen, durch welche sie sich von den übrigen Völkerschaften Südamerika's unterscheiden. Allein wir wollen in der Schilderung ihrer Lebensweise und Sitten fortfahren, und wir werden dann sehen, worin eigentlich das Außergewöhnliche und Auffallende besteht, durch das sie sich unterscheiden.

Neben der Bereitung der Guarana, welche nach Martius das Aussehen von länglichen oder runden Brodkuchen haben soll und in ganz Brasilien als unentbehrliches Erforderniß für Reisende und als Heilmittel für viele Krankheiten verkauft und aus den Samen der Paullinia sorbilis bereitet wird, beschäftigen sich die Mundrucus noch mit der Zubereitung einer andern Substanz, deren Gebrauch ihnen eigenthümlich ist; diese Substanz ist ebenfalls ein Pulver, dient aber weder zur Nahrung noch als Heilmittel, sondern einfach als — Nasenfutter. Ihr glaubt wohl, es sei ein Schnupftabak? Keineswegs; vielmehr empfindet das Individuum, welches dieses eigenthümliche Pulver schnupft, gleichsam eine elektrische Er-

schütterung; die Augen treten ihm aus dem Kopfe heraus, der Körper zittert, die Beine wanken, es wird vom Schwindel ergriffen, fällt zu Boden wie ein Betrunkener und wird buchstäblich verrückt; allein der Anfall geht bald vorüber, der Mensch steht wieder auf, bekommt seine Kraft und seine Vernunft wieder, fühlt sich auf's Neue von Muth und ungewöhnlicher Kühnheit durchglüht und so fröhlich und munter wie kaum jemals. Und woraus besteht nun dieses so wirksame Pulver? Wie bei der Guarana bilden auch hier die Samenkörner einer Mimose den Hauptbestand, allein diesmal sind es die Körner einer Akazie, die Zubereitung ist schwieriger und länger, und sogar das Verfahren, sich eine Prise davon zuzulegen, erfordert eine besondere Vorrichtung.

Sobald nämlich die Schoten der Acacia niopo reif sind, werden sie mit Sorgfalt eingesammelt, klein geschnitten und in ein Gefäß mit Wasser geworfen, wo sie so lange quellen, bis die darin enthaltenen Samen eine schwarze Färbung angenommen haben; alsdann nimmt man sie heraus, zerquetscht sie in einem Mörser, mischt ein wenig Manioc-Mehl und etwas Aetz-Kalk darunter, den man durch das Ausglühen von Muschel- oder Schneckenschalen gewonnen hat, gießt dazu etwas Saft aus den frischen Blättern der Abuta, die zu der Familie der Kokkelskörner gehört, und bereitet daraus kleine Kuchen, die auf einem Rost von Reisern über dem Feuer getrocknet werden. Sobald die kleinen Kuchen trocken sind, hat die Zubereitung ein Ende, und es handelt sich nur noch um die Art und Weise, wie sie benutzt werden sollen.

Jeder, der dieses Pulver schnupft, führt eine Tabaksdose mit sich, die gewöhnlich aus einer hübschen Muschel verfertigt ist und einen jener kleinen Kuchen enthält. Will er nun eine Prise nehmen, was eine sehr wichtige Ceremonie ist, so nimmt er den Kuchen aus seiner Dose, schabt etwa einen Eßlöffel davon auf einen kleinen

Teller von Kürbisschale und breitet das Pulver mittelst eines Pinsels vom Haar des großen Ameisenfressers auf diesem Teller aus. Dies Alles geschieht mit Sorgfalt und Bedacht, denn unser Wilder läßt sich seine Zeit hierzu, was sich wohl denken läßt, da bei der starken Wirkung dieses Pulvers man dasselbe nicht so leichtsinnig hinaufschnupft wie eine Prise gewöhnlichen Tabak. Sobald nämlich sein Niopo nach Wunsch auf dem Teller ausgebreitet ist, nimmt der Schnupfer eine kleine Vorrichtung von 5—6 Zoll Länge, die aus zwei Röhren oder Kielen von den Schwungfedern eines Harpien-Adlers besteht; diese beiden Kiele sind so neben einander angebracht, daß sie sich am untern Ende vereinigen, am oberen aber weit genug auseinander treten, um der Oeffnung der beiden Nasenlöcher zu entsprechen. Aus dieser Schilderung geht genugsam hervor, zu welchem Gebrauche man sich ihrer bedient; die Spitze wird auf das Pulver gesetzt, die beiden Zweige reichen in die Nase des Schnupfers hinein; dieser athmet durch die Nase und verspürt unmittelbar die oben beschriebenen krampfhaften Wirkungen. Zuweilen vertritt auch ein gabelförmiger Knochen vom Fuß eines Vogels (angeblich eines Wasserhuhns) die Stelle der Harpienfeder; allein ein solcher Knochen ist eine Seltenheit und wird von dem glücklichen Besitzer außerordentlich hoch gehalten.

Verschiedene Indianerstämme am oberen Amazonenstrome bedienen sich zwar ebenfalls des Niopo; allein die entschlossensten und leidenschaftlichsten Verehrer dieses heftig wirkenden Pulvers sind die Mahues, welche einen der zahlreichsten Stämme der Mundrucus bilden. Eine andere merkwürdige Eigenthümlichkeit der echten Mundrucus ist der Geschmack, den sie am Tättowiren finden, das zwar bei den Bewohnern der Südsee-Inseln ganz gewöhnlich, bei den amerikanischen Völkerschaften aber beinahe unbekannt ist. Es giebt zwar einige Stämme, bei denen man Beispiele von

Tättowiren findet, jedoch nur in sehr vereinzelten Fällen; bei den Mundrucus aber ist es eine ganz volksthümliche Einrichtung, der sich Niemand entziehen darf, und die sich auf beide Geschlechter erstreckt. Man unterwirft demselben alle Kinder im Alter von 8—10 Jahren, und es befassen sich mit diesem schmerzlichen Geschäfte nur hexenartige alte Weiber, welche durch eine lange Erfahrung in dieser Kunst sehr geübt sind. Bei den Mahues ist das Tättowiren nicht üblich; dagegen bemalen sich dieselben mit Farbe. Das Hauptwerkzeug zum Tättowiren ist eine Art Kamm, dessen Zähne aus den spitzen Dornen eines Palmbaumes gemacht werden, der bei den Eingebornen Pupunha oder Muru-Muru, bei den Botanikern aber Guilielma speciosa heißt. Dieser Kamm wird auf die Haut des unglücklichen Kindes gesetzt, an dem der schmerzliche Prozeß des Tättowirens vorgenommen werden soll, und tief in das Fleisch eingedrückt; es entsteht dadurch eine Reihe kleiner Löcher, aus welchen das Blut reichlich fließt, und die man, sobald der Blutung Einhalt gethan ist, mit der Asche eines Harzes oder Gummi einreibt. Wenn dann die Wunde geheilt ist, so zeigt die Narbe das Aussehen einer blauen oder schwarzen Punktirarbeit. Wer die bizarren Zeichnungen gesehen hat, womit die Arme und Beine, der Rücken, die Brust und das Gesicht der Mundrucus verziert sind, den hat gewiß ihre geometrische Regelmäßigkeit überrascht, und er hat sich gefragt, auf welche Weise sie zu Stande gebracht wurde. Die Anwendung des Kammes aber erklärt hinreichend dieses Räthsel.

Einige Reihen von Glasperlen oder durchbohrten Samen, die als Gürtel oder Halsbänder getragen werden, und Armbänder aus Affen- oder Jaguarzähnen bilden mit den tättowirten Arabesken den ganzen Aufzug und Putz der Schönen dieses Stammes. Während in civilisirten Ländern die Toilette gewissermaßen ein Vorrecht der Weiber ist, pflegen die Mundrucus sie nur für die Männer in Anspruch zu neh-

men und behalten für diese den ausschließlichen Gebrauch der Wohlgerüche, der Pommaden und der Bijouterie vor. Diese Männer begnügen sich nämlich nicht mit dem Tättowiren allein, sondern streichen sich auch noch anstatt einer Kleidung mit einer Schicht Farbe an, machen sich einen Kopfputz aus den prächtigen bunten Federn jener Papageien-Art, die man Aras nennt, und schmücken sich bei festlichen Gelegenheiten mit dem prächtigen Federmantel, den man lange Zeit als die besondere Tracht der Indianer der Tropenländer angesehen hat. Den ganzen Putz vervollständigen noch Reihen von Federn an den Armen, welche, wie die übrigen Kleidungsstücke aus Federn, die mühsame und geduldige Arbeit der Frauen sind.

Es ist schwer zu errathen, welcher Beweggrund die ersten Menschen dazu getrieben hat, ihre Haut zu tättowiren; allein es ist leicht zu erklären, weshalb die jetzigen Generationen tättowirt sind. Es ist die Macht des Herkommens, die einen so widernatürlichen und unsinnigen Brauch aufrecht erhält. Die Mundrucus lassen sich nur die Haut durchbohren, weil ihre Vorfahren es ebenfalls gethan haben; manche Bräuche, die unter uns noch im Schwange und beinahe eben so lächerlich sind, wenn man genau darüber nachdenken würde, haben keinen andern Grund. Unser häßlicher hoher Hut zeugt vielleicht von einem eben so bizarren Geschmack, als die punktirten Zeichnungen der Wilden, ist vielleicht nicht weniger häßlich und wird doch allem Anschein nach bei uns noch lange im Gebrauch bleiben. Auch haben unsere civilisirten Völker noch Beispiele genug vom Tättowiren selbst aufzuweisen: Auf dem Verdeck unserer Schiffe findet man mehr als eine stolze Brust mit derartigen unverlöschlichen Zeichnungen bedeckt; ein Matrose würde nicht für vollkommen gelten, hätte er nicht wenigstens einen Anker auf den Armen eingestochen, und in manchen Heeren findet man nicht leicht einen

Veteran, dessen Brust oder Arme nicht ebenfalls mit verschiedenen Figuren ähnlicher Art bedeckt wären. Allein diese grausame Mode genügt den Mundrucus nicht; ist das Tättowiren für sie eine Bluttaufe, welche nur an den Kindern vollzogen wird, so muß sich der junge Mann, der sein achtzehntes Jahr vollendet hat, noch einem anderen Verfahren unterziehen, der sogenannten Tocantéira, die man beinahe eine Feuertaufe nennen könnte. Wenn nämlich ein Jüngling das Alter erreicht hat, das für diese Ceremonie herkömmlich oder vorgeschrieben ist, so verfertigt man ihm ein Paar Fausthandschuhe von Palmrinde, deren Oeffnung gerade weit genug ist, um die Hand hindurch stecken zu können, und die bis an den Ellbogen reichen wie unsere Fechthandschuhe. Diese Fausthandschuhe werden beinahe ganz mit großen und kleinen Ameisen von rother und schwarzer Farbe angefüllt — von jenen stechenden, beißenden giftigen Insekten, deren Südamerika eine Unzahl von Arten besitzt; die so angefüllten Handschuhe aber werden dem unglücklichen Novizen angezogen. Wenn er sich weigert, ja wenn er nur zögert, so ist er verloren: von diesem Augenblick an kann er den Kopf nicht mehr erheben, hat alle Achtung verloren und kann keinem Mädchen mehr sein Herz anbieten; keine im ganzen Stamme würde sich mehr dazu verstehen, auf seine Liebesschwüre oder Betheuerungen zu hören, und er wird nie ein Weib bekommen. Aber eben darum zögert er auch nicht, sondern steckt muthig seine beiden Hände in diesen gierigen Ameisenhaufen hinein, und die Ceremonie beginnt. Er muß dieses Paar Handschuhe voll blutgieriger Insekten so lange anbehalten, bis er vor jeder Hütte im Dorfe getanzt hat; er muß zum Zeichen der Freude so laut singen, daß seine Stimme die Trommeln und Pfeifen übertönt, die ihn begleiten. Seine Eltern und Verwandten sind dabei anwesend, und der ganze Stamm sieht auf ihn; er erduldet namenlose Qualen, denn mit jeder Minute wächst sein

Schmerz, das Gift kreist in seinen Adern, er wird immer bleicher und blässer, seine Augen röthen sich, seine Brust ist beklemmt; er wankt, und doch wehe ihm, wenn er einen Klageruf ausstößt! Die geringste Schwäche würde ihn mit Schande bedecken, er dürfte niemals den Speer der Mundrucus tragen und nie das blutige Wahrzeichen der Tapfern daranbinden. Er stürzt sich daher mitten in die heulende Menge hinein, hält vor der Thüre des Häuptlings, verdoppelt seinen Gesang und setzt seinen Tanz so lange fort, bis ihn die Kräfte verlassen. Dann erst nimmt man ihm seine Handschuhe ab, und er bricht in den Armen seiner Freunde zusammen. Jetzt kommt der Augenblick, wo Alle ihn mit Glückwünschen und Lobreden überhäufen; die jungen Mädchen umringen und umarmen ihn und stimmen den Siegesgesang an; allein von Schmerz halb wahnsinnig entzieht er sich ihren Liebkosungen und stürzt sich jetzt in den Fluß, um ein Bad zu nehmen. Wenn das Bad sein Fieber beruhigt und seine Qualen gelindert hat, steigt er aus dem Wasser und erfreut sich endlich seines Triumphes. Er ist jetzt aus dem Holze, aus dem man die Krieger schneidet; er kann sich um die Hand derjenigen bewerben, die er liebt, und nach dem Ruhme streben, die Zahl jener häßlichen Trophäen zu vermehren, welche den Mundrucus den Beinamen der Kopfabschläger oder Decapitadores erworben haben.

Man findet auch bei gewissen Völkerschaften Nord-Amerika's eine Prüfung der Ausdauer und Standhaftigkeit bei jungen Männern, welche der so eben beschriebenen einigermaßen verwandt ist, und der Gebrauch des Scalpirens erinnert lebhaft an die wilde Sitte, welche die Mundrucus charakterisirt, — nur mit dem einzigen Unterschiede, daß die Mundrucus sich nicht damit begnügen, dem erschlagenen Feinde blos den Haarschopf als Trophäe ihres Sieges abzunehmen; vielmehr schlagen sie dem erlegten Feinde den

Kopf ab, stecken denselben auf die Spitze ihres Pfahls und bringen ihn nach der Malocca zurück, wo sie die Glückwünsche ihrer Freunde und die Lobsprüche ihres Häuptlings entgegennehmen. Allein auch dies genügt dem Sieger noch nicht; es verwischt sich ja Alles aus dem Gedächtniß des Menschen, die Zeit vergeht, und die ruhmwürdige That, die der Einzelne vollbracht hat, wird vergessen werden, wie so viele andere; der Neid könnte seine Leistungen leugnen und sagen, er habe nie einen Menschen getödtet, denn unter diesen wilden Stämmen gilt nur Derjenige für einen Helden, dessen Waffen mit Menschenblut getränkt sind. Was soll er also den Verleumdern entgegenhalten? Keiner von seinem Stamme kann schreiben, und die Geier werden die Leiche seines Feindes verzehrt, die Ameisen sie bis auf die Knochen zerstört haben. Wer soll also von seinen Thaten zeugen? Der Kopf des Erschlagenen; die welke verdorrte Wange, die nicht durch Tättowiren entstellt ist, wird zeigen, daß das Opfer nicht dem eigenen Stamme angehörte, und der Sohn des Kopfabschlägers wird sich mit den Heldenthaten seines Vaters brüsten können. Er muß also diese kostbare Reliquie einbalsamiren, die zugleich ein Ahnenzeugniß und gleichsam eine öffentliche Urkunde der National-Archive ist. Das Hirn wird aus dem Schädel ausgezogen, die Augenhöhlen mit Thon ausgefüllt und bemalt, daß sie ungefähr das Aussehen von natürlichen Augen haben; Zähne, Ohren und alles Andere werden conservirt, das Haar sorgfältig gekämmt und mit bunten Federn besteckt, so daß diese Köpfe auf merkwürdige Weise ihr natürliches Aussehen behalten; durch die Zunge wird eine verzierte Schnur oder Wampum gesteckt und die Trophäe mittelst dieses Riemens an der Decke der Malocca aufgehangen. Allein Staub und Vergessenheit dürfen diese Trophäe sogar hier nicht erreichen; bei jedem Ereigniß, bei jedem öffentlichen Fest erscheint derselbe balsamirte Kopf wieder an der Lanzenspitze

des Kriegers, wird bei jeder bedeutenden Expedition mitgeführt und muß selbst dann, wenn der Mundrucu ein Stück Landes zu einer neuen Ansiedlung lichtet, in einer Ecke des Feldes an einer Stange aufgehangen, Zeuge dieser Arbeit sein und den Maniocfeldern Segen und Gedeihen bringen.

Ist es nicht merkwürdig, daß dieser Brauch, die Köpfe der erschlagenen Feinde einzubalsamiren, sich auch bei den Dayaks von Borneo wiederfindet, bei denen ebenfalls das Blaserohr der Stämme vom Amazonenstrome im Schwange ist? Liegt darin nicht ein weiterer Beweis für unsere Ansicht, daß eine Gemeinsamkeit des Ursprungs zwischen den Ureingeborenen von Amerika und den Wilden der Südsee vorhanden ist?

XII.

Die Ottomaken.

An den Ufern des Orinoco, in geringer Entfernung flußaufwärts von der zweiten Biegung, welche dieser mächtige Strom gegen Osten hin beschreibt, wohnt ein Stamm von Wilden, welche unter allen Völkern Süd-Amerika's besonders merkwürdig sind und Ottomaken genannt werden. Es ist ein stattlicher, kräftiger Menschenschlag, wohlgebaut, kräftig von Sehnen, aber von sehr häßlichen Zügen und im Allgemeinen von einem Aussehen, das auf einen wilden, rachsüchtigen Charakter schließen läßt.

Die Tracht dieser Menschen ist leicht zu beschreiben, denn sie beschränkt sich für beide Geschlechter auf einen Guayuco oder schmalen Streifen Baumwollenzeug oder Rinde, der kaum drei bis vier Zoll breit ist und nur ein einziges Mal um die Hüfte geschlagen und zwischen den Schenkeln durchgezogen wird. Die eigentliche Kleidung der Ottomaken besteht in einer Schicht von Farbe oder Anstrich, auf welche sie eben so viele Sorgfalt verwenden, als eine Schöne auf ihre Toilette. Man spreche mir nicht von der Zeit, die eine gealterte Schöne darauf verwendet, ihr Gesicht zu schminken und ihre vom Zahn der Zeit angegriffenen Reize wieder aufzufrischen, oder die ein Stutzer braucht, um die Schleife seines Halsbands zu knüpfen; — das Alles ist ein Spaß im Vergleich zu Dem, was der Putz eines

ottomakischen Herrn oder einer solchen indianischen Dame erfordert. Oft wird der größte Theil des Tages damit zugebracht, wobei noch ein oder zwei Künstler helfen müssen; und wohl gemerkt, es handelt sich hier nicht um ein Tättowiren, welches lebenslang dauern muß, sondern um ein sehr vergängliches Kostüm, das der erste Platzregen verdirbt, wo nicht ganz zerstört. Dazu kommt noch, daß man die Farbstoffe, deren man sich hierzu bedient, nicht im Lande selbst oder doch nur selten findet, daß daher dieser Putz sehr kostspielig ist und der Ottomake mehrere Tage lang arbeiten muß, um sich nur die Stoffe zu einem solchen gemalten Kleide kaufen zu können. Hieraus folgt natürlich, daß die vollständige Kleidung nur bei feierlichen Gelegenheiten getragen wird, und daß die Alltagstracht nur in einem Schleier und einem Hute besteht, d. h. daß nur die Haare und das Gesicht bemalt werden.

Für den Festtagsputz legt man sich zunächst eine Schicht Anotto oder Orleans auf, jenen Farbstoff, der aus den fleischigen Früchten der Bixa orellana gewonnen wird. Auf diesem rothen Grunde zieht man schwarze Streifen, bildet daraus ein Gitterwerk und bringt in der Mitte jedes Vierecks oder jeder Raute eine große Bohne an. Diese schwarze Farbe heißt Caruto und wird aus der Genipa americana gewonnen.

Wenn unser Indianer reich genug ist, um sich etwas Chica zu verschaffen, nämlich ein prächtiges Lackroth, welches aus einer Bignonia verfertigt wird, so kann er sich ungefähr dieselbe Genugthuung verschaffen, wie ein Löwe der Mode, der im Besitze einer besonders reichen und feinen Garderobe ist; und wenn er dazu noch ein halbes Pfund Schildkrötenöl hinzufügen kann, um seine langen Haare damit zu salben, so wird er sich für den schmuckſten Zierbengel ansehen. Allein die Chica ist eine der kostbarsten Ingredienzen der indianischen Toilette und wird daher nur selten angewandt.

Der Ottomake giebt sich weit weniger Mühe für seine Wohnung, als für seinen Putz, und baut sich kein Haus. Wenn er sich vor der Sonne schützen oder zur Regenzeit ein Obdach verschaffen will, so errichtet er sich ein ganz leichtes Gebäude in Gestalt eines Schuppens oder einer Hütte, deren Gerüste aus Bambusrohr er nur mit Palmblättern deckt. Uebrigens gehört er zu jenen wandernden Stämmen, welche die Spanier Andantes oder Umherziehende genannt haben; und diese Lebensweise entspringt wahrscheinlich aus der Natur der Oertlichkeiten, die er bewohnt. Die Ottomaken wohnen nämlich nicht im Walde, wo die Nüsse der Juvia und die saftigen Früchte gewisser Palmen in Menge zu finden sind, sondern sie halten sich in den Savannen oder Grasfluren auf, welche gewisse Theile des Orinoco begrenzen; und das Austreten des Stromes zwingt sie jedes Jahr zum Wechsel ihres Wohnorts. Da sie keine festen Wohnsitze haben, so treiben sie natürlich auch keinen Ackerbau, und daraus ergiebt sich, daß sie für ihr Fortkommen auf den Fischfang oder vielmehr auf die Jagd angewiesen sind, denn sie tödten sogar den Fisch mit Pfeilschüssen.

Ihre Waffen bestehen aus Bogen und Pfeilen, der Lanze und verschiedenen Vorrichtungen zum Fischfange, insbesondere aus der Harpune, deren sie sich zur Erlegung des Alligators und der großen Thiere bedienen, welche die Ufer ihres Stromes besuchen. Unter diesen ist ohne Widerrede das wichtigste der Manati oder die Seekuh — jenes fabelhafte Thier, über welches man schon so viel Ungereimtes geschrieben hat, und das ihr vielleicht unter dem Namen Lamantin kennt. Dieses Wasserthier, das weder zu den Fischen, noch zu den Vierfüßlern gehört, sondern zu den pflanzenfressenden Walen, ist an der Mündung der großen Flüsse des tropischen Amerika sehr gewöhnlich und lebt von dem Gras und dem Tang, welche an deren Ufern und an den Küsten wachsen. Die

Süd-Amerikaner nennen es Seekuh oder Seeochs, die Portugiesen Fischjungfrau, ohne daß jedoch zu ermitteln wäre, welche vermeintliche Aehnlichkeit diesen Namen hervorgerufen hätte, denn der Manati gleicht weder einer Kuh, noch irgend einem andern vierfüßigen Thiere, noch auch einem Fische, sondern ist einfach ein walzenförmiger Wal, bei dem die beiden Vorderarme in eine Art Schwimmflosse endigen, welche Aehnlichkeit mit einer in einen Fausthandschuh eingeschlossenen Hand hat; diese Schwimmflosse hat fünf Finger, wovon jeder aus drei Phalangen oder Fingerknöcheln besteht, und endigt sich in drei oder vier glatte Nägel, wovon der Daumen nie einen hat und der kleine Finger nur selten damit versehen ist. Um jedoch unsere Leser vor dem Irrthum zu bewahren, als ob der Name Manati von diesen handförmigen Flossen herrühre, wollen wir hier nur geltend machen, daß das Thier diesen Namen bei den Eingeborenen schon lange vor der Entdeckung von Amerika führte; und gesetzten Falls, die Spanier hätten diesem Thiere einen Namen geben wollen, der an diese Eigenschaft des Besitzes von Händen erinnerte, so würden sie es, wie Alexander von Humboldt es ausgedrückt hat, nach dem Geiste ihrer Sprache Manon oder Manita genannt haben.

Wenn den Indianern zu glauben ist, welche den Manatis nachstellen, so würden der Amazonenstrom und seine zahlreichen Neben- oder Zuflüsse dreierlei Arten dieses Walthieres enthalten, welche nicht allein durch den Wuchs und die Größe, sondern noch mehr durch die Farbe des Felles und die Gestalt der Schwimmflossen und des Schwanzes von einander verschieden sind.

Der Manati des Orinoco ist gewöhnlich drei bis vier Meter lang und wiegt bis zu acht Centnern; man findet sogar trotzdem noch größere und schwerere. Alexander v. Humboldt erzählt sogar von einem Lamantin, der achttausend Pfund gewogen habe, und d'Orbigny erwähnt eines solchen vom Amazonenstrome, der nahezu zwanzig Fuß

lang gewesen und also eine Größe gehabt habe, welche häufig die Manatis von Cuba und San Domingo erreichen.

Der Körper dieser Thiere ist länglich und endigt in einer einfachen Schwimmflosse, welche horizontal angebracht ist, wie der Schwanz der Vögel. Der Manati entbehrt ganz jener hinteren Glieder, die man bei den Robben findet, und trägt unter den Schultern jene beiden vorerwähnten Hände und die Zitzen, welche diese Wale als Säugethiere charakterisiren.

Der Kopf hat, wie schon erwähnt, keine Aehnlichkeit mit dem eines Ochsen, sondern ist leicht kegelförmig geformt und endigt in einer fleischigen Schnauze, deren Oberlippe die untere um einige Zoll überragt und wie der Rüssel des Elephanten einen ungemein feinen Tastsinn besitzt. Große starre Haare überragen das Maul, das wenig gespalten ist und in eine halbkreisförmige, einem Saugapparat nicht unähnliche Scheibe endigt, die von den runden, vordringenden Nasenlöchern durchbrochen wird. Die Augen sind sehr klein; der Gehörgang besteht nur in einem ganz kleinen Loch ohne äußeres Ohr. Das Fell ist nackt und gleicht Gummi elasticum; es ist auf dem Rücken bleigrau, am Bauche manchmal hellroth gefleckt, manchmal weißlich gelb und hat an gewissen Stellen eine Dicke von nahezu zwei Zoll. Unter diesem Fell befindet sich eine Schicht von einem sehr reinen Speck, ebenfalls anderthalb bis zwei Zoll dick; dieser Speck läßt sich ausschmelzen und liefert ein Product, welches hoch über dem Thran der fischfressenden Walthiere steht. Der Manati lebt nämlich vorzugsweise nur von Pflanzen und ist das einzige Walthier, welches vermöge seines schärferen Gebisses im Stande ist, sein Futter förmlich zu kauen. In Folge dieser Nahrung ist auch sein Fleisch, welches unter jener dicken Fettschicht liegt, von ganz vortrefflichem Geschmack und gleicht nach den Einen dem Ochsen- oder Kalbfleisch, nach den Andern mehr dem Schweinefleisch. Dieser Geschmack des Fleisches,

etwa in Verbindung mit der fleischigen Schnauze und mit dem geselligen Charakter des Thieres, das meistens heerdenweise beisammen lebt, kann es allein rechtfertigen, daß man es Seekuh genannt hat.

Dieser gewaltige Körper, im Gewicht von fünfzehn bis zwanzig Centnern, enthält außer anderen Organen noch Lungen von einem ungeheuren Volumen (sie erreichen manchmal eine Größe von vier und einem halben Fuß), die ausnehmend porös sind und eine hinreichende Menge atmosphärischer Luft aufzunehmen vermögen, damit der Manati lange unter dem Wasser bleiben kann, um das Gras und die übrigen Wassergewächse abzuweiden, die seine ausschließliche Nahrung bilden.

Man begreift, daß einem Thiere, dessen Fleisch und Fett eßbar sind, dessen Haut ungewöhnlich stark, und das dabei harmlos und nicht sehr schüchtern ist, geflissentlich nachgestellt wird; auch machen die Indianer, hauptsächlich die Ottomaken und die Guamos, die zur selben Familie zu gehören scheinen, auf das Emsigste auf die Manatis Jagd.

Wenn die gegen sie angestellte Verfolgung sie nicht zerstreut hat, so bilden die Manatis, wie wir schon oben erwähnt haben, große, gesellig lebende Rudel; die Vorhut derselben bilden die Männchen, dann kommen die Jungen, und endlich schließen die Weibchen den Zug. Nichts gleicht der Zärtlichkeit und Hingebung, welche das Männchen und Weibchen für einander haben, und insbesondere der Treue, die sie gegen ihre Jungen an den Tag legen. Dies kennt der indianische Fischer sehr gut und sucht daher zuerst das Weibchen zu tödten, da er wohl weiß, daß alsdann das Männchen herbeikommen wird, um dasselbe zu vertheidigen, und daß das Junge sich eher selbst tödten läßt, als von den getödteten Alten weicht.

Auf diese Weise steigen sie die Flüsse hinan und verbreiten sich bei dem Austreten derselben, indem sie sich die Ueberschwemmung zu

Nutze machen, in die benachbarten Sümpfe und Seen, deren grasiger Grund ihnen eine reiche Weide darbietet. Wenn sie jedoch nicht so vorsichtig gewesen sind, zu gelegener Zeit nach dem Bett des Flusses zurückzukehren, so wird ihnen der Rückweg abgeschnitten, und dann erst schicken die Ottomaken sich an, Jagd auf diese Thiere zu machen. Zuweilen vereinigt sich der ganze Stamm hierzu, bietet alle seine Kähne auf, welche eine kleine Flotte bilden, und der Fang findet nun regelmäßig und unter den Augen Aller statt. Man läßt sich hierauf an einem passenden Orte nieder, schlägt Gerüste auf, um an denselben das Fleisch und die Haut zu trocknen, und setzt die großen Gefäße, die zur Aufnahme des geschmolzenen Fetts bestimmt sind, in langer Reihe auf den Boden. Es kommen alsdann die kleinen Händler von Angostura und den andern Hafenstädten am untern Orinoco und bringen die im Tauschhandel mit den Indianern beliebten Artikel, besonders die kostbaren Farben, welche beim Ottomaken die Stelle von Seidenstoffen versehen, und von denen dieser sich einen Vorrath um das Leder, den Speck und das geräucherte Fleisch seiner Manatis eintauscht. Es braucht gar nicht hervorgehoben zu werden, daß dies eine wahre Festzeit für den ganzen Stamm ist, etwa wie in Europa die Zeit der Weinlese.

Es begegnet dem Ottomaken auch, daß er dem Fang des Manati allein und einzeln nachgeht. Ist die Jahreszeit günstig und die Gelegenheit da, so steigt er in seinen Kahn und streift umher, um einen Manati aufzusuchen. Bemerkt er nun nach einiger Zeit das Thier, welches auf der Oberfläche des Wassers ausruht, so rudert er mit der größten Vorsicht hinzu, denn der Manati hat trotz seiner kleinen Augen und Ohren ein sehr feines Gehör und Gesicht und würde beim geringsten Lärmen bald untertauchen. Allein der Kahn nähert sich dem Thiere geräuschlos, und sobald sich der Ottomake in geeigneter Tragweite sieht, schleudert er seine Harpune, die sich tief

in die Haut des Thieres einbohrt. An dieser Harpune befindet sich ein Strick mit einem Schwimmer versehen, welcher anzeigt, wohin sich das Thier begiebt, denn ihr könnt euch wohl denken, daß es die Flucht ergriffen hat. Der Ottomake folgt nun dem Schwimmer, erfaßt wieder den Strick, den er losgelassen hat, nähert sich dem Manati, giebt ihm mit seiner Lanze den Gnadenstoß, bugsirt ihn an's Ufer und hält ihn daselbst fest, indem er ihm einen hölzernen Bolzen durch die Nasenlöcher schlägt.

Jetzt gilt es, die Beute nach dem Wohnsitze des Ottomaken zu schaffen. Da dieselbe so schwer ist, so wäre es natürlich mit großen Schwierigkeiten verbunden, das Thier in's Schlepptau zu nehmen, zumal wenn man es stromaufwärts rudern müßte. Das beste Mittel ist daher, das Thier in den Kahn zu bringen, und da es sich nicht so leicht bewerkstelligen läßt, ein Gewicht von fünfzehn Centnern über den Rand eines schwankenden Kahnes hereinzuheben, welcher dem mindesten Druck ausweichen würde, so greift der Ottomake zu einem andern Mittel, welches den gleichen Zweck erfüllt und seinem Scharfsinn alle Ehre macht. Anstatt nämlich den todten Manati über seinen Kahn hereinzuheben, läßt er lieber den Kahn unter dem Thiere versinken, so daß dasselbe die Höhlung des Schiffchens einnimmt und dieses sich zugleich mit Wasser füllt. Dieses Wasser nun schöpft der Ottomake mit seiner Kürbisflasche, die er in eine Wasserschaufel verwandelt, allmählich aus, bis sein Kahn flott geworden ist, und fährt nun nach seinem Dorfe oder nach derjenigen Stelle, wo sein Stamm gelagert ist. Bei der Ankunft daselbst findet er Hilfe genug, um seine Beute auszuladen, welche jedoch jedenfalls nicht in seine eigene Wohnung geschafft wird, denn bei den Ottomaken herrscht vollständige Gütergemeinschaft: die Erträgnisse der Jagd und des Fischfangs sind öffentliches Gemeingut. Der Häuptling des Stammes, der vor seiner Hütte sitzt, nimmt Alles in Empfang, was in's Lager

gebracht wird, und vertheilt dasselbe unter die verschiedenen Familienväter nach Maßgabe der Kopfzahl, die jeder von ihnen zu ernähren hat.

Uebrigens verschafft der Fang der Manatis den Ottomaken nicht ausschließlich Genüsse und Ueberfluß; sie machen auch Jagd auf Schildkröten, die trotz ihres dicken Panzers nichtsdestoweniger mit Pfeilschüssen erlegt werden, und namentlich das Einsammeln der Schildkröteneier ist für sie eine ganz besondere Zeit der Ernte. Die Schildkröteneier sind für diese armen Wilden eine wahre Gottesgabe, denn sie liefern ihnen einen Ueberfluß an schönem schmackhaftem Oel, worin sie nicht nur ihr Manatifleisch braten, sondern womit sie sich auch die Haare und den Körper einreiben können, und von dem ihnen noch eine genügende Menge übrig bleibt, um sich dafür Harpunen, Aexte, Messer, rothe und schwarze Farbe zu kaufen und vielleicht auch etwas von der kostbaren Chica, welche das höchste Streben des Ehrgeizes aller putzsüchtigen Ottomaken ist. Das Einsammeln der Schildkröteneier ist also eine neue Gelegenheit zu Festen und Einkäufen, eine neue Quelle von Genüssen und Freude aller Art für diese Indianer.

Das Eierlegen der Schildkröten ist eine merkwürdige Naturerscheinung, die wir nicht unerwähnt lassen dürfen. Gegen den Monat März hin versammeln sich nämlich alle Schildkröten des Orinoco und seiner Zuflüsse, namentlich aber diejenigen von der großen Art, die unter dem Namen Arau bekannt ist und durchschnittlich einen Centner wiegt, zu Hunderttausenden auf drei oder vier Punkten, die seit unvordenklichen Zeiten immer dieselben sind. Diese drei oder vier Stationen liegen am Ufer des Flusses zwischen den Stromschnellen desselben und dem Einfluß des Apuros und sind große sandige Gestade, die etwa hundert Fuß breit und eine Stunde lang sind. Der Kiesplatz, welchen die Ottomaken besuchen, liegt

auf einer Insel an der Einmündung des Uruna. Anfangs März oder schon vom Ende Februars an (dies hängt von der Dauer der Ueberschwemmung ab, weil das Ufer erst trocken sein muß, ehe das Eierlegen der Schildkröten beginnt) kann man dem Orte gegenüber, den sie zum Lager gewählt haben, alle Schildkröten sehen, welche den Kopf aus dem Wasser strecken und mit mißtrauischer Miene diesen Ort betrachten. Sie haben auch allerdings Grund genug, mißtrauisch und unruhig zu sein, denn der Jaguar liegt auf der Lauer, um sich auf die erste beste zu stürzen, die den Fuß an's Ufer setzt, oder um ihre Eier auszuschlürfen; der Alligator ist nicht weniger lüstern nach den Schildkröten, wie nach den Eiern; eine weiße Kranichart, von den Spaniern Garza genannt, und die Zamuros oder schwarzen Geier stellen ebenfalls diesen frischen Eiern nach. Endlich sind da oder dort Indianer als Schildwachen aufgestellt, jedoch nur, um die Kähne ihrer Gefährten durch Winke zu benachrichtigen, daß sie sich zurückziehen sollen, um die Schildkröten nicht zu erschrecken, die sich entfernen könnten, um ihre Eier anderwärts zu legen.

Der Stand der Sonne verkündigt jedoch dem Schildkrötenvolke, daß der Augenblick gekommen ist, um ihr seine Eier zum Ausbrüten anzuvertrauen. Man erwartet den Abend, um dem Blick der Feinde auszuweichen; die Sonne geht unter, die Geier sitzen auf, um zu schlafen, die ganze Legion von Schildkröten klettert auf das Ufer heraus, jede von ihnen höhlt sich ein Loch von ungefähr drei Fuß Durchmesser und ebensoviel Tiefe aus, legt fünfzig bis hundert Eier hinein und bedeckt sie mit Sand, den sie sorgfältig wieder ebnet. Die Menge ist so dicht gedrängt, daß viele Schildkröten gar keinen Platz mehr haben und in die Nester von anderen legen; die Schilder stoßen zusammen und machen ein Geräusch wie ein Wassersturz und im Gedränge werden die Eier manchmal erdrückt. Die Thiere, welche ihre Eier gelegt haben, flüchten sich wieder in's Wasser; aber es

kommen auch Nachzüglerinnen, welche nichtsdestoweniger sich begierig Löcher auswerfen, um ihre Eier hineinzulegen, obschon bereits der Tag zu grauen begonnen hat. Allein nun stehen bereits die Indianer auf der Lauer und legen diese „Thörichten", wie sie sie nennen, auf den Rücken; sobald diese einmal auf dem Rücken liegen, können sie nicht mehr entfliehen, und man tödtet sie ohne Mühe.

Sobald das Ufer frei ist von den Schildkröten, die ihre Eier gelegt haben, machen sich die Indianer an das Einsammeln derselben. Man schätzt den Flächenraum ab, den die Eier einnehmen mögen, theilt ihn in ebenso viele Bezirke, als Stämme anwesend sind, und jeder dieser Stämme beutet nun durch gemeinsame Mitwirkung den ihm zugefallenen Theil bestens aus. Wenn alle Nester aufgedeckt, die Eier in Körbe gesammelt und nach den hölzernen Trögen oder manchmal auch nach den Kähnen geschafft sind, die man an's Ufer gezogen hat, so beginnt die Bereitung des Schildkrötenöls. Sind nämlich die Tröge oder Kähne gefüllt, so werden die darin befindlichen Eier erst zerquetscht und dann geschlagen, als ob man einen Eierkuchen daraus machen wollte; man fügt Wasser hinzu und gießt dieses Gemenge in große Kessel, die über das Feuer gesetzt werden. Das Aufwallen der Flüssigkeit beginnt; das Fett, welches in den Schildkröteneiern den Stoff ersetzt, den wir Eiweiß nennen, schwimmt nach und nach oben auf, wird in demselben Maße abgeschöpft, wie es in die Höhe steigt, und in große irdene Krüge gegossen, welche die Händler liefern.

Die ganze Operation dauert ungefähr vierzehn Tage, und während dieser ganzen Zeit findet eine unglaubliche Rührigkeit und Lebendigkeit unter diesen Wilden statt. Während die Töpfe sieden, die Indianer sie abschäumen oder die Eier unter einander rühren, während die Händler sich ihre großen Töpfe füllen lassen, kriechen kleine Schildkröten, kaum vom Umfang eines Thalerstücks, aus dem Sande,

wo die Sonne sie ausgebrütet hat (denn es ist unmöglich, alle Eier so auszugraben, daß nicht noch welche im Sande bleiben sollten), und werden die Beute von kleinen Jungen, welche sich auf sie stürzen und sie mit Wollust aus der Hand verzehren; die Geier und Kraniche und kleinen Alligatoren nehmen an diesem heitern Schmause Antheil, und dennoch bleiben so viele Araus übrig, daß im folgenden Jahre wieder eine Million Schildkröten zum Eierlegen sich an den Ufern des Orinoco einfinden kann. Dies ist die günstige Jahreszeit für den Ottomaken; er lebt nun herrlich und in Freuden, und der geröstete Fisch wechselt in seiner Kost mit dem gebratenen Manatifleisch, mit Schildkrötenfleisch, das er am Spieß gebraten, und mit gedämpften Schnitten vom Schweife des Alligators. Die Lebensmittel sind in solchem Ueberfluß vorhanden, daß es scheint, als ob sie gar niemals wieder ausgehen könnten. Die Händler stellen ihre Waaren zur Schau und haben die schönsten und verführerischsten derselben bis zu guter Letzt aufgespart; sie sind jetzt zwar rasend theuer, aber das Oel ist ja in solchem Ueberfluß vorhanden, daß der Käufer sich leicht in Versuchung führen läßt, der Händler seine Krüge füllt und der Ottomake Nichts mit nach Hause bringt, als einen sehr kleinen Vorrath von Schildkrötenbutter und Manatifleisch. Er muß sich daher wieder an den Alligator halten, dessen Fleisch von einem starken Moschusgeruche abscheulich schmeckt. Viele Indianer verschmähen dieses Fleisch, aber der Ottomake ist hierin nicht wählerisch; er begnügt sich einstweilen damit, denn er weiß wohl, daß ein Tag kommt, wo die Gewässer des Stroms ihre höchste Höhe erreichen, und er nicht einmal mehr Alligatorfleisch hat.

Der arme Mensch muß jedoch gegessen haben, muß seinen Magen mit irgend Etwas füllen, und so läßt er sich dazu bewegen, seinen Magen mit einer fetten Erde vollzustopfen und, um damit seinen Hunger zu täuschen, täglich ungefähr ein Pfund davon zu verzehren.

Nicht als ob etwa diese Substanz nahrhaft wäre, denn sie hat gar keine nährenden Bestandtheile, sondern beschwichtigt nur den Appetit. Der Ottomake scheint darunter auch gar nicht zu leiden, sondern ist im Gegentheil einer der gesündesten und kräftigsten Indianer.

Dieser eigenthümliche Nahrungsstoff, welcher bei den Ottomaken Poya heißt, ist eine besondere Thonerde. Sie findet sich im Lande der Ottomaken am Wasserrande, fühlt sich ganz glatt und weich an und gleicht dem gewöhnlichen Steinkitt; von Natur aus ist sie graugelb, wird aber beim Kochen roth und liefert dadurch den Beweis, daß sie Eisenoxyd enthält.

Man hat lange Zeit behauptet, die Ottomaken mengten unter diese Erde Schildkrötenöl und Cassava, denn Niemand wollte glauben, daß ein Stück Thon ganz trocken verspeist werden könne; allein Vauquelin hat die Analyse dieser Erde vorgenommen und gefunden, daß sie nur Erde ist und neben einem unbedeutenden Gehalt an Kieselstoff noch drei oder vier Procent Kalk enthält.

Die Ottomaken bereiten daraus faustgroße Kugeln, die sie am Feuer leicht erhärten lassen und in Pyramiden aufhäufen, wie man die Kanonenkugeln in einem Arsenale aufgestapelt sieht. Wenn sie nun von dieser Erde essen wollen, so weichen sie dieselbe mit etwas Wasser auf, kratzen davon die zu ihrer Mahlzeit erforderliche Menge ab und legen die Kugel wieder an ihren Platz. Offenbar müssen sie sich mit dieser Thonerde sehr befreundet und ihr einen besondern Geschmack abgewonnen haben, sonst würden sie den Genuß derselben nicht noch fortsetzen, nachdem die Hungersnoth längst aufgehört hat. Sie kauen nämlich selbst in Zeiten des Ueberflusses stets ein wenig Poya, was alsdann nur aus Leckerei geschehen kann.

Uebrigens sind die Ottomaken nicht die einzigen Wilden, welche Erde essen, obschon sie die größten Quantitäten davon verzehren. Man trifft nämlich diesen Brauch auch bei den Wilden von Neu-

Caledonien und im indischen Archipel, sowie bei einigen Völkerschaften Afrika's und sogar bei einigen Indianerstämmen Nord-Amerika's, an den Ufern des Mackenzie-Flusses.

Außer den Freuden der Toilette und der Tafel, denen sich die Ottomaken in den Zeiten des Ueberflusses überlassen, geben sie sich unrechter Weise auch dem Trunke hin. Das berauschende Getränk, dessen sie sich hierzu bedienen, wird aus dem Mais oder der Maniocwurzel gewonnen; aber ihre Trunkenheit wird noch häufiger auf trockenem Wege hervorgebracht durch den Genuß des sogenannten Niopo, jenes Pulvers aus Mimosenblättern, denen man noch etwas gebrannten Kalk aus großen Schneckenschalen zusetzt, und das wir schon bei der Schilderung der Mundrucus aufgeführt haben, die ebenfalls dieses berauschende Pulver schnupfen.

Der Ottomake führt einen bösen Rausch; gleichviel ob er sich in Branntwein oder durch das Niopo berauscht hat, immer wird er dadurch händelsüchtig und geht so weit, daß er dem Nächsten das Kleid, d. h. die Haut durchbohrt. Will das Unglück, daß er irgend einen Nebenbuhler hat, so läßt er alsdann seinem Zorn und seiner Erbitterung den Lauf und fängt mit demselben Händel an, welche nicht selten mit dem Tode des einen Gegners oder beider endigen. Er greift bei diesen Händeln weder zum Degen noch zu den Pistolen, wie unsere civilisirten Duellanten; er greift nicht einmal zum Messer oder zur Keule bei einem solchen Zweikampfe, denn ein einfacher Ritz in die Haut genügt, um die beiden Gegner zu tödten. Jeder derselben hat nämlich seinen Nagel mit dem berüchtigten Curari oder Pfeilgift eingerieben, auf dessen Bereitung sich die Ottomaken ganz besonders verstehen, und dessen sie sich bei jeder schicklichen Gelegenheit bedienen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Europäer sich wohl hüten, mit diesen gefährlichen Trunkenbolden anzubinden, die mit solchen vergifteten Nägeln in's Feld rücken.

XIII.

Die Centauren des Gran Chaco.

Mitten in Süd-Amerika zwischen den europäischen Besitzungen auf beiden Küsten ist noch ein großer Streifen Landes vorhanden, welcher im Besitz der Eingeborenen geblieben ist; dieser beginnt am Kap Horn und läuft herauf bis zu der von den Guajiros bewohnten Halbinsel, welche den Meerbusen von Venezuela nach Westen begrenzt und in das karaibische Meer heraustritt Dieser noch von Wilden eingenommene Landstrich hat einen Flächenraum von Tausenden von Quadratmeilen; seine Breite jedoch ist selbstverständlich verschieden und oft sehr bedeutend. In Patagonien z. B. und einem Theile der Pampas reicht sie von einem Ocean zum andern; im weitern Verlauf nach Norden verschmälert sich dieser Landstrich dann wieder und erreicht endlich seine größte Breite im Becken des Amazonenstromes, wo er beinahe die ganze Breite des Thales vom Ostabhange der peruanischen Andes bis zur Küste des atlantischen Oceans einnimmt.

Es giebt auf unseren Landkarten einige Orte, wo gewisse, civilisirte Niederlassungen dieses unabsehbare Gebiet zu durchschneiden scheinen. Man findet Namen von Städten und Dörfern, als ob das Land bevölkert und bewohnt wäre, und das ganze Gelände ist von einem wichtigen Netz zahlreicher Straßen durchzogen. So sieht

man sich vom untern Parana bis zu den Gebirgen von Chile eine Zone ausbreiten, welche gleichsam den obern Theil der argentinischen Conföderation bilden würde. Ein ähnlicher Gürtel scheint die Niederlassungen von Bolivia mit denjenigen im innern Brasilien zu verbinden, und weiter nach Norden sollte man glauben, die Provinzen von Venezuela stießen hart an diejenigen von Neu-Granada. Dies Alles sieht jedoch auf dem Papiere weit civilisirter aus, als in der Wirklichkeit, denn jene Städtenamen, welche man auf der Karte findet, bezeichnen gewöhnlich nur einfache Haufen von Hütten, die man Rancherias nennt, befestigte Posten, welche der Mehrzahl nach in Trümmer fallen, oder frühere Missionen, die aber längst zerstört sind; und die Straßen bestehen einfach nur aus der Spur von Karren, welche ungefähr nachweisen, in welcher Richtung die Reisenden verkehren.

Selbst in den argentinischen Provinzen, deren Karte den größten derartigen Namenreichthum zeigt, dehnt der Pampas-Indianer seine Raubzüge noch bis zu den Stämmen der Nordgrenze aus, und diese fallen ihrerseits wieder plündernd in die portugiesischen Niederlassungen an den Ufern des Amazonenstroms ein. Es gab allerdings früher eine gewisse Zeit, als nämlich Spanien noch im ganzen Glanze seiner Macht dastand, wo die Indianer noch nicht soviel Kühnheit besaßen, allein selbst in jener Epoche lagen noch in den Gebieten der siegreichen Herrscher gewisse Landstriche, welche die Spanier nicht einmal zu durchforschen im Stande gewesen wären, und zu diesen gehörte auch der Gran Chaco oder große Buschwald. Unter allen Theilen von Süd-Amerika, welche im wilden Zustande geblieben und unter den Namen Paramos, Pampas, Campos, Parepis, Puna, Pajonal, Llanos und Montanas bekannt sind, bietet keiner sowohl nach Klima, Produkten und örtlicher Beschaffenheit, als auch vermöge seiner Bevölkerung so großes Interesse dar. Der Gran Chaco ist ein gewal-

tiger Landstrich, mindestens zweimal so groß, wie ganz Deutschland. Nach Osten wird er von den Strömen Paraguay und Parana, im Süden durch den Rio Salado begrenzt, und seine Grenze nach Norden bildet der gebirgige Theil von Bolivia und die Provinz Chiquitos, eine Region, welche die beiden Stromgebiete und Becken des La Plata und des Amazonenstroms von einander scheidet. So umspannt er der Länge nach einen Flächenraum von elf Breitengraden, und seine Breite wechselt je nach der größern oder geringern Ausdehnung, welche die Eroberungen der weißen Race eingenommen haben.

Betrachtet man den Gran Chaco nach seinem großen Ganzen, so bietet er alle Charakterzüge einer Campagna, eines Flachlandes dar. Man kann sagen, er sei nur eine einzige ungeheure Ebene, und doch hat er Nichts mit den Pampas gemein, von denen er überdies durch die Sierras von Cordova und San Luis und durch die Niederlassungen der argentinischen Republik geschieden ist. Die Pflanzenwelt des Gran Chaco trägt ganz das Gepräge der Tropenländer. Der nördliche Theil dieses Gebiets, welcher noch der heißen Zone angehört, ist besonders reich an Palmen, welche noch bis zu seiner südlichen Grenze vorkommen; aber im nördlichen Theile sind sie nicht nur zahlreicher, sondern kommen auch in mannichfaltigeren und schöneren Arten vor. Die einen Arten bilden ausgedehnte Wälder, die anderen nur einfache Dickichte, von Savannen durchschnitten, und wieder andere mengen sich unter Bäume von verschiedener Beschaffenheit und bilden mit diesen große Wälder, worin riesenhafte Schlingpflanzen in phantastischen Linien von Stamm zu Stamm, von Krone zu Krone klettern. Ueberall ragen diese Haine von unbeschreiblicher Ueppigkeit und Schönheit aus Ebenen empor, welche mit hohem Gras oder zierlichem Schilf und Röhricht bedeckt und hin und wieder wohl auch von einigen unfruchtbaren und wüsten

Stellen unterbrochen sind, welche von stacheligen Cactusgewächsen und dornigen Mimosen starren, oder wo einsame felsige Kegel ganz ausdrücklich ausgesetzt zu sein scheinen, damit man von ihnen herab einen ausgedehntern Horizont überschaue. Der Gran Chaco wird von mehreren bedeutenden Strömen und Flüssen durchzogen, welche der Vegetation eine ungemeine Frische und Ueppigkeit geben; so vom Rio Vermejo und Pilcomayo und ihren Zuflüssen und von einigen anderen. Die Ufer der Flüsse sind meist mit natürlichen Böschungen von vierzig bis fünfundvierzig Grad versehen, deren Säume stattlicher Hochwald krönt. Hinter diesem zieht sich gewöhnlich ein leicht gewelltes Gelände hin, das theils mit üppigem Grase, theils mit einem dichten Gestrüpp von holzigen Synanthereen und Compositen bewachsen ist, aus welchem dann einzelne Palmen oder Gruppen von solchen und anderen Bäumen, im nördlichen Theile namentlich von dem sogenannten Ceiba oder Seidenwoll-Baume (Bombax) und anderen sich erheben. In der Nähe der Wasserläufe hat die Landschaft häufig ganz das Ansehen eines grünen frischen Parkes mit einzelnen stattlichen Palmen; allein wo nur immer eine größere Anzahl Bäume in geschlossenem Verbande stehen, da finden sich bald auch die Schlinggewächse ein, die abenteuerlichen riesengroßen Lianen, die hier vom Boden auf sowohl Stämme wie Kronen umspinnen, in ihren Verschlingungen noch andere Schmarotzerpflanzen, wie Orchideen u. A. m., tragen und so gleichsam einen Wald im Walde bilden, der beinahe den größten Theil des Jahres hindurch von den wechselvollsten, farbenglühendsten Blüthen starrt. Welch ein Kontrast zwischen diesem formen- und farbenreichen Waldgelände und dem eintönigen Anblick der Prairieen und der Pampas! Von allen Landschaften von Süd-Amerika ist die des Gran Chaco vielleicht die reizendste, und man begreift sehr gut, warum der Indianer dieses Paradies so sehr liebt und der weiße Mensch es ihm streitig zu machen versucht

hat. Allein bisher sind die Versuche des Letzteren noch ohne Erfolg geblieben. Trotzdem daß die großen Ströme des Gran Chaco schiffbar sind, ist dieser jungfräuliche Boden noch in den Händen der Eingeborenen geblieben, wie er es in den Zeiten der Eroberung von Süd-Amerika war. Die Spanier und die Portugiesen maßen sich allerdings Besitzansprüche an diesen Landstrich an, und vier verschiedene Staaten: Brasilien, Bolivia, Paraguay und die argentinische Conföderation, haben sich um ihren Antheil an diesem Landstrich gezankt und einzelne Theile desselben in die Grenzen ihres Gebiets, d. h. einstweilen auf der Landkarte, aufgenommen. Ein solcher Zank um einen Gebietstheil ist aber nur lächerlich, wenn man bedenkt, daß keiner der Theilenden den Fuß auf den Landstrich zu setzen wagt, welchen er sich zueignet, und daß die einzige Grundlage, auf welche sich jene vermeintlichen Ansprüche stützen, die Bulle eines Papstes ist, welcher vor beiläufig dreihundert Jahren diesen weiten Ländercomplex in zwei Theile schied und den einen davon den Spaniern, den andern den Portugiesen gab. Inmitten dieses thörichten Streites aber erhebt sich der Eingeborene und macht statt aller Ansprüche seinen faktischen Besitz geltend; denn er ist in Wirklichkeit der Eigenthümer dieses weiten Reiches und durchschweift die Haine und Grasfluren dieses wunderschönen Parks, der noch seines weißen Herrn und dessen Zwingburg harrt.

Begnügen wir uns einstweilen mit dem faktischen Herrn und Besitzer dieses herrlichen Geländes; er hat allerdings kein Schloß und keine Burg, aber er stellt sich uns doch in einem edlen Aufzuge dar. Sein Aeußeres überrascht uns; er ist ein Mann von hohem, kräftigem Wuchse, gerade und aufrecht und doch gewandt und geschmeidig wie eine Binse, wohlgebaut, von kräftigen Muskeln und gefälligen Proportionen. Er hat schöne, regelmäßige Züge, eine Adlernase, schwarze, durchdringende Augen und eine Hautfarbe, die

uns überrascht. Er ist keine Rothhaut, kein kupferfarbiger Wilder; er ist nicht brauner als ein Mulatte, ja kaum dunkler als mancher Spanier, welcher sich rühmt, das reinste Blut in seinen Adern zu haben, oder als Tausende von Portugiesen auf seiner Grenze, die sich auf ihre weiße Haut Etwas zu Gute thun. Und wohlgemerkt, dies ist seine echte und wahre Farbe, denn wir finden in ihm beinahe zum ersten Mal einen Wilden, einen südamerikanischen Indianer, welcher sich nicht mit jenem abscheulichen Anstrich verschmiert, unter welchem die Farbe des Individuums verschwindet. Es würde eine merkwürdige Forschung abgeben, zu ermitteln, weshalb der Indianer des Gran Chaco diesen Brauch nicht auch angenommen, welcher unter den andern Völkerschaften seiner Race so allgemein üblich ist, — warum er sich nicht ebenfalls bemalt, wie die Anderen. An Farben dazu fehlt es ihm nicht; im Gegentheil, die Anotto oder Orleans (Bixa orellana) und die Indigopflanze kommen in seinem Gebiete in Menge wild vor; er versteht sich sogar darauf, ihre färbenden Bestandtheile daraus auszuziehen, denn sein Weib bedient sich derselben zum Färben des Gespinnstes, woraus es die landesüblichen Zeuge verfertigt. Die Farbehölzer wachsen in Menge um seine Wohnung herum, und die Cochenille ist eines der Landes-Erzeugnisse. Der Mangel an Farbestoffen kann ihn also nicht daran hindern. Vielleicht hat er, wie er denn auch in so vielen anderen Beziehungen besser ausgestattet ist, einen feinern Geschmack und richtigern Schönheitssinn, als die übrigen Völkerschaften seiner Race. Thatsache ist und bleibt aber, daß dieser schmucke Wilde sich nur zur Zeit des Kriegs bemalt, und dann nicht, um sich zu verschönern, sondern um Andern Furcht einzuflößen. Wir müssen jedoch darauf hinweisen, daß diese Behauptung nur im Allgemeinen gilt und die Regel Ausnahmen zuläßt. Die Indianer des Gran Chaco bilden keine einige, geschlossene Völkerschaft, sondern zerfallen in eine Menge einzelner Stämme,

welche häufig unter einander in Krieg und Fehde liegen und auch an Sitten und Bräuchen sich von einander unterscheiden. Es giebt daher auch unter den Bewohnern dieses ungeheuren Flachlandes Familien und Stämme, welche sich nicht allein mit Farben beschmieren, sondern sich auch zur Verzierung tättowiren. Doch kommt dieser Brauch nachgerade bei den Männern aus der Mode, und nur die Weiber würden sich für minder hübsch halten, wenn sich nicht einige blaue Striche auf ihren Stirnen kreuzten, nicht von den Augen zu den Ohren herabliefen, und wenn sie nicht auf Wangen, Armen und Brust solche unzerstörbare Zeichen trügen. Die Operation des Tättowirens wird mit einem Dorn von einer Mimose oder der Stachelspitze eines Aloeblattes vorgenommen und dauert mehrere Tage, verursacht aber Geschwülste und Schmerzen, welche häufig noch länger währen. Allein man muß schon einigen Schmerz ertragen, um schön zu sein, und diese Qual wird mit ebenso viel Gleichmuth ertragen, als die Unbehaglichkeit, welche für unsere Damen aus allzu engen Schuhen oder Schnürleibern, aus Zwickzängelchen zum Ausreißen weißer oder grauer Haare oder aus ähnlichen vermeintlichen Schönheitsmitteln der civilisirten Welt entsteht.

Wir brauchen wohl kaum anzuführen, daß sich die Indianer des Gran Chaco auch das Haar nicht roth, weiß oder gelb färben, wie es viele andere Wilde thun, sondern es in seiner natürlichen Farbe tragen, die ein glänzendes Schwarz wie Gagat ist; sie rasieren sich aber dasselbe auf der Stirn mittelst einer scharfgeschliffenen Muschel und beseitigen es zuweilen um den ganzen Kopf herum, so daß sich dadurch ein kahler Kranz bildet, der über die Ohren hinläuft und ohne den langen, herabwallenden Büschel, welcher in der Mitte des Schädels aufgespart wird, der Tonsur eines Mönchs gleichen würde. Dieser Brauch, sich den Kopf theilweise abzuscheeren, findet sich nicht bei den Stämmen des Gran Chaco allein, sondern kommt

unter den Rothhäuten Nord-Amerika's hauptsächlich bei den Osagen, den Pahnis (Pawnees) und einigen anderen Stämmen vor, nur mit dem Unterschiede, daß bei diesen der geschorene Theil größer ist und der aufgesparte Haarschopf sich auf die einfache Scalplocke beschränkt.

Die Indianer des Gran Chaco sind bartlos, und wenn zufällig einige indiscrete Haare ihnen auf Wangen, Lippen oder Kinn sprossen, so wird dieser entstellende Fleck sogleich durch Ausraufen dieser Haare beseitigt. Auch reißen sich Männer und Weiber die Wimpern und Augenbrauen ab und behaupten, hierdurch ein schärferes Gesicht zu bekommen; sie spotten zugleich über die Weißen, welche Brauen und Wimpern wachsen lassen und sich dadurch Augen machen, wie der Nandu oder südamerikanische Strauß, der vor anderen Vögeln die Eigenthümlichkeit voraus hat, daß seine Augen mit Wimpern besetzt sind.

Die Tracht des Indianers im großen Buschwalde ist außerordentlich einfach, wodurch er abermals seinen guten Geschmack beweist. Weit entfernt, sich mit all' dem bunten Flitter und Lappenwerk zu behängen, woran gewöhnlich die Wilden ihre Freude haben, begnügt er sich mit einer Schärpe von weißem Baumwollenstoff oder von dreifarbigem Wollzeug, deren lebhafte Farben einen sehr hübschen Effekt machen. Diese Schärpe wird um die Lenden geschlagen und zwischen den Schenkeln hindurchgezogen.

Die Kleidung der Weiber ist beinahe die gleiche wie diejenige der Männer und mag unsern Anschauungen zwar dürftig erscheinen, entbehrt aber nicht einer gewissen Zierlichkeit und hat nichts Unanständiges. Das heitere, milde Klima ihres Landes macht diesen Indianern die Kleidung ganz entbehrlich, und wenn in ihrem ewigen Frühlinge der Wind je frischer und kühler wird, so hüllen sich diese Wilden anstatt eines Mantels in ein Fischotter- oder Jaguarfell. Sie tragen weder Schuhwerk noch Kopfbedeckung und enthalten sich jener

entstellenden Zierrathen, welche mehrere Völkerschaften Amerika's in der Nase oder in den Lippen tragen. Dagegen durchstechen sie sich die Ohren, namentlich die Weiber, und stecken darein spiralförmig gewickelte Fasern von Palmblättern in ziemlich großen Dimensionen, welche bis auf die Schultern herunterhängen. Wir entnehmen daraus, daß bei diesen Indianern die Weiber sich mehr entstellen als die Männer, und zwar um sich nach der Mode zu richten!

Es versteht sich von selbst, daß bei dem eben beschriebenen Kostüm die Beine und der Oberleib ganz unbedeckt bleiben. Man sollte glauben, dieser Mangel an Putz schade der Schönheit und würde vielleicht bei Europäern einen unangenehmen Eindruck machen, deren von Arbeit und Knechtschaft verkümmerte Gestalten und matte helle Haut die Nacktheit nur schwer ertragen würden. Allein der Eindruck, welchen die Glieder und die ganze Körpergestalt dieser Indianer des Gran Chaco machen, ist ein ganz verschiedener. Erblickt man nämlich diese reinen Formen, deren Zierlichkeit und Ebenmaß das Licht noch mehr hervorhebt, und deren sonnegebräunte Hautfarbe an den Bronzeglanz einer Bildsäule gemahnt, so findet man die Kleider nicht nur überflüssig, sondern auch die reichste Toilette den einfachen, tadellos vollendeten Formen des menschlichen Körpers an Schönheit unendlich nachstehend.

Der Indianer des Gran Chaco zeigt sich namentlich zu Pferde in seiner ganzen Schönheit, und zu Pferde erscheint er beinahe immer. Wenn irgend Jemand die Fabel vom Centauren verwirklicht, so ist zuverlässig er es, um so mehr, als seine Art zu reiten sich von allem Dem unterscheidet, was man bei den Reitern der übrigen Völker sieht. Der Sattel mit dem gewaltigen Bausch, wie er bei dem Araber und Tataren üblich, ist diesem Indianer ebenso fremd, als die umständliche Anschirrung, womit die spanischen Creolen in Nord-Amerika ihre Pferde belasten; er verschmäht das metallene Gebiß,

die schillernden Zäume, die geflochtenen Zügel, die klingenden Sporen, welche den Stolz der Reiter in der neuen Welt bilden. Er bedient sich keines Sattels, höchstens nimmt er statt dessen zuweilen ein Stück Jaguarfell; er hat keine Steigbügel, keine Sporen, keine Schabracke, gar Nichts, was die anmuthige Kurve der Rückenlinie seines Pferdes unterbräche, dessen Zaum in einem einfachen, um den Unterkiefer geschlungenen Riemen besteht.

Man muß diesen Wilden sehen, beinahe nackt auf dem Pferde, das so nackt ist wie er selbst, — man muß ihn gesehen haben, wie er über die Ebene hinjagt im vollsten, tollsten Rennen und dabei gewundene Linien und zierliche Kurven beschreibt, wie die Schwalbe im Fluge, um den Höhlen auszuweichen, welche das Viscacha in die Erde wühlt, — wie er einem Blitz gleich durch die Stengel des Rieds und Röhrichts hinsprengt, die oft dornig sind, und Palmen und anderen jungen Stämmen ausweicht, die ihm ihre Stacheln entgegenstrecken; — wie er sich dann mit einem einzigen Satze auf den Rücken seines Pferdes schwingt und auf demselben stehen bleibt, wie die Kunstreiter im Circus, um den Strauß, den Hirsch der Grasfluren, oder den gefleckten Damhirsch zu erspüren, welche im hohen Grase äsen!

Seine Wohnung macht dem Indianer auch keine große Sorge und Mühe. Sie besteht aus leichten Matten, die aus den zertheilten und gespaltenen Fasern der Oberhaut junger Palmen geflochten sind, und mit denen er sich eine Art Zelt herstellt. Sein Bett ist eine Hängematte, zwischen zwei Palmbäumen aufgehängt, denn er geht nie unter Dach und Fach, als wenn ihn der Regen zwingt, ein solches zu suchen. Sein Weib ist weit zarter und weichlicher und sucht sich mit einem Büschel Straußenfedern, dessen sie sich wie eines Schirms bedient, gegen die Sonnenstrahlen zu schützen. Sobald unser Indianer ein Zelt zur Unterkunft hat, so bivouakirt er und hält sich keinen

festen Wohnsitz mehr; denn wie reich auch im Grunde die Hülfsquellen des Gran Chaco sind, so finden sie sich doch nicht alle an Einer Stelle vereinigt. Namentlich das Wild hat seine verschiedenartigen Standorte: das Viscacha, der Nandu, das wilde Feldhuhn, der Jaguar und der Puma finden sich nur in den trockensten Theilen dieses Flachlandes; die Peccaris oder Nabelschweine nur an feuchten Stellen oder sumpfigen Niederungen; den Tapir und Cobiai findet man nur am Ufer der Flüsse, deren fischreiche Gewässer von Gänsen, Enten, Reihern, Anhingas u. s. w. häufig besucht werden. Im Walde endlich hausen die Affen, die einen wichtigen Theil der Fleischkost unseres Reiters ausmachen.

Will unser Wilder die Schoten der Algarobias oder den zuckerhaltigen Saft des Caraguatay sammeln, so muß er sich auf die trockeneren Hochebenen und Hügelwellen begeben, wo die Ananas und die Mimosen gedeihen. Er wird sich diese Gelegenheit zu Nutz machen, um Bienennester zu suchen und aus dem Honig, den er darin zu finden weiß, in Verbindung mit den Samen der Algarobia ein angenehmes, aber höchst berauschendes Getränk gewinnen, wovon er jedoch — zu seiner Ehre sei es gesagt — nur einen mäßigen Gebrauch macht und nur bei besonderen Gelegenheiten. Die Nothwendigkeit, sich seine Nahrungsmittel aus so verschiedenen Gegenden und nicht ohne Mühe zusammenzuholen, beseitigt die Trägheit, erhält die Gesundheit und verlängert das Leben, so daß man in ganz Süd-Amerika sprichwörtlich sagt: „er wird so alt wie ein Indianer im Chaco." Ein alter katholischer Missionär, der Jesuit Dobritzhofer (Mitbegründer des geistlichen Staates in Paraguay, geboren in Steiermark, gestorben 1791 als Weltpriester in Wien), welcher eine Geschichte dieser Indianer geschrieben hat (Historia de Abiponibus, Wien 1783), versichert: unter diesen Völkerschaften stehe ein achtzigjähriger Mann noch in seiner vollen Kraft; hundert

Jahre seien ein ganz gewöhnliches Alter, und man sehe häufig noch ganz rüstige Leute von 120 Jahren und darüber, die noch im vollen Besitze ihrer scharfen Sinne und der besten Verdauung seien.

Die Nahrung dieser Indianer besteht nicht nur aus dem Haar- und Federwilde, das sie erlegen und, beiläufig gesagt, ohne Salz und ohne Gewürze verzehren, sondern auch theilweise aus dem Fleisch von Schlachtvieh; denn beinahe alle besitzen einige Hausthiere, namentlich Kühe und Schafe, die sie aus den spanischen Niederlassungen rauben. Sie richten ihre Raubzüge vorzugsweise gegen Westen oder gegen Süden, denn sie suchen in gutem Einvernehmen mit Brasilien, Paraguay und Corrientes zu bleiben. Wenn es ihnen einfällt, einen derartigen Streifzug zu veranstalten, so brechen sie ihre Zelte ab und laden ihr ganzes bewegliches Besitzthum an Geräthen ꝛc., sowie ihre Weiber und Kinder auf Pferde und nehmen sie mit sich. Jeder derartige Raubzug ist eine wahre Expedition, eine förmliche Reise. Erreichen sie das Ufer eines Flusses, so sprengt der Reiter in's Wasser, führt sein Pferd mit der Hand, mit welcher er schwimmt, und trägt mit der anderen seinen Speer, an dessen Ende er diejenigen Gegenstände angebunden hat, welche nicht naß werden sollen. Ein kleiner Kahn aus Ochsenhaut, der mehr die Gestalt einer Kiste als die eines Bootes hat, wird mit den Geräthen, den kleinen Kindern und jungen Hunden, die immer in Menge vorhanden sind, beladen und gleichsam in's Schlepptau genommen mittelst eines langen Riemens, den man entweder an den Schweif eines Pferdes anbindet, oder den ein rüstiger Schwimmer zwischen die Zähne nimmt. Auf der Rückkehr macht der Uebergang über Flüsse und Ströme diesen Indianern größere Mühe, weil sie gewöhnlich eine Menge von geraubtem Vieh und häufig sogar Weiber und Kinder mitschleppen, die sie zu Gefangenen gemacht haben. Nichts desto weniger aber setzen sie über diese Flüsse, ohne Etwas

von ihrem Raub zu verlieren, und es gelingt ihnen sogar meistens, jeder Verfolgung zu entgehen.

Man darf über diese Raubzüge nicht allzu strenge richten, sondern muß sich erinnern, daß sie mit den Spaniern von jeher im Kriege leben, und daß nicht sie es waren, welche den Grund zu dieser Feindseligkeit gelegt haben. Die spanischen Eroberer gaben den ersten Anlaß zu dieser Feindschaft und suchten die Indianer aus ihrer angestammten Heimath zu verdrängen, diese führten daher ursprünglich nur einen Vertheidigungskrieg, und ihre jetzigen Raubzüge sind nur die Wirkung des Gesetzes der Wiedervergeltung, denn von Natur aus sind diese Abiponen keine Räuber und haben keine Freude an der Plünderung. Als nächste Anverwandte der Incas sind die Mehrzahl dieser Stämme nur Ueberreste des alten Stammes der Peruaner; sie erinnern sich noch in ihren Sagen deutlich, wie ihre Vorfahren von den Conquistadoren unter Pizarro und Almagro hingewürgt wurden, und können daher für ihr jetziges Verfahren die Wohlthat mildernder Umstände in Anspruch nehmen. Uebrigens spricht noch eine andere Thatsache zu ihren Gunsten: trotz der Erinnerung, die sie an die Eroberung bewahrt haben, und ungeachtet des Hasses gegen den weißen Mann, welcher noch heute in ihnen fortlebt, behandeln sie ihre Gefangenen, sogar die Männer, sehr milde; Weiber und Kinder werden von dem Stamme adoptirt und dürfen mit demselben die Freuden, aber auch die Entbehrungen des wilden Lebens theilen.

In seiner Eigenschaft als Centaur jagt unser Indianer den Hirsch und den Nandu nur zu Pferde und durchbohrt sie mit seiner Lanze, wenn er sie niedergeritten hat. Gelegentlich bedient er sich zur Jagd auch der Bolas, d. h. dreier, an einem Ende zusammengeknüpfter Lederriemen, wovon jeder in einer Kugel endigt. Der Gebrauch dieser Bolas besteht darin, daß der Reiter die eine Kugel

mit der Hand erfaßt, die Riemen um den Kopf schwingt und dann nach dem gejagten Gegenstande schleudert, dem sich die Kugeln um die Füße schlingen, und den sie hierdurch niederwerfen. Das gewöhnliche Wildpret und die Fische erlegt der Indianer dagegen gewöhnlich durch Pfeilschüsse.

Der Abipone hält sich viele Hunde, die in zahlreicher Meute das Lager umschwärmen und dem Reitergeschwader auf allen seinen Zügen folgen. Diese Hunde sind nicht sehr groß und gehören einer eigenthümlichen Race an, die jedoch von europäischem Ursprung zu sein scheint und jedenfalls außerordentlich fruchtbar ist; diese Hunde wühlen sich selbst Höhlen in die Erde und leben nur von ihrem Jägerrecht oder den sonstigen Ueberbleibseln der Jagdbeute ihrer Herren. Die Indianer des Gran Chaco verwenden sie zur Parforce-Jagd des Hirsches, des Cabiai, Viscacha, Tamanoir, Peccari und selbst des Jaguars, welch' letztere drei gewöhnlich mit der Lanze erlegt werden, sobald sie von den Hunden verbellt sind und gegen dieselben Kehrt machen. Der Tapir wird gewöhnlich in Gruben gefangen und das Fleisch trotz seines schlechten Geschmacks von diesen Indianern gegessen, weil sie glauben, es theile demjenigen, der es verzehrt, die Kraft des Thieres mit, von welchem es herrührt. Auch der Tamanoir oder große Ameisenbär und der Jaguar werden verspeist, und das Fleisch des letzteren ist gewöhnlich Gemeingut und muß unter den ganzen Stamm vertheilt werden; Jeder beansprucht davon seinen Antheil, sei das Stück auch wegen der großen Anzahl Gäste noch so klein.

Die Bewohner des Gran Chaco bereiten sich eine Art Brod aus den Samen mehrerer Mimosenarten, welche sie unter der gemeinsamen Bezeichnung Algarobias zusammenfassen; mehrere Palmen liefern ihnen eßbare Nüsse, und sie finden in ihren Wäldern eine Menge der verschiedensten süßen Früchte und Beeren, sowie

einen Ueberfluß von Honig, der sie nur die Mühe des Einsammelns kostet. Die ungeheure Menge von Bienen, welche der Gran Chaco enthält, beweist genugsam die große Menge von blühenden Gewächsen, die dort ihre honigreichen Blumen entfalten. Diese Bienen gehören verschiedenen Arten an, sind stachellos und geben einen trefflichen Honig — namentlich einige von ihnen, deren Produkte in den spanischen Niederlassungen sehr geschätzt werden und sich dort desto theurer verkaufen, je seltener sie daselbst sind. Der Indianer des Chago giebt sich aber wenig mit dem Handel ab und behält beinahe allen Honig, den er einsammelt, für sich selbst. Das Nest der Biene weiß er dadurch zu finden, daß er ihrem Fluge folgt; und er behauptet, die Sicherheit und Schärfe des Blickes, den er zu dieser Verfolgung nothwendig hat, wären weniger groß, wenn er sich nicht die Augenwimpern und Augenbrauen ausgerissen hätte. Ob er mit dieser Behauptung Recht hat, lassen wir dahingestellt sein; Thatsache ist aber jedenfalls, daß der Gesichtssinn dieses Indianers ein außerordentlich scharfer ist. Sein treffliches Auge setzt also den Abiponen in den Stand, den Flug der Biene bis zu ihrem Neste zu verfolgen, das bald in der Höhlung eines Baumes, bald auf einem Zweig und zuweilen sogar in der Erde angebracht ist. Jedes dieser Nester gehört einer besonderen Art an, die sich durch Lebensweise und Nestbau von den übrigen unterscheidet. Dies Alles kümmert jedoch den Indianer wenig; er verlangt blos, daß die Biene selbst ihn zu ihrem Neste hinleite, hauptsächlich wenn sie ihn zu einem achteckigen Cactus führt, weil dieser Cactus der Standort der Tosini-Biene ist, welche den besten Honig im Gran Chaco giebt.

Es ist Schade, daß bei all' seinen guten Eigenschaften unser Indianer keinen friedlicheren Charakter hat und ein absolutes Bedürfniß fühlt, von Zeit zu Zeit Krieg zu führen und sich mit Andern

herumzuschlagen. Aber ist er der Einzige, den diese Kampflust beseelt? Ist diese Freude am Krieg nicht ein Fehler, welchen er mit allen denjenigen theilt, welche Kraft oder Muth genug haben, um den Krieg zu erklären, gleichviel ob sie civilisirte Völker oder Barbaren sind? Natürlich führt unser Indianer den Krieg nur zu Pferde; gleichsam geborener Reiter, verschmäht er es nicht blos den Fuß auf den Boden zu setzen, sondern würde sich sogar für besiegt halten, sobald er vom Pferde gestiegen wäre.

Seine Waffen bestehen aus Bogen und Pfeil, aus einer kleinen Keule mit zwei Köpfen, Macana genannt, die aus Guayacholz verfertigt und in der Mitte gefaßt wird; aus dem Lasso und den Bolas, deren Gebrauch sich jedoch auf einige Stämme beschränkt, welche sich mehr mit der Jagd als dem Kriege abgeben, und endlich aus der Lanze, die in der ganzen Welt die Lieblingswaffe der Reiter-Völker ist. Der Speer des Indianers des Gran Chaco ist eine ungeheure und sehr gefährliche Waffe, denn der Schaft allein hat eine Länge von 15—16 Fuß und ist aus einer Art leichten zähen Rohrs verfertigt, welches bei den spanischen Indianern Colihué heißt. Der Indianer weiß sich desselben mit einer ungemeinen Geschicklichkeit zu bedienen und gebraucht ihn auch zum Besteigen des Pferdes, was er, beiläufig gesagt, von der rechten und nicht von der linken Seite aus thut, wie es bei uns in Europa üblich ist. Um sich auf's Pferd zu schwingen, erfaßt dieser gewandte Reiter nicht mit der einen Hand die Mähne seines Thiers und mit der andern den Sattel und setzt auch den Fuß nicht in den Steigbügel, denn diese beiden Gegenstände fehlen ihm ganz; — nein, er stützt das Ende seiner Lanze auf den Boden, erfaßt deren Schaft mit der rechten Hand etwas oberhalb seines Kopfes wie eine Sprungstange und schwingt sich mit einem einzigen Sprung auf das edle Thier; ein Wort, ein Schnalzen mit der Zunge, eine leichte

Bewegung mit seinem Knie, und das feurige Thier sprengt mit Pfeilgeschwindigkeit davon.

Wenn er mit seinesgleichen im Kriege liegt, so beschmiert und bemalt er sich nicht nur, um so abschreckend wie möglich auszusehen, sondern er legt auch eine vollkommene Rüstung an, die aus Panzer, Armschienen, Helm und Schenkelschienen besteht, wozu ihm die Haut des Tapirs das Material geliefert hat; diese Rüstung wird über einem Jaguarfell getragen, welches die Stelle des Waffenrocks vertritt, und durch einen Schild vervollständigt. Zieht der Abipone gegen die Weißen zu Felde, so läßt er den Schild im Zelte stehen und legt weder Arm- noch Beinschienen an, denn er weiß aus Erfahrung, daß diese Schutzwaffen ihn nicht kugelfest machen und keinen andern Erfolg haben würden, als ihn in seinen Bewegungen zu hindern. Statt all' dieser schweren Rüstzeuge versieht er sich nur mit einem Bogen, welcher so stark ist, daß er ihn nur dann spannen kann, wenn er sich auf den Rücken legt, und die Fußsohlen gegen den Bogen stemmt. Die Genauigkeit des Schusses kann hierunter allerdings leiden, allein er zielt auch nicht, um genau zu treffen, oder vielmehr, die Scheibe, auf die er zielt, ist groß genug, damit er seines Schusses sicher sein kann. Sein Zweck geht nur dahin, die feindliche Niederlassung oder das feindliche Dorf in Brand zu stecken, und Alles, was er verlangt, beschränkt sich nur darauf, daß sein Pfeil auf das Dach eines Schuppens oder eines Hauses falle. Dieser Pfeil hat nämlich dicht unter der Spitze eine kleine Locke brennender Baumwolle, und da das Dach, auf welches der Pfeil fallen soll, immer sehr trocken und zuweilen von Stroh oder Schilf ist, so wird es sicherlich Feuer fangen; unser rother Krieger zählt wenigstens darauf, und sein Vorhaben mißlingt ihm selten.

Seit langer Zeit lebt der Indianer des Gran Chaco in gutem

Einvernehmen mit den spanischen und portugiesischen Provinzen an seiner Ostgrenze; mit dem Süden aber steht er stets auf gespanntem Fuße und kehrt von seinen Raubzügen nach Cordova und San Luis häufig mit beträchtlicher Beute zurück. Er nimmt auf seinen Raubzügen Alles, was ihm in die Hände fällt, und verhandelt nachher erst die Gegenstände, die ihm unnütz sind: seien es nun Harfe oder Guitarre, kostbare Möbeln, Juwelen oder Spitzen. Die Händler von Corrientes oder Paraguay forschen nicht ängstlich und gewissenhaft nach dem Ursprung dieser Gegenstände, wenn sie nur einen Gewinn dabei voraussehen; sie kaufen dasjenige, was man ihren Landsleuten im Süden abgenommen hat, auf und verkaufen es wieder an die Bewohner der nördlichen Provinzen. Dieselbe Thatsache wiederholt sich auch in Nord-Amerika, wo verschiedene Händler diejenigen Gegenstände, welche von den Indianern ihrer Nachbarschaft in den nördlichen und östlichen Provinzen von Mexico gestohlen wurden, unter dem Namen „mexicanische Sachen“ über einen weiten Bezirk verbreiten.

XIV.

Die Indianer der Pampas.

Das Wort Pampas bedeutet Ebenen und bezeichnet ein Gebiet, welches sich von der Mündung des La Plataflusses bis zu der Bergkette der Andes erstreckt. Nach Norden wird es durch eine Reihenfolge von Gebirgen begrenzt, welche vom Fuße der Cordilleren sich nach Paraguay erstrecken und die Sierras de Mendoza, de San Luis und de Cordova bilden. Im Süden ist die Grenze derselben weniger deutlich, obschon man als solche den Rio Negro bezeichnen kann, welcher die eigentlichen Pampas von den öden Ebenen von Patagonien trennt.

Vom geognostischen Standpunkte aus gehören die Pampas zur sogenannten Alluvialformation, das heißt zu demjenigen Gebilde, welches bei Gestaltung der jetzigen Erdoberfläche entstanden ist, indem es sich aus dem Wasser niedergeschlagen hat, welches davon zurückgetreten ist. Der Alluvialboden besteht bekanntlich aus einem Gemeng von Schlamm, Erde, Sand und Schutt aller Art, die früher von dem Wasser aufgelöst waren, oder von demselben herbeigeführt wurden, und ist nach dem Zurücktreten des Meeres oder dem Ablaufen anderer Gewässer blosgelegt worden. Die Pampas stellen also das Bett eines früheren Meeres dar und sind durch eine innere Gewalt emporgehoben und durch diese Naturkraft auf

ein Niveau gebracht worden, welches den Spiegel des Meeres nur um Geringes überragt. Der zähe schwere Lehmboden von rother Farbe enthält noch überall Meeresmuscheln und andere nicht minder unbestreitbare Anzeichen dafür, daß hier einst ein Meer vorhanden gewesen sei. Der Boden dieser ausgedehnten Ebenen hat in früheren Zeiten genug wunderliche Thiere getragen, deren Race jetzt erloschen ist, und von denen sich nur noch die Knochen vorfanden. In den Pampas hat man das Megatherium oder Riesenfaulthier gefunden, das den Umfang eines großen Nashorns hatte, ferner den kolossalen Mylodon und ein riesenhaftes Gürtelthier, dem die Geologen den Namen Glyptodon gegeben haben.

Heut zu Tage bietet dieser ungeheure Landstrich, obwohl er nur eine einzige Ebene bildet, in seinen verschiedenen Theilen außerordentlich verschiedene und eigenthümliche Charaktere dar. An gewissen Orten ist er mit hohen Gewächsen bekleidet, welche unserem Schilf und unseren Binsen gleichen; anderwärts ist er mit kleinen Bäumen bedeckt, welche nicht dicht bei einander stehen und durch kein Unterholz verbunden sind, so daß sie den Anlagen eines Obstgartens gleichen. Ferner finden sich auf diesem Landstrich ungeheure Sümpfe, große Seen von mehr oder weniger Salzgehalt, ja sogar vollkommene Salzstrecken, über welche eine fußdicke Schicht von reinem Salz auf einer Ausdehnung von mehreren Quadratmeilen sich niedergeschlagen hat, und zwischen jenen finden sich wieder große Striche von Kies und Kieselgeschiebe wie in Patagonien.

Der merkwürdigste Theil der Pampas ist jedoch für uns derjenige, welcher den Namen Cardonales trägt. Denkt euch ein unabsehbares Distelfeld, worauf die Disteln so nahe bei einander stehen, daß sie ein undurchdringliches Dickicht von so hohem Wuchse bilden, um noch einem Reiter bis an die Stirne zu reichen. Das Seltsamste ist aber, daß es den Anschein hat, als ob diese Disteln hier

nicht von Natur aus gewachsen seien; und wenn man der Angabe gewisser Personen glauben darf, so sollen diese stacheligen Gewächse sogar durch die ersten Ansiedler der benachbarten Niederlassungen ausgesäet worden sein. Gleichviel jedoch ob die Distel hierher verpflanzt oder einheimisch ist, -- so viel ist gewiß, daß sie in den Pampas auf eine merkwürdige Weise gedeiht und noch heut zu Tage einen auffallenden Charakterzug dieses Landstrichs bildet. Jener Distelwald findet sich nämlich im Osten der Pampas, am Ufer des La Platastromes an verschiedenen Stellen und nimmt ein Gebiet von vielen Dutzend Quadratmeilen ein. Er kann nur an einigen Stellen durchschritten werden, wo seit langer Zeit Pfade durch ihn hindurch und nach kleinen Lichtungen führen, die aus unbekanntem Grunde von Disteln verschont geblieben sind. Kein einziges Hausthier will in diese Wildniß eindringen, und wenn zufällig eine Rindviehheerde durch Furcht in denselben hinein versprengt wird, so kann man nur selten auch nur einen einzigen Kopf davon retten; denn die Thiere verirren sich so darin, daß sie den Ausweg nicht mehr finden und entweder vor Durst verschmachten oder durch die großen Katzenthiere, die sich darin verstecken, den Puma, den Jaguar, die Onze u. s. w. zerrissen werden. Die einzigen Bewohner dieser Dickichte von Kardunen und Disteln sind nämlich diese großen Raubthiere und ein kleines Nagethier: das Viscacha, das sich seine Höhle in den Boden macht. Diese Dickichte von Disteln schließen sogar allen übrigen Pflanzenwuchs aus; selbst das Gras wird von ihnen vollständig erstickt, und die einzigen Pflanzen, von denen sie gebildet werden, sind eine echte Distel mit beinahe holzigem Stengel, die unsern Weberkarden verwandt ist, und die Karduna = Artischocke (Cynara carduneulus), jenes bekannte Küchengewächs, welches die Kardunen liefert und offenbar von den Spaniern erst hier eingeführt wurde. Diese beiden Gewächse

bilden ein Buschwerk von gleicher Ausdehnung, wachsen an derselben Stelle oft dicht neben einander und vermischen sich daher nie gegenseitig. Die Karbunenbüsche bilden ein niedrigeres und weniger dorniges Dickicht, das dem Eindringling keinen solchen Widerstand entgegensetzt, wie die Distelwälder; allein man findet sich deshalb um kein Haar besser zurecht, und wenn das Eindringen in dieselben auch leicht ist, so hält es dagegen um so schwerer, sich wieder heraus zu arbeiten.

Es ist ein Glück, daß diese Labyrinthe nicht ewig währen; bekanntlich ist die Distel eine einjährige Pflanze; sobald der Samen davon geflogen ist, verdorrt der Stengel, biegt sich um, legt sich an den Boden und verfault; die Ebene ist dann frei, und Pferde, Rinder und Schakale durchstreifen sie dann in allen Richtungen; bald aber keimt der Same der Disteln, die Karbunen treten auf, zeigen ihre jungen Triebe über dem Boden und geben der weiten Ebene das Ansehen eines Rübenfelds; in diesem Zustande liefern sie den Thieren eine ganz vortreffliche Weide, und große Heerden von Pferden und Rindern kommen herbei, um sich diese zu Nutze zu machen. Das dauert den ganzen Winter hindurch; im Frühling zeigen sich die Dornen wieder; die Disteln schießen wieder empor, die Gebüsche wachsen, werden immer stacheliger und bieten auf allen ihren Punkten gleichsam eine Masse spanischer Reiter dar, welche Thieren und Menschen den Zutritt zu ihnen wehrt.

Im Westen der Cardonales beginnen die Grasfluren der Pampas, eine ungeheuere Weidenfläche, noch ausgedehnter als die Distelwälder, die von den Sierras bis zu dem Rio Negro reicht und einen Flächenraum von mehreren hundert Quadratmeilen einnimmt. Diese Grasfluren sind mit einem groben derben Grase bewachsen, das Anfangs nur niedrig ist, später aber sehr hoch wird

und je nach dem Grade seiner Reife grün, braun oder gelb ist. Zu der Zeit, wo dieses Gras dürr ist, wird es nicht selten durch Feuer zerstört, das man entweder absichtlich daran gelegt, oder das aus Fahrlässigkeit sich demselben mitgetheilt hat. Die Ebene bietet alsdann ein ergreifendes Bild dar: die ganze Wüstenflur steht in hellen Flammen; das Feuer ergreift auch die holzigen Stengel der Disteln und Kardunen, verwandelt sie in Asche und hält nicht eher inne, als bis es keine Nahrung mehr findet.

Aber wer hat diesen Brand angezündet? Wem gehören die Thiere, welche die jungen Kardunen abfressen? Wer bewohnt denn eigentlich die Pampas?

Jedes geographische Handbuch wird euch sagen, die Pampas gehören zu dem Freistaat Buenos-Ayres oder La Plata, oder vielmehr zu der argentinischen Conföderation; sie seien von den Gauchos bewohnt, d. h. von Ansiedlern spanischer Abkunft, deren einzige Beschäftigung in der Beaufsichtigung ihrer zahlreichen Heerden besteht, und die als ausgezeichnete geschickte Reiter im Gebrauch des Lasso und der Bolas eine Fertigkeit besitzen, welche sie berühmt gemacht hat. Diese Angaben sind aber nur zur Hälfte wahr, denn niemals haben weder die Spanier, noch die Freistaaten der argentinischen Conföderation ein wirkliches Eigenthumsrecht an die Pampas innegehabt. Ab und zu haben sie zwar mehr oder minder glückliche Einfälle in dieselben gemacht; allein unmittelbar nachdem sie den Rücken gewandt hatten, kam Grund und Boden wieder an seine früheren Besitzer zurück. Mit Ausnahme einiger Streifen Landes auf der Grenze, welche sehr dünn mit Gauchos bevölkert sind, gehören die ganzen Pampas noch den Indianern. Wären alle diejenigen Indianer, welche diese unabsehbaren Ebenen bewohnen, in einen einzigen Körper vereinigt, so könnten sie eine Nation

bilden; allein sie theilen sich in mehrere Gruppen, welche ihrerseits wiederum in mancherlei in's Unendliche zersplitterte Stämme zerfallen, wie dies auch bei den Indianern von Nord-Amerika der Fall ist.

Gleichwohl lassen sich alle diese Bruchtheile auf vier große Völkerschaften zurückführen, nämlich die Puelchen oder das Volk des Ostens, denn das Wort puel bedeutet in der Sprache dieser Indianer Osten oder Sonnenaufgang, und che heißt Volk; — die Picunchen, d. h. das Volk des Nordens; — die Pehuenchen oder das Volk der Fichten- oder Nadelwälder, denn die berühmte Fichte von Chile, die Araucaria, heißt bei ihnen pehuen; — und endlich die Ranqueles (von ranque, Distel), welche ihren Namen daher haben, daß sie — nicht in den Distelfluren selbst, denn dies wäre ein minder angenehmer Aufenthalt, sondern — auf dem Saume der sogenannten Cardonales oder stachelichten Dickichte wohnen. Die Puelchen nahmen fast den ganzen östlichen Theil der Pampas, bis zu den Ufern des La Plata, ein; sie hatten den ersten Anprall der spanischen Eroberer auszuhalten, gegen welchen sie kräftigen Widerstand leisteten, und sie veranstalteten früher ihre Raubzüge bis in die Umgebungen von Buenos-Ayres. Seit aber General Rosas sie so kräftig zu Paaren getrieben hat, wie es ihnen seit Mendoza nicht mehr widerfahren war, haben sie sich nach Osten zurückgezogen und auf eine weite Strecke von der argentinischen Grenze entfernt, und es fragt sich nur, wie lange sie dort bleiben werden. Eine sehr natürliche Neugierde veranlaßt Jeden, sich um den Ursprung und die Herkunft der Völker zu bekümmern, und so hat man sich auch gefragt, woher die Indianer der Pampas gekommen seien. Diese Frage ist nicht schwer zu lösen: sie stammen von jenen kühnen Araucanern ab, über welche die Spanier niemals ganz Herren werden konnten, selbst nicht auf der Stufe ihrer größten Macht.

Wir wenden hier das Wort „kühn" in seiner buchstäblichsten Bedeutung an, denn trotz der Lobreden, welche die epischen Dichter Spaniens und Süd-Amerika's den Araucanern gegeben haben, lassen sich denselben außer ihrer Kühnheit doch nur wenige andere Tugenden nachrühmen. Der Araucaner ist grausam, frech, selbstsüchtig und träge, auffallend unreinlich und schmutzig und lebt in der ausgesprochensten Vielweiberei. Allein er lebt, wohlgemerkt, nicht in einem ganz wilden Zustande, denn er kleidet sich in selbstgewobene Stoffe oder vielmehr in Zeuge, welche seine Weiber gewoben haben; er wohnt in einer hübschen guten Hütte, welche ebenfalls von den Weibern errichtet wird; er hat Felder und Heerden, aber er kümmert sich nicht um die Bestellung und Beaufsichtigung derselben, sondern zieht nur seinen Gewinn daraus und lebt nur seiner Muße auf einem fruchtbaren Boden, dessen Herr und Besitzer er ist. Und womit verbringt der Araucaner seine Zeit? fragt ihr. Er trinkt Chicha (Aepfelwein) und tyrannisirt seine Weiber. — Ihr wollt wissen, wo der Araucaner nun wohnt? Auf den Ebenen und in den Thälern des südlichen Chile hat er nun seine neue Heimath. — Leider hat er sich jedoch nicht gebessert, als er über die Cordilleren hinüberstieg; er hat seine Kühnheit und Tapferkeit eingebüßt und ebenso auch die ersten Keime der Civilisation, welche er auf der andern Seite der Andes sich erworben hatte. Wir finden ihn in den Pampas und im südlichen Chile wieder im Zustande des einfachen Wilden, der nur von Jagd und Raub lebt und seine Beute gegen Putzartikel eintauscht. Mit Einem Worte: Puelchen, Picunchen, Ranqueles und Pehuenchen sind elende Räuber und Mordbrenner, ohne Muth und ohne Treu' und Glauben. Befassen wir uns zunächst mit diesen Letzteren, welche die nächsten Anverwandten der Araucaner sein sollen, und gehen wir auf einige Details hinsichtlich ihrer äußern Erscheinung und Lebensweise ein. Dieses

Volk der Araucarien-Wälder, pinnadas, ist ungefähr von der nämlichen Körpergröße wie die Indianer von Nord-Amerika, d. h. von Höhe und Wuchs der Central-Europäer. Man sieht bei diesen Menschen nur selten die Hautfarbe, denn sie beschmieren sich leidenschaftlich mit Farbe, wie die Mehrzahl der Indianer-Stämme. Von Natur aus ist dieselbe ein dunkles Kupferroth; allein sie verschwindet unter allen möglichen Nuancen und Färbemitteln, welche ihnen die verschiedenen Steine und Kiesel im Bett ihrer Gebirgswasser und eine Art eisenschüssigen Thons oder Ockers liefern, womit sie sich gelb anstreichen. Sie zerreiben diese Steine, vermengen das Pulver mit Talg, und die Salbe ist fertig, so daß sie sich derselben bedienen können. Diese Indianer befolgen hierin keine Regel; jeder bemalt sich nach seinem eigenen Geschmack und Gutdünken oder nach den Launen der Mode. Man sieht häufig unter ihnen schwarzangestrichene Gesichter neben rothbeschmierten, und deren nächste Nachbarn haben nur einen anderthalb Zoll breiten Streifen in's Gesicht gemalt, der von einem Ohr zum andern geht und gerade wie ein Zaun über die Nase hinläuft. Insbesondere wenn es gilt, sich für den Krieg auszurüsten, ist die Einbildungskraft des Malers fruchtbar an Greueln. Nicht nur schmiert der Krieger sich selbst die entsetzlichsten Zeichnungen auf's Gesicht und auf den ganzen Körper, sondern auch sogar das Pferd wird auf die schreckenerregendste Weise angemalt und angestrichen. In einem derartigen Fall hat der Pehuenche als einziges Kleidungsstück diese Entsetzen einflößende Bemalung. In gewöhnlichen Zeiten ist er aber bekleidet, und zwar für einen Wilden auf eine sehr gute und vollständige Weise. Er hat ja Weiber, welche ihm mehr Zeuge weben, als er selber aufbrauchen kann, so daß er damit noch Handel treibt. Dieses Gewebe ist eine Art von grobem Tuch oder Flanell, sehr dicht, sehr dauerhaft und bei den spanischen Händlern sehr beliebt, die es in Gestalt von Tep-

pichen und Ponchos*) kaufen. Sie tauschen es um lange spitzige Messer, um Speerspitzen, Sporen, Perlen, Armbänder, Ringe, Vorstecknadeln und andere Schmuckgegenstände von gutem gediegenem Metall und nicht um Flitterwaare oder Rauschsilber, weil der Pehuenche in diesem Punkte so erfahren ist, wie ein Münzwardein. Kein Jude ist im Stande, ihm plattirte Waare für massives Silber zu verkaufen. Das Festkleid des Pampas-Indianers besteht aus einem wollenen Mantel, der gewöhnlich mehrere Farben hat und im Schnitt mit dem Poncho von Buenos-Ayres übereinstimmt, aus einer großen Schärpe, ebenfalls von farbiger Wolle, welche um die Hüften geschlagen wird und bis zum Knie hinabfällt. Dazu kommen dann noch ein Gürtel, der zuweilen sehr reich verziert ist, und hohe Stiefeln von ebenso einfacher als bizarrer Arbeit. Um nämlich diese Stiefeln zu verfertigen, streift man einfach nur einem todten Pferde die Haut von beiden Beinen und zieht diese noch ganz frisch an, so daß die Ferse des Fußes die Stelle einnimmt, wo das Pferd die Kniekehle hatte; die übrige Haut bildet dann eine Art Oberleder, und der Stiefel ist nicht allein fertig, sondern auch sogleich passend und in der entsprechenden Form für die ganze Zeit seiner Dauer. Anfangs erscheint er zwar ein wenig weit, aber die Sonne, die freie Luft und die Wärme des Fußes machen bald, daß er einschrumpft und so knapp anliegt, wie ein Handschuh; ist er aber

*) Der Poncho ist das in den ehemaligen spanischen Kolonieen von Süd-Amerika allgemein verbreitete Kleidungsstück und besteht aus einem langen Stück Zeug, das in der Mitte eine Oeffnung hat, um den Kopf hindurch zu stecken, und hinten und vorn wie ein Meßgewand herabfällt. In Mexico heißt es Serape oder Sarape. Die Chilenen und Peruaner tragen Ponchos aus sehr feiner Vicuña-Wolle, in schönen Mustern und prächtigen Farben, die manchmal bis zu 100 Thalern und mehr kosten.

einmal angezogen, so wird er nicht eher wieder abgelegt, als bis er wieder durch einen neuen ersetzt werden muß. Die Kopfbedeckung macht den Pehuenchen auch keine Schwierigkeiten; viele von ihnen gehen barhaupt; viele Andere haben eine Art Helme aus Pferdehaut oder große spitze Hüte aus den Fasern eines Palmblattes. Letzterer Artikel wird aus dem Auslande eingeführt wie die Ohrringe aus sehr umfangreichen Reifen von Messingdraht, welche man unter diesen großen Hüten sieht.

In diesem Aufzuge, auf einem feurigen kleinen Pferde sitzend, die lange Lanze in der Hand, ist der Pampas-Indianer eine wahrhaft malerische Erscheinung und ein ganz stattlicher Bursche, wenn er zufälliger Weise reinlich ist. Dies ist jedoch leider nur selten der Fall und beinahe nur wenn er neue Kleider trägt. Bei jeder andern Gelegenheit ist nicht blos sein Gesicht und sein Körper, sondern Alles, was er an und auf sich trägt, bis auf den geringsten Fetzen hinaus, ganz mit Fett und Schmutz und Unrath bedeckt. Die Weiber der Pehuenchen tragen nicht dieselbe Kleidung wie ihre Männer; aber ihr Putz ist ebenso bedeutend, — eine Ausnahme bei den Wilden, unter denen gewöhnlich die Männer die geputztesten des Stammes sind. Diese Weiber tragen zunächst ein Kleid, das ihnen die Füße bedeckt und bis zum Halse heraufreicht; auch dieses Kleid, quetedo genannt, meist von rother oder blauer Farbe, wird von derjenigen Frau, die es trägt, gesponnen, gewoben, gefärbt und genäht. Es wird um die Hüften durch einen perlengestickten Gürtel festgehalten, der durch eine große silberne Schnalle geschlossen wird. Dieser Gürtel ist das höchste Schmuckstück der Weiber der Pehuenchen und heißt bei ihnen quepiqué (kepikeh). Außerdem wird eine Art Mantel aus einem viereckigen Stücke desselben Zeugs, woraus das Kleid besteht, aber von einer andern Farbe, welcher iquilla heißt, umgeworfen und vorn auf der Brust mit einem tupo oder

einer großen silbernen Vorstecknadel von derselben Form, wie sich die Frauen im südlichen Europa ihrer zum Auftreten des Haares bedienen, zusammengesteckt. Als Kopfputz tragen diese Weiber über ihrem mit Pferdefett (anstatt der Pommade) reichlich getränkten Haar einen Hut oder eine Mütze in Gestalt einer umgestürzten Schüssel, welche auf allen Nähten mit Perlen verziert ist. Ueberdies hängt daran ein Glöckchen, und zwei andere sind an den Ohrringen angebracht. Das Gebimmel dieses Putzstückes hat für die mit einem solchen Glockenspiel geschmückte Schöne einen solchen Reiz, daß sie sich keinen Augenblick ruhig verhält und mit ihrem Kopfe spielt, wie eine Spanierin mit ihrem Fächer. Zu diesem glänzenden Aufzuge gesellt sich bei einer solchen indianischen Schönen von den Pampas noch eine Auswahl Halsbänder, Ohrgehänge, Armbänder, Armringe für den Oberam und Ringe für die Finger und die Fußknöchel. Es gelingt ihr zwar, damit Effekt zu machen, aber sie vermag sich dadurch nicht zu verschönern. Die Natur hat ihr ein häßliches Gesicht gegeben, und alle Kleinodien der Erde vermöchten ihre Häßlichkeit nicht zu verbergen.

Der Pehuenche hat keinen festen Wohnsitz; er ist Nomade und sucht sich sein Obdach unter einem Zelte von der einfachsten Art. Ein starkes, dem Bambus ziemlich ähnliches Rohr, das in dichten Rohrbrüchen am Rande der sumpfigen Seen wächst, bildet die Zimmerung desselben, und in Ermangelung des Schilfrohrs lassen sich auch einige biegsame Gerten dazu verwenden. Hat man das Material, Rohr oder Baumzweige, zusammengeschafft, so biegt man einen der Stengel krumm und steckt ihn mit beiden Enden in den Boden, so daß er einen Bogen von ungefähr einem Meter Höhe bildet. Auf diesen Bogen stützen sich die anderen Zweige, welche ebenfalls leicht eingebogen und mit dem andern Ende in den Boden gesteckt werden und das Gerüst einer Art Regenmantel bilden. Dieses Gerüst

wird hierauf mit Pferdehäuten bedeckt, welche mittelst Sehnen von Pferden oder Ochsen, die die Nähterinnen gekaut haben, um die Fasern von einander zu trennen, zusammengenäht sind. Die gekauten Fasern jener Sehnen werden zu einer Art Zwirn zusammengedreht, mit welchem man hernach sehr solid nähen kann. Das Zelt des Pehuenchen ist nun freilich zu niedrig, als daß ein Mann darin aufrecht stehen könnte; allein der Besitzer eines solchen verkriecht sich auch nicht darunter, als beim Schnee, beim Regen oder bei heftigen Winden. Schaffelle, die er auf den Boden gebreitet hat, dienen ihm zugleich zum Sitz und zum Lager, und das ganze Innere ist so schmutzig, daß man — etwa den strengen Winter ausgenommen — lieber unter freiem Himmel schlafen möchte, als in diesem abscheulichen backofenartigen Nest. Der Pehuenche kehrt sein Zelt nie mit dem Besen aus. Wenn es unbewohnbar wird, so bricht er es ab und schlägt es anderwärts auf; bevor es aber dahin kommt, muß sich der Unrath schon so angesammelt haben, daß er durch seine Masse und seinen Umfang hinderlich ist. Der Pampas-Indianer liebt die Jagd in ebenso hohem Grade, als die Mehrzahl der anderen Wilden. Allerdings könnte er sie entbehren, denn er hat Pferde, Rindvieh und Schafe. Wenn er daher jagt, so geschieht es aus Vergnügen, oder um einige Mannichfaltigkeit in seine Kost zu bringen. Sollte es ihm nämlich einfallen, einmal einen Flügel vom Nandu oder Strauße der Pampas (Rhea), eine Keule vom Hirsch oder Guanaco zu verspeisen, so braucht er nur seine Bolas zu nehmen und zu Pferde zu steigen, um zur Jagd gerüstet zu sein. Sein Wild ist freilich nicht zahlreich und meist sehr scheu, aber ein Europäer würde auch weder nach Nandu-Braten, noch nach einer Hirschkeule lecker sein. Das Fleisch des Nandu ist bei alten Vögeln trocken und zähe und hat einen etwas unangenehmen Geruch; man verspeist daher vorzugsweise nur junge

Exemplare, welche auch leichter zu erlegen sind, da die alten äußerst flinke Renner und gewandte Schwimmer sind und nicht so leicht eingeholt werden können. Die Hirschart, welche in den Pampas beinahe allein vorkommt, ist der damhirschartige Cervus campestris der Naturforscher, der eine ziemliche Größe und zuweilen ein Gewicht von drei Centnern erreicht. Wäre sein Fleisch schmackhaft, so würde er daher ein vorzügliches Wildpret abgeben und seine Erlegung sich sehr lohnen; allein dies ist nicht der Fall — das Fleisch ist von unangenehmem Geschmack und noch widrigerem Geruch, so daß sogar die Hunde es verschmähen und nicht einmal die Fährte annehmen wollen. Dieser starke Geruch oder Gestank wird von einer Flüssigkeit ausgehaucht, welche zwei in der Nähe der Augen angebrachte Drüsen ausschwitzen, und die das Thier nach Belieben hervordrücken kann, um sich seiner Feinde zu erwehren, etwa wie das Stinkthier sich seiner Afterdrüse zum gleichen Zweck bedient. Trägt man daher nicht Sorge, diese beiden Drüsen herauszuschneiden, sobald das Thier todt ist, so kann man das Fleisch unmöglich essen, weil sich der Gestank demselben augenblicklich mittheilt. Der Pampas-Indianer schneidet daher nicht nur jene Drüsen aus, sondern vergräbt sein Wild einige Tage in die Erde, um es weicher zu machen und ihm noch einen Theil seines unangenehmen Geruchs zu benehmen.

Ein weit besseres Wildpret liefert ihm das Guanaco oder Llama (Auchenia), welches in den an die Gebirge stoßenden Theilen der Pampas häufig vorkommt und nicht nur ein sehr schmackhaftes weißes Fleisch, sondern auch ein sehr schönes, weiches, geschmeidiges Fell mit einem langen Vließ von gefälliger lohbrauner oder kastanienbrauner Wolle liefert. Diese Guanaco-Felle sind sehr gesucht und werden theils über die Andes hinüber nach dem südlichen Chile, theils nach den obenerwähnten Sierras verkauft,

wo sie, namentlich die Felle von jungen Thieren, zusammengenäht werden, um Bettdecken daraus zu machen, die ebenso leicht als warm und reinlich und so geschmeidig sind wie ein Handschuh. Man kann nichts Hübscheres und Bequemeres sehen als solche Bettdecken aus Guanaco-Fellen, welche bisweilen von Valdivia in Chile aus zu uns nach Deutschland kommen.

Manchmal thut sich der Pehuenche auch mit einer Pferde- oder vielmehr mit einer Stutenkeule gütlich, denn er schlachtet nur Stuten, wenn er Pferdefleisch bekommen will. Der Grund davon ist ein sehr einfacher, denn in der ganzen Region der Pampas reitet man keine Stuten; der Gaucho und der Indianer würden glauben, sie vergäben sich Etwas, wenn sie ein anderes Thier ritten, als einen Hengst; und da der Indianer sich überhaupt nicht mit Pferdezucht abgiebt und daher nicht viele Fohlen gewinnen will, so opfert er lieber seine Stuten. Braucht er ein Reitpferd, so fängt er sich entweder eines aus einer der vielen wilden Heerden, oder er stiehlt sich ein solches. Er rekrutirt seine Heerden überhaupt am liebsten durch Diebstahl, oder vielmehr er stiehlt nicht einmal, sondern treibt am hellen Tage und unter den Augen der Eigenthümer die Heerden seiner Nachbarn hinweg, seien sie nun Ansiedler oder Gauchos. Er begnügt sich dann nicht mit Pferden, Rindern und Schafen allein, sondern raubt auch zugleich Weiber und Kinder. Als Rosas die Indianer züchtigte, welche die Umgebungen von Buenos-Ayres zu plündern pflegten, befreite er nicht weniger als fünfzehnhundert solcher Unglücklichen, welche die Puelchen zu Sklaven gemacht hatten. Sollte man es für möglich halten, daß es Leute giebt, die so erbärmlich sind, sich diese Raubzüge zu nutz zu machen? Menschen, die auf dasjenige spekuliren, was ihren Landsleuten abgenommen worden ist — die noch zu solchen Räubereien aufmuntern, um Nutzen daraus zu ziehen? Aber leider ist es so: es giebt eine Klasse von Hausirern,

welche mit den Pampas-Indianern handeln und ihnen die werthvollen Gegenstände abkaufen, die sie beim Ueberfall der Ansiedelungen geraubt haben, wie in Nord-Amerika ein Haufe Händler sich mit dem Verkauf der „Sachen" aus Mexico befaßt, d. h. derjenigen Beutestücke, welche von den Einfällen der wilden Indianer der Prairieen in die nördlichen Staaten der Republik Mexico herrühren!

XV.

Die Patagonier.

Im gemeinen Sprachgebrauch ist der Name Patagonier gleichbedeutend mit Riesen, und schon seit der Entdeckung von Patagonien durch den berühmten portugiesischen Seefahrer Magelhaens im Jahr 1520 ist die Thatsache bekannt, daß dieses Volk sich durch ungewöhnliche Körpergröße auszeichnet. Die alten Seefahrer setzten ganz abenteuerliche Märchen über sie in Cours; nach den Einen sollten sie mindestens acht bis neun Fuß hoch sein; Andere gaben ihnen deren zwölf und schilderten sie für so groß, daß ein Mann von gewöhnlichem Wuchse diesen Colossen zwischen den Beinen hindurch gehen konnte, ohne auch nur den Kopf zu bücken.

Im Wesentlichen haben wir von dem Zeitpunkte an, wo Magelhaens im Namen des Königs von Spanien Besitz von dem Lande dieses Volkes ergriff (ein Besitz, der allerdings beinahe nur ein eingebildeter geblieben ist), sehr wenig Neues über diese Patagonier gehört; allein bezüglich ihrer Größe ist man zu genauen Nachrichten gelangt, weil man sie gemessen hat. Die Männer von zwölf Fuß Höhe, von denen wir in den alten Reisebeschreibungen lesen, gehören in das Gebiet der Fabel, wie alle die Heldenthaten, die man diesen modernen Titanen beigemessen hat; aber soviel ist gewiß, daß die Patagonier uns Europäern an Körpergröße überlegen sind, und daß

Männer von sieben Fuß und mehreren Zollen bei ihnen **gar keine** Seltenheit sind. Sie gehören daher unzweifelhaft zu den **größten** Menschen auf der heutigen Erde und sind muthmaßlich die **größten**, welche überhaupt jemals existirt haben. Man bemerkt auch **bei die**sem Volke zwischen der Größe der Männer und derjenigen der **Frauen** jenen Unterschied, welcher sich allenthalben unter den beiden Geschlechtern kund giebt. Im Allgemeinen sind die Weiber in Patagonien wohlbeleibter als die Männer, jedenfalls aber im **Verhältniß** zur mittleren Größe unserer Central-Europäerinnen beinahe **riesig** zu nennen.

Patagonien begreift den ganzen südlichen Theil von Süd-Amerika, von der Grenze der La Platastraße bis zur Magelhaensstraße. Es grenzt also nach Norden an den Rio-Negro, nach Osten und Westen an die beiden großen Oceane, und umfaßt einen Flächenraum, der noch etwas größer ist, als sämmtliche Staaten des deutschen Bundes.

Man betrachtet gewöhnlich Patagonien als die Fortsetzung der Pampas, die sich vom Rio de la Plata bis zum Ostabhange der Cordilleren erstrecken. Dies ist jedoch ein Irrthum, denn Patagonien ist — mit Ausnahme seines Antheils an den Andes, der weit mehr Verwandtschaft mit dem Feuerland, als mit dem eigentlichen Patagonien hat — ein Flachland, eine Reihe von Ebenen, welche sich aber wesentlich von denjenigen der Pampas unterscheiden. Statt der riesenhaften Disteln und Cardunen, statt der dünngesäeten Baumgruppen und des hohen, dichten Grases, welche die Pampas hervorbringen, findet man auf den Ebenen von Patagonien nur Rollsteine von Porphyr und Basalt; kaum bemerkt man da und dort in der Nähe von Wasserläufen und Bächen etliche Büschel von Gras und niedrigen Gewächsen oder einiges verkrüppeltes Strauchwerk, aber nie einen Baum.

Dieses öde Gebiet ist von salzigen Teichen und großen Seen von Brackwasser durchzogen, und das süße Wasser ist daselbst selten. An gewissen Stellen wird die Ebene unterbrochen und wellenförmig; aber man sieht nirgends eine Erhebung, die den Namen eines Berges verdiente. Trotzdem bietet das Land nicht überall dasselbe Niveau dar, sondern erhebt sich allmählich von der Ostküste aus bis an den Fuß der Andes, wo man sich, ohne die Ebene verlassen zu haben, etwa 3000 Fuß über dem Ausgangspunkte befindet. Allein in jeglicher Erhebung über die Meeresfläche herrscht beinahe immer dieselbe Unfruchtbarkeit.

Patagonien ist also eine echte Ebene, um kein Haar anders, als diejenige am Colorado, die Steppen an der Hudsons-Bay, die Atacama in Peru und die Wüsten Gobi in Asien, Sahara und Kalahari in Afrika. Unter allen unfruchtbaren Gegenden hat Patagonien vielleicht die meiste Aehnlichkeit mit den Steppen Afrika's, und diese Aehnlichkeit erhöht sich noch einigermaßen durch die Anwesenheit des Straußes. Zwei Arten von diesem Riesenvogel der Wüste kommen nämlich in den Ebenen von Patagonien vor; es sind nicht die eigentlichen Strauße, wie sie die Wüsten Afrika's bewohnen, sondern sie gehören der Gattung Rhea an und heißen bei den Eingeborenen Nandu; die eine Art ist unter dem Namen des gewöhnlichen südamerikanischen Straußes bekannt, die andere ist der Nandu Darwin's. Die erstere Art bewohnt vorzugsweise die Pampas und findet sich höchstens noch im nördlichen Theile Patagoniens. Die zweite Art dagegen überschreitet den Rio-Negro nicht und kommt südwärts bis an die Magelhaensstraße vor. Diese südamerikanischen Strauße stimmen an Gestalt, Bau und Lebensweise wesentlich mit dem afrikanischen Strauße überein, sind jedoch etwas kleiner und haben d r e i Zehen, die mit stumpfen Krallen versehen sind, und einen befiederten Kopf. Sie sind nicht nur ungeheuer behende Läufer, sondern auch gewandte Schwimmer, denen es

eine Kleinigkeit ist, über Ströme von 300—400 Schritte Breite zu setzen. Auch noch andere große Vögel besuchen diese öden Ebenen. Der Condor fliegt über sie hin und hockt auf den Küstenklippen des atlantischen Oceans auf, ja bisweilen sogar auf den nackten Felsen, welche die Flüsse und Wasserläufe beherrschen, und auf denen er seinen Horst baut. Außer ihm finden sich noch verschiedene andere große Raubvögel, namentlich Wüsten-Geier, wie der Carrancha und Chiniango, verschiedene Aasgeier, Adler und Falken. Unter den Landraubthieren sind namentlich der Puma und der Fuchs Azara's zu nennen. Allein alle diese Thiere, mit Ausnahme des Nandu, sind wesentlich fleischfressende; was für eine Beute dient also ihnen zum Unterhalt? Nähren sich diese Raubthiere ausschließlich nur vom Nandu? Gewiß nicht, denn dieser ist groß und stark genug, um sich der Raubvögel zu erwehren oder ihnen zu entgehen.

Die Adler mögen ihre Nahrung in Feldhühnern und Regenpfeifern finden, aber die Geier jagen ja nicht, sondern leben nur von Aas; wenn sie aber auch zuweilen ein todtes Feldhuhn oder einen verendenden Strandläufer auffinden, so ist dies nur ein reiner Zufall, auf welchen sie gar nicht zählen können. Von kleinen Vierfüßlern haben sie eine größere Auswahl; zunächst einmal den Teratero, eine Maulwurfsart, und sodann sehr viele und vielerlei Mäuse. Letztere kommen in wimmelnder Menge an Orten vor, die so unfruchtbar sind, daß man gar nicht errathen kann, wovon sie leben; allein wenn diese kleinen Nagethiere auch noch so häufig sind, so geben sie immer nur ein kleines Maulvoll, und die Geier lieben bekanntlich nur große Bissen. Auch müssen sie, um von diesen kleinen lebenden Thieren sich zu ernähren, mehr Gewandtheit und Muth haben, als sie wirklich besitzen. Was diese Geier daher suchen, das ist ein wirkliches förmliches Aas, oder wenigstens

ein verendendes Thier, das nicht mehr im Stande ist, sich zur Wehre zu setzen.

Es giebt aber in Patagonien ein Thier von bedeutendem Umfang, welches jenen Thiergeschlechtern angehört, von denen sich Menschen wie Thiere nähren; ohne das Vorhandensein dieses Thieres würden wir auf diesen Ebenen weder Geier noch Pumas sehen, noch würde ohne dasselbe der Patagonier leben können, ein stämmiger Mensch, der von der Sohle bis zum Scheitel seine sieben Fuß mißt und daher jedenfalls einen guten Appetit hat! Der Patagonier, der immer barhaupt geht und seine schwarzen Haare auf die Schultern herabfallen läßt, wenn er sie nicht auf dem Scheitel in einen Knoten zusammenbindet oder mittelst eines kleinen Lederstreifens oder einer aus Roßhaar geflochtenen Schnur oder Binde um die Stirne knüpft, damit ihm die Haare nicht auf die Augen herabfallen, — ein solcher Mensch hat einen gesunden Appetit und verschmäht ebenfalls kleine Bissen, um so mehr, da er beinahe nackt geht und durch einen Ueberschuß von Nahrung jene Körperwärme erzeugen muß, welche ihm eine solidere Kleidung geben würde. Er geht, wie schon gesagt, für gewöhnlich barhaupt; er könnte der Schnur oder dem Riemen, die er um die Stirne bindet, einen Schmuck von Nandufedern hinzusetzen; allein er findet sich groß genug ohne Federbusch und bedient sich daher nur selten eines solchen Schmuckes.

Ein Mantel bedeckt ihm die Schultern und reicht bis zur Ferse hinab; würde er frieren, so könnte er ihn über der Brust zusammenziehen; allein er ist von Haus aus nicht frostig und läßt ihn gerne im Winde flattern; er schlägt ihn sogar zurück, um seine Arme freier zu haben, oder bindet ihn mit einem Riemen um die Hüfte, löst den oberen Theil desselben auf und kümmert sich wenig darum, daß er bis zum Gürtel nackt erscheint. Zu diesem Mantel fügt er noch

eine Art Schürze in Form einer Tasche und Kamaschen mit Fersen oder Stiefeln ohne Sohlen hinzu, je nachdem man dieses Kleidungsstück nennen will. Zuweilen sind diese Kamaschen aus der Haut eines Pferdebeins gemacht, wie dies auch bei andern wilden Völkern üblich ist; allein für gewöhnlich sind diese Kamaschen von Leder, wie der Mantel. Das Bein ist bis zum Knie in diese Kamaschen eingeschlossen, welche bis über die Fußbiege herabreichen und die Ferse umschließen, die Zehen aber unbedeckt lassen. Der einzige Unterschied zwischen unsern Kamaschen und diesen besteht darin, daß die letzteren haarig sind und auf der bloßen Haut und ohne Strümpfe oder Schuhe getragen werden.

Wenn ich von diesen Kamaschen ausführlicher rede, als sie es vermöge ihrer Einfachheit zu verdienen scheinen, so wird der Grund hierfür sogleich klar werden. Als nämlich Magelhaens' Matrosen zum ersten Male diese Männer sahen, die ihnen riesenhaft erschienen, bemerkten sie zugleich auch an denselben jenes eigenthümliche Schuhwerk; das Ende der Kamasche, von ihren langen Haaren bedeckt, hing in breiten Streifen zu beiden Seiten des Fußes herab und gab demselben eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Fuße der Hausente, deren mit Schwimmhäuten versehene Zehen im Spanischen Patas heißen; daher gaben die Gefährten Magelhaen's diesen Indianern um ihrer breiten Füße willen den Namen Patagons oder Entenfüßler, und so erhielt das von ihnen bewohnte Land den Namen Patagonien.

Wenn ein solcher Patagonier, in seinen weiten Mantel gekleidet, dessen dichter Pelz ihn noch größer erscheinen ließ, auf einer der hohen Klippen dieser Küste stand, um jene Schiffe der Fremdlinge besser zu sehen, die ihm ebenfalls riesenhaft erschienen, so mußte er, aus der Ferne gesehen und vom grauen Himmel sich abzeichnend, in der That riesenhafte Verhältnisse annehmen. So sahen ihn im

Jahr 1520 die Spanier zum ersten Mal, wie er die Ebene beherrschte und seinen großen einsamen Schattenriß vom Horizonte abzeichnete. Damals hatte der Patagonier noch kein Pferd, denn die Spanier hatten den Fuß noch nicht nach Süd-Amerika gesetzt; allein 30 Jahre später sahen sie ihn wieder an derselben Stelle auf einem feurigen Pferde, das er mit eben so viel Geschicklichkeit handhabte, als der geschickteste Reiter Spaniens.

Unter den ersten Indianern, die sich des Pferdes zum Reiten bedienten, waren nothwendigerweise die Stämme der Pampas; denn die ersten Pferde, welche die Einöden Süd-Amerika's mit ihrer Race bevölkerten, wurden von Mendoza in der Provinz ausgeschifft, wo er Buenos-Ayres gründete.

Von den Ufern des La Plata aus verbreitete das Pferd sich rasch bis an das Ende der südamerikanischen Halbinsel, und von diesem Zeitpunkte an ist der Patagonier beinahe nicht wieder zu Fuße gegangen.

Der Besitz des Pferdes führte eine vollständige Veränderung in seiner Lebensweise herbei, änderte aber mit Ausnahme des Dorns oder der kleinen hölzernen Spitze, welche er an seinem Stiefel anstatt eines Sporns anbrachte, Nichts an seiner Kleidung und Toilette. Er malt sich noch heut zu Tage, wie vor der Ankunft der Spanier, einen rothen oder schwarzen Kreis um das eine Auge und einen weißen um das andere. Wie damals beschmiert er sich den Körper mit zwei Farben, die eine Hälfte schwarz, die andere weiß, und verziert diese mit einem schönen Bilde des Mondes in schwarzer Farbe und die andere mit einer Sonne, die er mit weißer Farbe zeichnet. Uebrigens macht sich sowohl in den Verzierungen wie in der Wahl der Farben dieses Anstrichs eine große Mannichfaltigkeit geltend, obschon die Scheidung in zwei Hälften von contrastirenden Farben allgemein üblich und stets die Regel ist.

Allein trotz dieses Aufzugs, der eine wahre Livree von Wildheit ist, darf man den Patagonier doch nicht mit anderen tiefstehenden Wilden verwechseln, welche nach Gewerbfleiß, Künsten und Lebens-Behaglichkeiten auf der tiefsten Stufe stehen. Abgesehen von seiner Vorliebe zu jenem seltsamen Putz, der im Grunde vielleicht nicht thörichter ist, als eine Menge Bräuche des civilisirten Lebens, findet sich in seiner Natur und seinen Sitten Nichts, wodurch er den Beinamen eines Wilden verdiente. Ich gebe zu, daß er das halbgar gekochte Fleisch vielleicht etwas zu sehr liebt, aber dasselbe thun ja auch die Engländer; in seinem ganzen Verkehr mit der weißen Race jedoch ist er stets seinen edeln Besuchern auf gleichem Fuße begegnet, hat sich leutselig, großmüthig, voll Tapferkeit gezeigt und nicht nur die Unbilden Magelhaens', der sich ihm gegenüber mehr wie ein Wilder als wie ein Vertreter der Civilisation bewiesen hat, vergessen, sondern sich auch in keiner Weise dafür rachsüchtig gezeigt. Nie hat ein Schiffbrüchiger, den der Zufall an diese Küste geworfen, sich über die Behandlung zu beklagen gehabt, die er bei den Patagoniern gefunden; nie hat sich der Bewohner dieses unfruchtbaren Landes grausam oder treulos gezeigt, niemals sich des Kannibalismus verdächtig gemacht.

Um aber wieder auf das Thier zurückzukommen, welches dem Patagonier hauptsächlich seinen Unterhalt liefert, wie den Pumas und den Geiern, so sei hier ein für allemal vorausgeschickt, daß es weder ein Hausthier noch ein Fisch ist, denn der Patagone treibt weder Viehzucht noch Ackerbau, noch gar Fischfang; er hat keine Art von Boot oder sonstigem Fahrzeug, er bewohnt ein Land, dessen Thäler kaum mit Gras bewachsen sind; er hat keine anderen Hausthiere, als das Pferd und den Hund, und diese treuen Gefährten verspeist er nicht, sondern bedient sich des einen zum Durcheilen jener ungeheuren Ebenen und zugleich beider als Gehülfen bei der Jagd.

Ihr begreift, daß der Patagonier, seit er beritten ist, sich den Nandu verschaffen kann, der die Geschwindigkeit des Straußes hat; er verzehrt das Fleisch dieses Vogels auch, so oft er denselben erlegen kann, was ziemlich häufig geschieht; allein der Patagonier würde auf sehr schmale Kost gesetzt sein, wenn er nichts Anderes hätte. Er findet allerdings auch Nandu-Eier, die von ziemlichem Umfang und nicht selten sind, allein diese können ihm nur eine Zuspeise liefern. Der Hungrigen sind zu viele, und der Appetit derselben zu groß, und wenn man die ganze Bevölkerung mit Nandu-Eiern sättigen wollte, so würde die Race dieses Vogels bald aussterben.

Glücklicherweise giebt es in Patagonien einen jener unschätzbaren pflanzenfressenden Vierfüßler, welche dem Menschen sowohl ihr Fleisch als ihre Haut liefern. Blickt einmal dort hin an den Fuß jener Hügel oder in die kleine Schlucht am Abhang jenes Berges: ihr seht daselbst eine Anzahl hübscher Thiere, mehrere hundert Köpfe stark, deren Haut mit hübschem Wollhaar von blaßröthlich brauner Farbe bedeckt ist; wenn sie Geweihe auf den Köpfen trügen, so würdet ihr sie für Hirsche halten, deren Größe sie gerade haben. Allein ihre Stirn ist nackt, und der lange Hals, das wollige Haar, die ganze Gestalt zeigen euch zur Genüge, daß die Thiere nicht der Familie der Hirsche angehören. Es sind vielmehr Guanacos oder wilde Llamas, das vorzugsweise Wild der Patagonier, ihre einzige Hilfsquelle, das wohlthätige Thier, dem sie Nahrung, Kleidung und Obdach verdanken. Diese Thiergattung, von den Naturforschern Auchenia genannt, kommt in Süd-Amerika in vier besonderen Arten vor; die drei andern, außer dem Guanaco, sind das Vicuña, das eigentliche Llama und das Alpaca. Die beiden letztern sind schon seit Jahrhunderten gezähmt und Hausthiere. Das Vicuña aber, das schönste und größte von allen, existirt nur im wilden Zustande, wie das Guanaco. Alle vier bewohnen die Hochebenen der Andes

von Columbia bis nach Chile; das Guanaco erstreckt seinen Verbreitungsbezirk sogar bis an die Küsten des atlantischen Oceans, überschreitet den La Platastrom und durcheilt die Ebenen von Patagonien bis zur Magelhaensstraße, über welche es sogar gesetzt hat. Man trifft es im Allgemeinen in Rudeln von 20 — 50 Stücken; allein bisweilen kommen auch ganze Heerden von 400 — 500 solcher Thiere vor.

Jetzt wißt ihr, was die Geier in jene öden Ebenen lockt, wo sie von den Ueberresten leben, welche gleichsam vom Tische des Puma abfallen.

Da das Guanaco außerordentlich scheu ist, so wäre seine Erlegung sehr schwierig, wenn der Jäger nicht alle seine Gewohnheiten und seine Lebensweise genau kennen würde. Der Patagonier aber ist von Jugend auf hiermit genau vertraut; er weiß, daß er in freiem Felde kein Guanaco finden wird, weil dieses daselbst allzu weithin sichtbar ist. Er muß daher das Rudel nur an solchen Stellen aufsuchen, wo die Ebene wellenförmig oder sonst unterbrochen ist, und wo er es wahrscheinlich in eine lange Kette aufgelöst am Fuße eines Hügels finden wird, wo es das Gras friedlich abweidet, während ein altes Männchen, als Schildwache auf dem Gipfel des Hügels aufgestellt, über die Sicherheit des Rudels wacht. Der Patagonier weiß sehr gut, daß die Schildwache beim mindesten Anschein von Gefahr einen Warnruf ausstoßen wird, der zwischen einem Wiehern und einem Pfeifen die Mitte hält; daß bei diesem wohlbekannten Signale das ganze Rudel die Flucht ergreifen, den Abhang eines andern Hügels erklimmen und dort Halt machen wird, um zu sehen, ob man ihm nachsetzt; er weiß aber auch, daß, wenn man die Heerde einmal in Verwirrung gesetzt hat, die sämmtlichen Thiere den Kopf verlieren, wie Schafe, und sich gerade der Gefahr entgegenstürzen werden, welche sie vermeiden wollen.

Da die Patagonier nun mit all' diesen Einzelnheiten genau bekannt sind, so schaaren sie sich bisweilen in Menge zusammen, um auch ihrerseits ein stattliches Reitergeschwader zu bilden, greifen zu ihren Chuzos oder 20 Fuß langen Lanzen, besteigen ihre trefflichen Pferde und begeben sich an den Ort, wo die Senkungen des Bodens mit Gras bewachsen und zugleich von irgend einer Anhöhe beherrscht sind. Ihre Absicht geht dahin, die Guanacos einzukreisen; allein die Hauptsache ist, sie zu überrumpeln, und dies ist manchmal schwierig wegen des alten Männchens, welches die Stelle einer Schildwache versieht.

Hat man die wilde Heerde, wie man es vermuthete, am Fuße einer Anhöhe gefunden, so flüchtet sie, wie sich dies erwarten ließ; allein die Jäger entfalten sich jetzt zu einer langen Kette, hetzen ihre Hunde an und treiben das flüchtige Wild nach einem Hügel hin, den sie sich im Voraus bezeichnet haben. Die Guanacos wenden sich um so lieber nach dem Orte, wohin man sie treibt, weil es eine der Weiden ist, die sie selbst hätten aufsuchen können; sie erklettern also den Abhang, schaaren sich um den Gipfel und wenden sich um, dem Feinde die Spitze zu bieten.

Die Meute und die Reiter bewachen den Hügel und erklettern nun ebenfalls dessen Abhänge; die Hunde bellen, die Lanzenstöße fallen immer dichter und häufiger, und die Guanacos brechen verendend zwischen den Felsen zusammen.

Wenn zufälligerweise eines von den gehetzten Thieren durch die Kette der Jäger bricht, so halten sie vor der Meute still, denn die Guanacos haben auch dies noch mit den Schafen gemein, daß der kleinste Hund hinreicht, sie zum Stehen zu bringen, und obwohl sie sich bisweilen gegen ihre Verfolger vertheidigen, so geschieht dies doch niemals gegen die Hunde. Ihr Vertheidigungsmittel besteht in heftigen Stößen mit dem Kniegelenk der Hinterläufe, mit welchen

sie ausschlagen. Die Männchen unter sich liefern oft erbitterte Kämpfe, bei denen schwere Büffe fallen.

Merkwürdigerweise ist es weit leichter, sich einem Guanaco zu nähern, wenn es allein ist oder nur ihrer zwei oder drei bei einander sind, als wenn es sich um ein größeres Rudel oder um eine starke Heerde handelt. Die Neugier trägt in einem solchen Falle den Sieg über die Furcht davon; es genügt, daß der Jäger einige seltsame Sprünge macht, ein Stück Zeug oder irgend einen auffallenden Gegenstand schwingt, um ihm zu erlauben, daß er dem Thiere auf 12—15 Schritte nahe kommt, ohne daß es die Flucht ergreift. Auf diese Weise beschlichen die Patagonier, ehe sie das Pferd besaßen, das Guanaco in solcher Nähe, daß sie es selbst mit ihrer damaligen anscheinend unschuldigen Waffe, welche sie jedoch noch heute führen, erlegen konnten. Und was war dies für eine Waffe? Waren es Bogen und Pfeile, war es eine Lanze, ein Wurfspeer, ein Blaserohr? Keines von diesen allen. Diese Waffe, deren sie sich noch gegenwärtig bedienen, und welche die Gauchos von ihnen entlehnt haben, ist den Indianern dieser Region ganz eigenthümlich und trägt den Namen Bolas. Es ist eine Waffe der einfachsten Art: zwei Steine, welche die Weiber durch Reiben an einander abrunden, werden mit Guanacoleder überzogen und gleichen den Bällen, deren man sich zum Ballschlagen bedient; jede dieser beiden Kugeln, deren Größe je nach dem Gebrauch, wozu sie bestimmt sind, sehr verschieden ist, wird am Ende eines Riemens befestigt; wenn man beide Riemen, welche mit einander eine Länge von 8—9 Fuß haben, mit den ledigen Enden an einander knüpft, so ist die Waffe fertig und harrt nur noch ihres Gebrauchs. Um sie mit Erfolg zu führen, ist eine lange Praxis unerläßlich. Allein der Patagonier hat seine Bolas von jeher geführt; schon in seinen Kinderjahren sind sie sein Spielzeug gewesen, und später hat er seinen Stolz darein gesetzt,

sie geschickt zu handhaben; es kann also gar nicht überraschen, daß er sich ihrer mit einer erstaunlichen Gewandtheit bedient. Er weiß sie auf eine Entfernung von 80 Schritten mit solcher Genauigkeit zu schleudern, daß sie sich unfehlbar um den Gegenstand, auf welchen er zielt, herumschlingen, und zwar manchmal mit solcher Gewalt, daß sie einen tiefen Eindruck darin zurücklassen.

Die Art und Weise, wie die Bolas geworfen werden, ist zur Genüge bekannt: der Jäger ergreift mit der rechten Hand die beiden Riemen an ihrem Vereinigungspunkte, also etwa in der Mitte, giebt den beiden Kugeln eine kreisrunde Bewegung, indem er sie rasch um seinen Kopf dreht, und wirft dann, wenn sie eine hinreichende Projektionskraft erworben haben, den Riemen nach dem Thiere, welches er verfolgt. Mit einem solchen Wurf, der auf den ersten Anblick so einfach erscheint, aber ein außerordentlich genaues Augenmaß, eine scharfe Berechnung und eine große Handfertigkeit erheischt, wirft der Patagonier den Strauß, das Guanaco und den Hirsch nieder, denen er nach den Beinen zielt, und die er nie verfehlt.

Man hat in einzelnen Gegenden die Bolas noch mit einem dritten Riemen versehen, allein der Patagonier sieht darin keinen Fortschritt. Zuweilen sind die Kugeln von hartem, schwerem Holze, zuweilen auch von Eisen; letztere tragen weiter und werden deshalb vorgezogen, wenn man sie sich verschaffen kann.

Der Patagonier fängt auch junge Guanacos und hütet sich wohl, sie zu tödten; er zieht sie im Gegentheil sorgfältig auf, und man sieht solche Thiere beständig in der Nähe seiner Zelte entweder an Schlingen und Pflöcke angebunden oder von einem Knaben am Riemen auf die Weide geführt; allein der Zweck derselben ist nicht, den Kindern des Stammes zum Spielzeug zu dienen, sondern sie sollen ihre eigenen Angehörigen in den Bereich der unfehlbaren

Bolas locken. Man bindet nämlich das unschuldige Geschöpf an einen Busch; im Gestrüpp versteckt, ahmt der Jäger den Ruf der Mutter des jungen Guanaco nach; dieses erwiedert den wohlbekannten Ruf mit den kläglichen Lauten des Gefangenen, und es bedarf Nichts weiter, damit die andern Guanacos alsbald herbeieilen und sich von selbst den gefürchteten Bolas darbieten.

Ohne dieses tückische Mittel würde der Patagonier trotz der Geschwindigkeit seines Pferdes und dem Eifer seiner Meute zuweilen langen Fastenzeiten ausgesetzt sein; denn da das Guanaco ganz harmlos und scheu und für den Kampf gar nicht gerüstet ist, sucht es sogleich sein Heil in der Flucht und verschwindet mit Blitzesschnelle. Manchmal geschieht es auch, daß der Jäger nur durch den Warnruf eines alten Männchens von der Nähe einer zahlreichen Heerde in Kenntniß gesetzt wird; das scharfe Auge des Männchens hat den Jäger im Augenblick entdeckt, wo er in der Ebene erschien; wenn er dann der flüchtigen Heerde mit dem Blicke folgt, so wähnt der Reiter, er sehe gewaltige Vögel mit ausgebreiteten Schwingen davonfliegen, und hält die in der Ferne verschwindende gelbröthliche Schaar für eine Vision. Zuweilen dringt der Warnruf der Schildwache nicht einmal zu ihm, und nur an der aufwirbelnden Staubwolke, die sich am Horizonte erhebt, entdeckt der Jäger die Flucht des Wildes, dem er nachstellt.

Während es bei uns im Felde genügt, zu Pferde an einem Schwarm Krähen vorüberzukommen, um diese zu beruhigen, die beim Anblick eines Fußgängers sich eilends flüchten würden, selbst wenn eine Hecke zwischen beiden läge, gelingt es dem Indianer der Pampas und dem Patagonier niemals, sein Wild zu beschleichen, so lange er nicht vom Pferde steigt. Nicht bloß das Guanaco und der Nandu erschrecken vor dem Reiter, sondern auch der Hirsch der Ebenen, der diese Regionen bewohnt. Der Grund davon ist ein

sehr einfacher: Alle diese Thiere sind gewöhnt, daß der Mensch, ihr größter Feind, sie zu Pferde verfolge, und sie erkennen ihn daher nicht, wenn er abgestiegen ist. Ein Fußgänger ist für sie eine ungemein seltene Sache, und sein Anblick flößt daher diesen Thieren nur den Wunsch ein, ihn genauer zu betrachten, und wenn sie daher auch nicht dem unbekannten Gegenstand entgegenzugehen wagen, so lassen sie ihn doch wenigstens ohne Furcht an sich herankommen.

Der Nandu, welchen der Patagonier ebenfalls jagt, pflegt wie der Strauß sich in gerader Linie zu flüchten und gegen den Wind zu laufen, so oft er verfolgt wird. Der Jäger, welcher dieses weiß, legt einige seiner Gefährten in den Hinterhalt, steigt zu Pferde in Begleitung von einigen anderen Reitern und stört den Nandu auf, der dadurch in den Hinterhalt getrieben wird, wo die anderen ihn mit ihren Bolas so sicher niederstrecken, als ob er von einer Kugel getroffen worden wäre. Eine andere Art der Straußenjagd kennt der Patagonier nicht, und die Behauptung verschiedener Reisenden, daß er sich nach Art des Buschmanns in eine Straußenhaut stecke, um diesen Vogel zu beschleichen, ist entschieden falsch und in keiner Weise praktikabel; denn nicht nur führt der Patagonier keine Bogen und Pfeile, wie der Buschmann, sondern der Nandu Darwin's, welcher vorzugsweise in jenen Gegenden vorkommt, ist gerade um so viel kleiner als der afrikanische Strauß, wie der Patagonier größer ist als der Buschmann.

Der Hirsch der Pampas liefert dem Patagonier ebenfalls eine willkommene Jagdbeute; dieses Thier bewohnt die fruchtbarsten Stellen der Ebene, und sein Fleisch wird von den Eingeborenen sehr geschätzt, wenn es mehrere Tage in der Erde vergraben war, um den ihm eigenthümlichen ekelhaften Gestank zu verlieren. Die Hirschjagd betreibt der Patagonier mit dem meisten Erfolge, indem er das Thier in aller Stille beschleicht. Bisweilen genügt es sogar,

nur langsam zu gehen, ohne gedeckt zu sein, um in geeignete Schußweite zum Pampashirsch herankommen zu können. Von allen Thieren dieser Region fürchtet der Hirsch am meisten den Reiter; er erkennt alsbald den Lasso und die Bolas, deren Wirkung auf seine Brüder er beobachtet hat, und weicht denselben mit größerer Scheu aus, als die Elstern und Krähen dem Schießgewehr. Nähert sich ihm aber ein Mensch zu Fuße und läßt weder Lasso noch Bolas sehen, so fühlt der arme Hirsch keine Furcht vor ihm.

Außerdem liefert noch das Aguti (Cavia patagonica) dem Patagonier zuweilen einen Braten. Seine Lebensweise stimmt so ziemlich mit derjenigen aller südamerikanischen Nagethiere überein, mit dem Unterschiede jedoch, daß es nicht die Nähe des Wassers liebt, wie das große Cabiai oder Wasserschwein (Hydrochoeros capybara), sondern sich lieber an trockenen Orten aufhält. Es vertritt gleichsam die Stelle des Hasen in den gewaltigen Ebenen von Süd-Amerika; denn abgesehen von lokalen Abänderungen hat es dieselbe Lebensweise und denselben Charakter, und die Aehnlichkeit beider ist so groß, daß die spanischen Jäger dem amerikanischen Nagethiere sogar auch den Namen des europäischen gegeben haben. Das patagonische Aguti ist jedoch größer als der Hase, wiegt 20 bis 25 Pfund, hat aber außerdem viel Verwandtes mit dem Hasen. An schönen Abenden sieht man die Aguti's, 3—4 an der Zahl, entweder träge bei einander liegen oder unbesorgt mit einander tändeln, dann aber plötzlich die Flucht ergreifen und hinter einander auf derselben Linie davonlaufen, ganz wie unsere Hasen oder Kaninchen in einem jungen Getreideacker oder in einem Brachfelde.

Während der Patagonier das Guanaco hetzt oder den Hirsch und das Aguti jagt, suchen sein Weib und seine Kinder die Eier des Nandu auf; aber dieser hat leider nicht die Fruchtbarkeit des afrikanischen Vogels. Das Nest der Darwin'schen Art enthält nur

16—20 Eier, die andere Art legt etwas reichlicher, höchstens bis zu 30, aber im Nest des echten afrikanischen Straußes findet man häufig 60—70 Eier. Diese Brut mag allerdings von mehreren Hennen herrühren, allein dies ist auch beim Nandu der Fall, der in dieser Hinsicht alle Gewohnheiten seines afrikanischen Verwandten theilt; das Männchen des südamerikanischen Straußes nimmt ebenfalls am Ausbrüten der Eier Theil, wie dasjenige des afrikanischen; so daß wir nicht begreifen, warum man aus zwei so nahe verwandten Vögeln derselben Familie zwei verschiedene Arten gemacht hat.

Ein anderer Zeitvertreib der jungen Patagonier ist die Jagd auf das Feldhuhn dieser Ebenen, dessen wir schon am Eingang erwähnt haben. Dieses kommt in zwei Arten vor, und die größere, Nothuria major, wird gewöhnlich zu Pferde gejagt. Die ganze Kunst besteht darin, sich dem Feldhuhn so zu nähern, daß man eine Spirale um dasselbe beschreibt, die sich fortwährend verengert. Der Vogel, den dieses Manöver beunruhigt, folgt ihm mit dem Auge, dreht beständig den Kopf, bekommt dadurch den Schwindel und verliert dadurch die Ahnung der Gefahr. Der kleine Jäger nähert sich dem Vogel immer mehr, in der Hand einen langen Stock, einer unserer Angelruthen ähnlich, an dessen Ende eine Schlinge mit einem laufenden Knoten aus einem Riemchen von der Oberhaut des Straußenkiels sich befindet, das zugleich elastisch und widerstandsfähig ist und sich für den fraglichen Zweck ganz vorzüglich eignet. — Ist der kleine Reiter in der gewünschten Entfernung angelangt, so neigt er sich von seinem Pferde herab, bringt die Gerte ganz langsam in die Nähe des unbeweglich dasitzenden Feldhuhns, wirft ihm geschickt die Schlinge um den Hals und erfaßt den Vogel durch einen schnellen Ruck, der ihn erdrosselt. Dasselbe Verfahren beobachtet er sodann bei dem nächsten Feldhuhn und fängt immer wieder von vorne an, bis er deren zehn oder zwölf erlegt hat. Er würde

noch mehr fangen, wenn er der Sonne Halt gebieten könnte, allein seine List gelingt ihm nur um die Mittagszeit. Wenn sein Schatten und derjenige seines Pferdes sich auf der Ebene verlängern und über das Feldhuhn hinstreichen, ehe dieses im Bereich der Schlinge ist, so wird der Zauber gebrochen, und der Vogel fliegt auf.

Der Patagonier hat keinen festen Wohnsitz; die Unfruchtbarkeit seiner Heimath verurtheilt ihn zu einem Nomadenleben, und da er immer dem Wilde folgen muß, von dem er sich nährt, so irrt er beständig in der Ebene umher. Zur Wohnung dient ihm ein Zelt, allerdings von der einfachsten Art; einige lange Gerten werden mit beiden Enden in den Boden gesteckt, so daß sie eine Kuppel bilden, und mit zusammengenähten Guanacofellen bedeckt. Aus der Haut dieses Thieres verfertigt er sich auch den weiten Mantel, welchen er um die Schultern schlägt oder sich um die Hüfte bindet, sowie die berüchtigten Kamaschen, deren wir oben gedacht haben, obgleich er zu denselben bisweilen auch die Haut von Pferdefüßen nimmt.

Die Jagd ist, wie wir gesehen haben, die einzige Hilfsquelle des Patagoniers; sie allein liefert ihm Nahrung, Kleidung und Obdach; ihr widmet er den größten Theil seiner Zeit, und sie beschäftigt ihn sogar noch mittelbar in seinen Mußestunden; denn wenn er nicht dem Hirsch oder dem Aguti nachsetzt, wenn er von der Verfolgung des Guanaco oder des Nandu ausruht, so verpflegt er sein Pferd, verfertigt sich seine Waffen oder bessert dieselben aus. Niemals sieht man ihn ohne seine Bolas; wenn er sie nicht fertig zum Gebrauch in der Hand hält, stets bereit, sie zu schwingen, so trägt er sie entweder über der Schulter oder hat sie in Gestalt eines Gürtels um die Hüfte geschlungen, so daß die beiden Kugeln wie Eicheln daran herabhängen.

XVI.

Die Bewohner des Feuerlandes.

Das Festland von Süd-Amerika verschmälert sich vom 7. Breitengrade unterhalb des Aequators an auf solche Weise, daß es einen förmlichen Kegel bildet, der an seinem südlichen Ende von der Magelhaensstraße durchschnitten wird. Diese öffnet sich in Gestalt eines gewundenen Canals zwischen hohen felsigen Inseln, deren Küsten von den Wogen vielfach unterwühlt und zerrissen sind. Der Canal ist zwar tief, aber so schmal, daß man in demselben beständig die Ufer sieht, und an manchen Stellen aus einem Mörser von mittlerer Größe eine Bombe von einem Ufer auf das andere geworfen werden kann. Diese beiden Ufer werden im Norden von Patagonien, im Süden vom Feuerland gebildet. Die Meerenge, die man die Magelhaensstraße nennt, ist nicht allein wegen der Krümmung der Küste so gewunden, sondern sie verläuft auch nicht direkt vom atlantischen nach dem stillen Ocean. Ein Schiff, das von Europa herkommt und diese Meerenge befährt, hält seinen Kurs nicht nach West, sondern anfangs und bis auf halben Weg zwischen beiden Oceanen nach Südsüdost; hier angekommen, biegt es beinahe unter einem rechten Winkel um und fährt nach Nordwest bis an die Stelle, wo es in die Südsee ausläuft.

Die Magelhaensstraße beschreibt auf diese Weise im Ganzen

zwei Diagonalen, die sich an ihrer Spitze vereinigen, wie die beiden Arme eines großen lateinischen V; die Landspitze, welche zwischen beiden Linien vortritt, ist bei den Seefahrern unter dem Namen des Cap Forward bekannt und bildet die vorgeschobenste Spitze des amerikanischen Festlandes, — nicht den Endpunkt von Amerika im Allgemeinen, da man das Feuerland noch dazu rechnet, dessen süd- lichste Spitze, wie ihr alle wißt, das Cap Horn ist. Obwohl Magelhaens verschiedene tiefe Buchten bemerkt hat, die ihm wie die Mündungen förmlicher von einem Meer zum andern reichender Canäle erschienen, so hat man lange angenommen, das Feuerland bestehe nur aus einer einzigen Insel. Heut zu Tage aber weiß man, daß es ein Haufe felsiger Eilande von verschiedenen Gestalten und Dimensionen ist, welche durch Meeresarme getrennt werden, die sich ins Unendliche verzweigen. Im westlichen Theile dieser Gruppe, auf einem Flächenraum, welcher drei Viertheile des ganzen Archipels umfaßt, sind diese dicht an einander gedrängten Eilande nichts Anderes als Berge, die sich unmittelbar aus den Wogen erheben, und deren Gipfel bisweilen den Meeresspiegel um 5000 Fuß überragen. Auf einigen von diesen Eilanden ist der untere Theil von düsteren Wäldern bedeckt; oberhalb der Bäume aber erscheint die braune Färbung der Felsen, meist mit Schneehäuptern bedeckt, in deren lichten Glanz die bläuliche Färbung der Gletscher einige Abwechslung bringt. Man kann diese Berge als eine Fortsetzung der Andeskette betrachten und die dazwischen liegenden Canäle mit Inbegriff der Magelhaensstraße als einfache Schluchten, in welche das Meer den Zutritt gefunden hat. Diese Canäle haben in der That die größte Aehnlichkeit mit jenen ungeheuren Rissen und Spalten, welche die Cordilleren in Süd- und Nord-Amerika in solcher Menge zeigen, und die von den spanischen Colonisten Barrancas oder Quebradas genannt worden sind. Von diesem Gesichtspunkt aus wür-

den die Andes sich bis an das Ende der Stateninsel, der südlichsten von denjenigen, mit denen wir uns hier beschäftigen, fortsetzen.

Diese Ansicht ist eine ganz vernünftige, denn wenn wir in Gedanken die Meeresschluchten austrocknen, welche das Feuerland von Patagonien trennen, so sähe man keinen Unterschied zwischen diesen beiden Ländern, namentlich in ihrem gebirgigen Theil; man fände dieselben Schluchten, welche tief in die Klippen einschneiden, dasselbe Chaos von nackten Felsen, düstern Wäldern und schneegekrönten Gipfeln und denselben Anblick furchtbarer Oede, bis an die Stelle hin, wo die Bergkette in den Ocean abstürzt. Die Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Gebieten ist um so vollkommener, als der südliche Theil der Andes nicht von echten Patagoniern bewohnt wird, und die Feuerländer oder Pescherähs auch in die Eingänge jener Meeresschluchten und Canäle hinein sich verbreiten. Der nordöstliche Theil des Feuerlandes gleicht endlich durch sein Aeußeres ganz den Ebenen, welche nördlich von der Magelhaensstraße liegen, und ist auch nicht von den Pescherähs bewohnt, sondern von einem großen hochgewachsenen Menschenschlage, welcher weite Pelzmäntel trägt. Auf diese Weise haben die Bewohner des Feuerlandes die Meerenge überschritten, um die gebirgigen Küsten Patagoniens einzunehmen; und die Patagonier ihrerseits sind über die Magelhaensstraße gesetzt, um sich in den Ebenen des Feuerlandes zu verbreiten, wo man noch das Guanaco findet; nur um den letzteren Zweck zu erreichen und dieses Thier zu jagen, hat sich wahrscheinlich der Patagonier entschlossen, über das Wasser zu setzen, das ihm sonst einen lebhaften Widerwillen einflößt. Allerdings ist an der Stelle, wo er seine Ueberfahrt bewerkstelligt hat, nämlich am Cap Orange, der Canal so schmal, daß, wenn der Patagonier so groß gewesen wäre, wie ihn die alten Seefahrer schilderten, er trockenen Fußes über die Meerenge hätte springen und das Feuerland betre-

ten können, ohne sich seine Kamaschen naß gemacht zu haben. Unseres Erachtens giebt es in der ganzen Welt zwischen zwei benachbarten Völkern keinen so auffallenden Unterschied, wie zwischen den Patagoniern und den Pescherähs; denn abgesehen von der Farbe der Haare und der Haut, welche bei ihnen gleich sind, kann man füglich von ihnen behaupten, daß sie den ausgesprochensten Contrast darbieten.

Der Patagonier verabscheut das Meer, nähert sich der Küste nur, wenn ihn die Jagd dahin lockt, schifft sich niemals ein, hat keinen Kahn und nährt sich nicht von Fischen.

Der Feuerländer dagegen entfernt sich gar nicht von der Küste, er schlägt sein Lager in der Bucht auf und verbringt die größere Hälfte seines Lebens im Kahn; er wühlt am liebsten im Sand und Schlamm des Strandes herum oder durchsucht die Höhlungen der Klippen, um dort die Fische, Miesmuscheln und kleinen Seekrebse zu finden, welche seine Nahrung bilden. Vergegenwärtigt euch den riesenhaften Patagonier, wie er auf der Jagd nach dem Guanaco auf einem der höchsten Punkte der Klippen am Rande der Meerenge anhält; er hüllt sich in seinen weiten Pelzmantel und hält in der Hand seine große Lanze, die ihm um mehr als 7 Fuß über den Kopf reicht. Ihm gegenüber auf dem andern Ufer ist ein zusammengeschrumpfter Feuerländer, kaum 5 Fuß hoch, bewaffnet mit einem kleinen Bogen, der wie ein Kinderspielzeug aussieht, und bebt vor Frost unter dem fettigen Balg irgend eines Meeresthiers. Der Meeresarm ist so schmal, daß die Stimme des Colosses wie Donner an das Ohr des armen Zwerges schlägt, dessen Glucksen nicht einmal zu dem Riesen hinüberreicht. Allein freilich begegnen sich Beide nur selten auf diese Weise, Aug' in Auge; Jeder von ihnen hat ja, wie wir oben gesagt haben, einen ganz andern Wohnsitz und Standort; den Riesen gehören die unabsehbaren Ebenen, den Zwergen die Verklüftung der Küste, die Meeresarme, die Höhlun-

gen, worin das Wasser stehen bleibt, die Bergstürze beider Küsten. Daraus folgt, daß der Eine für gewöhnlich den Osten, der Andere den Westen dieses Gebietes bewohnt. Im Osten sind die unfruchtbaren Ebenen, im Westen die tiefen Meeresschluchten, die Schneeberge, die düstern Wälder, welche in einer Höhe von 4000 Fuß über der Meeresfläche plötzlich aufhören und einen feuchten torfigen Boden bedecken. Diese Wälder bestehen aus einer sehr kleinen Anzahl von Arten und gewähren natürlich nur einen sehr eintönigen Anblick; die größten Bäume, welche man darin findet, sind die Winteren (Drymis) und die Magellanen aus der Familie der Magnoliaceen, ferner Birken mit immergrünem Laub und eine Art Buche: Fagus betuloides, welche mit den Birken nahe verwandt ist. Man könnte allerdings diese Bäume immergrün nennen, weil sie ihr Laub nie ganz verlieren; allein es wäre richtiger, sie als immergelbe oder immerbraune Bäume zu bezeichnen, denn anstatt dem Auge das lebhafte Grün zu bieten, welches den Schmuck unserer Wälder bildet, hüllen sich die Forsten des Feuerlandes in ein welkes bräunliches Gewand, das der Landschaft ein ödes Ansehen giebt. Wenn es wenigstens in diesen Wäldern von solch' traurigem Aeußern nur den einen oder andern von jenen wohlthätigen Fruchtbäumen gäbe, welche für die Bedürfnisse anderer Völker sorgen, so möchte ihr eintöniger Anblick noch hingehen; allein die Samen der dort heimischen Bäume haben nicht den mindesten Werth. Von Abgründen umgeben, von schneebedeckten Bergspitzen überragt, zerrissen von Felsenklüften oder Gletschern, die von den Bergen herunterkommen, bieten jene Wälder dem Menschen gar keine Hilfsquelle, und der Unglückliche, der in den Schluchten lebt, aus denen sie sich erheben, ist der Aermste und Verkümmertste seines Geschlechts. Magelhaens gab den Namen des Feuerlandes diesem Haufen von eisigen Eilanden nur deshalb, weil man bisweilen am Abend bei-

nahe auf allen Spitzen der Küste Flammen aufsteigen sah. Es wäre aber richtiger gewesen, dieses Gebiet das Wasserland zu nennen; denn das Wasser strömt hier vom Himmel, rinnt hier von den Bergen hinab, spritzt hier aus den Wogen, die sich an den Küsten brechen, verweilt daselbst in den Sümpfen, wo es stehen bleiben kann, durchweicht den Boden, wo dieser abhängig ist, und ist mit einem Wort die Plage des ganzen Landes, welches durch dasselbe gleichsam in einen Schwamm verwandelt wird.

Dazu kommt noch, daß es im Feuerlande sehr kalt ist; der Winter ist zwar nicht strenger, als in Nord-Amerika unter der gleichen Breite, aber er dauert gleichsam fortwährend; es giebt hier keine schönen Tage; der Schnee fällt daselbst eben so wohl im December, wo auf der südlichen Erdhälfte der Sommer beginnt, wie im Juni, und man hat es schon häufig erlebt, daß Menschen mitten in der Jahreszeit, welche dort der Sommer sein sollte, durch Schneegestöber und Kälte erfroren sind. Man sollte darnach glauben, das Feuerland sei ganz verlassen; allein jeder Theil der Erde hat seine Bewohner, und auch dieser nasse, schlammige, schneebedeckte, von eisigen Nebeln verhüllte Archipel enthält Menschen und Thiere. Die Thierwelt ist allerdings hier sehr karg und die menschliche Bevölkerung in geringer Zahl vorhanden; allein der Boden ist doch nicht ganz unbewohnt.

Wie wir gesehen haben, findet sich hier das Guanaco, das schon vor der Ankunft der Europäer hier zu finden war. Es kommt nur im östlichen Theile des Archipels vor, wo der Boden fester ist, und die Ebene einige Weidegründe darbietet; auch eine Hirschart findet sich hier, sowie zwei Vierfüßler aus dem Hundegeschlecht, welche zwischen Fuchs und Wolf mitten inne stehen und dem Schakal gleichen, nämlich der magellanische Hund und der Fuchs Azara's; ferner noch drei oder vier Arten von Mäusen und eine Fledermaus.

Von Landvögeln trifft man dort den weißhaubigen Fliegenschnäpper, einen schwarzen Specht mit scharlachrothem Kamm, einen Baumläufer, einen Zaunkönig, eine Drossel, einen Staar, vier oder fünf Sperlingsarten und einige Falken und Eulen. Alles das will allerdings nicht viel bedeuten; dafür aber wimmeln diese Küste und ihre Gewässer von Robben aller Arten, sowie von Wasservögeln; man trifft hier eine Unzahl von Tauchern, Enten und Fettgänse, Albatrosse, Scheerenschnäbel (Rhynchops nigra), Meerschwalben, Sturmvögel u. a. m.; unter den Schwimmvögeln zeichnet sich hauptsächlich die bunte oder Magelhaensgans aus, die einen vorzüglichen Braten liefert und in Menge vorkommt. Die Reptilien fehlen auf dieser Inselgruppe gänzlich. Die Klasse der Insekten ist nur durch einige Fliegen und Schmetterlinge vertreten, denn die Stechmücken, deren häßliches Gesindel wir in allen Sumpfländern und am Rande aller stehenden Gewässer bis nach Lappland hinauf getroffen haben, wagen sich nicht in den ewigen Nebel dieses kalten Himmels hinein.

Wir kommen nun zu dem Eingebornen dieser öden Region, einem der verkümmertsten Wesen des ganzen Menschengeschlechts. Sein geselliger Zustand steht im vollkommenen Einklang mit dem Grauen der Orte, die er bewohnt, und versetzt ihn in die unterste Stufe des Menschengeschlechts, — jedenfalls noch niedriger, als die Eskimos, vielleicht sogar unter den Buschmann, den Yamparico und den Bewohner der Andamanen. Der Körpergröße nach steht der Pescheräh oder Feuerländer auf derselben Stufe, wie alle kleinen wilden Völker; seine Höhe überschreitet nie $4^3/_4$ rheinische Fuß, und sein Weib ist gewöhnlich noch 4 oder 5 Zoll kleiner. Allein abgesehen von diesem Unterschiede, der kein unverhältnißmäßiger ist, gleichen sich Mann und Weib ungemein. Beide sind schlecht gebaut, haben dicke Kniee und keine Waden. Ein

grobes dichtes Haar bedeckt ihnen die Schultern mit seinen langen schwarzen fettigen Locken; Beide gehen nackt bis auf einen armseligen Fetzen schmutzigen Robbenfells, der kaum den fünften Theil ihres Körpers bedeckt. Dieser fettige stinkende Fetzen mit einwärts gekehrtem Pelz reicht nicht unter die Hüften hinab, wird mittelst zweier Riemen festgebunden, die sich über der Brust kreuzen, und ist selten weit genug, daß beide Enden über dem Körper zusammentreffen, und der Unglückliche, der unter diesem armseligen Mäntelchen vor Kälte zittert, begnügt sich damit in Regen und Schnee, in Wind und Frost. Ist die Kälte zu streng, so dreht er seinen Mantelkragen nach der Richtung, aus welcher der Wind bläst; — arbeitet er oder wird zufällig die Witterung milder, so legt er den Pelz ab, als ob er sich vor der Hitze fürchtete. Trotz seines immerwährenden Winters geht also der Pescheräh barhäuptig, barfuß, mit entblößten Armen und Beinen, ja oft ganz nackt, und doch liebt er den Putz; zeigt er dies nicht in seiner Kleidung, so beweist er es doch dadurch, daß er sich auf seine eigene Weise schmückt. Wie die meisten Wilden und sogar wie viele civilisirte Menschen schminkt er sich nämlich gewisse Theile des Körpers und verwendet darauf eine ganz besondere Sorgfalt. Seine Bemalung besteht in einer verwickelten Reihe von Strichen, die sich unter verschiedenen Winkeln kreuzen, und deren launenhafte Anordnung schwer zu beschreiben wäre; wir bemerken daher nur, daß die gewöhnlichste Anordnung dieser Bemalung in einem weißen Grunde besteht, der mit schwarzen Strichen durchkreuzt und gefleckt ist; dazu kommt zuweilen noch eine rothbraune Farbe, mit welcher mehr oder weniger dunkle Flecken aufgesetzt werden. Zur schwarzen Farbe bedient man sich einfach der Kohle, die weiße liefert eine Art weißer Pfeifenthon, aus Infusorienresten bestehend, den man im Bette torfiger Bäche findet, die braunrothe Farbe besteht aus Lehm und gebranntem

Ocker. Zu dieser Bemalung kommen dann noch verschiedene Arten von Geschmeide hinzu: Halsbänder aus Robbenzähnen, Armbänder von Knochen, welche um die Handknöchel und Fußgelenke getragen werden. Männer und Weiber finden gleichermaßen Gefallen an diesem Schmuck und verbinden damit womöglich noch ein Stirnband, wozu ihnen das röthliche Fell des Guanaco den Stoff liefert. Das Mantelkrägchen, welches ihre einzige Kleidung bildet, besteht bisweilen, anstatt aus Robbenfell, aus dem Balg einer Fischotter oder eines andern Thiers; und in gewissen Theilen des Archipels, wo der Hirsch vorkommt, muß dieser Wiederkäuer seine Decke zum Kleidungsstück des Pescheräh hergeben, das dann wenigstens nicht so knapp ist.

Trotz seines reichen Kopfhaars ist der Feuerländer ganz bartlos, allein sein glattes Gesicht erscheint darum nicht weniger abstoßend und wild.

Uebrigens ist er in moralischer Beziehung eben so verkümmert wie in physischer; er ist ein grausames, undankbares, rachsüchtiges Geschöpf, das in Zeiten der Hungersnoth selbst Menschenfleisch nicht verschmäht und sich nicht darauf beschränkt, nur seine Feinde zu fressen, sondern auch die Leute seines eigenen Stammes und hauptsächlich die alten Weiber verzehrt, welche zuerst der Noth zum Opfer fallen. Diese Thatsache ist leider allzu sehr erwiesen, als daß man daran zweifeln könnte, und erst vor Kurzem noch wurde in den englischen Zeitungen ein Fall erzählt, wo die Bemannung eines Schiffes, das am Feuerlande angelegt und Missionäre dorthin gebracht hatte, welche das Loos dieser armen Pescheräh verbessern wollten, von den Eingeborenen erschlagen und aufgegessen wurde. Man muß freilich sagen, daß dieser abscheuliche Brauch sich nur dann geltend macht, wenn die Hungersnoth auf den höchsten Gipfel gestiegen ist, und daß viele von diesen Stämmen ihm nie gehuldigt haben. Den Pescheräh nöthigt nur der höchste Mangel und der

Drang der Selbsterhaltung zum Cannibalismus, und derselbe ist bei ihm nicht die Wirkung eines widernatürlichen Gelüstes wie beim Fidschi-Insulaner, der sich mitten im vollen Ueberfluß mit Menschenfleisch gütlich thut. Die gewöhnliche Nahrung der Bewohner des Feuerlands besteht vorzugsweise in Schalthieren, zu denen noch das Fleisch der Robbe und des Seeotters oder Seebibers hinzukommt; auch die Wasservögel, namentlich die Magelhaensgans und der Pinguin liefern noch ihr Contingent dazu, und der Walfischspeck ist ein besonderer Leckerbissen der Pescherähs, wenn eines dieser Meeresungethüme an der Küste scheitert; Alle fallen dann begierig darüber her, und Niemand kümmert sich darum, ob das Thier vielleicht durch Fäulniß schon einen allzu starken Wildpretgeschmack bekommen hat. Die Pflanzenkost, Nachtisch und Gemüse, wird einzig durch eine kleine Beere vertreten, die Frucht einer Arbutusart, die auf den Torfgründen sehr häufig ist, und durch einen ganz eigenthümlichen Pilz, der auf den Buchenstämmen wächst. Dieser Pilz ist von kugeliger Gestalt und in jungem Zustande glatt, elastisch, aufgeblasen und von blaßgelber Farbe; wenn er reif wird, färbt er sich dunkler, wird runzelig, lederartig und zerspringt in verschiedene Zellen, die ihm das Ansehen eines Honigwabens geben. In diesem Zustande sammeln ihn die Pescherähs, und sein Fleisch, das unter den Zähnen sehr hart ist, verwandelt sich bald in einen weichen gelinden Teig, der dem Fleische unserer Moosschwämme gleicht. Außer diesen beiden Pflanzenstoffen, die ihnen zur Nahrung dienen, könnten die Feuerländer in der Pflanzenwelt, welche sie umgiebt, noch einige andere Gewächse finden, welche einige Abwechslung in ihre armselige Kost brächten und sie vor gänzlichem Mangel schützen würden. Die Europäer nämlich, welche ihre unwirthlichen Küsten besuchen, verfehlen niemals, einige dieser kostbaren Pflanzen aufzusuchen, worunter namentlich eine Sellerie, Apium antarcticum,

und das Scharbockskraut, Cardamine antiscorbutica, deren näh-
rende und heilbringende Eigenschaften jedoch die Pescherähs nicht
einmal kennen.

Bei den vorangegangenen Schilderungen von anderen Völkern habe
ich auch die Art und Weise beschrieben, wie sie ihre Wohnungen
bauen; allein von der Baukunst der Pescherähs weiß ich euch gar
Nichts zu berichten. Sie errichten sich kein Haus, nicht einmal eine
Hütte, und haben sogar kein Zelt; ihr Obdach hat weit mehr Aehn-
lichkeit mit dem Lager eines wilden Thiers, als mit einer menschlichen
Behausung, und der Orang-Outang in den Wäldern von Borneo
ist beinahe eben so gut logirt, wie diese Unglücklichen. Allein wie
dieses Obdach auch immer beschaffen sein mag, so will ich es euch
wenigstens beschreiben. Der Mann, der sich bei ihnen eine Behau-
sung bauen will, sucht zunächst einige Aeste von einem gewissen
Umfang, spitzt die Enden derselben mit der Schale einer Mies-
muschel, die ihm die Stelle des Messers vertritt, steckt sie in einem
Kreise in den Boden und bindet sie am obern Ende zusammen,
nachdem er sie so gebogen hat, daß sie ein Gerüst in Gestalt eines
Halbkreises bilden; auf dieses Gerüst werden Holzspäne und klei-
nere Aeste und Zweige gelegt, das Ganze mit einem Haufen dürren
Grases bedeckt, und die Hürde ist fertig. Auf derjenigen Seite,
welche der Richtung der herrschenden Winde entgegengesetzt ist,
bleibt eine Oeffnung aufgespart, durch welche der Rauch abziehen
kann; und da diese Oeffnung groß ist, so ergiebt sich daraus, daß
die Hütte nur ein Schuppen oder ein Schutzdach ist, das nur die
bescheidensten Anforderungen an ein Obdach erfüllt. Die innere
Ausrüstung bestätigt dies noch weit mehr, denn Stühle, Tische und
Betten sind hier nur durch ein Lager von feuchtem Grase ersetzt.
Ein grobgeflochtener Korb, der zum Einsammeln der Beeren der
Meerkirsche dient, ein Sack aus Robbenfell, um die Fische und

Schalthiere nach Hause zu tragen, und eine Thierblase voll Wasser, welche die Stelle des Krugs vertritt, bilden das ganze Hausgeräth.

Außerdem bemerkt man allerdings noch mehrere Werkzeuge, welche auf die Anwesenheit des Menschen deuten, nämlich einen Bogen nebst Pfeilen, deren Spitzen aus Feuerstein bestehen, einen Wurfspeer zum Fischfang mit einer gabelförmigen Spitze, deren beide Zähne aus dem Knochen eines Seelöwen verfertigt sind, einen kurzen Stock, mit welchem die Weiber die Schalthiere von den Felsen ablösen, und verschiedene Messer, die aus der Schale einer großen Miesmuschel verfertigt sind, welche sich in Menge an der Küste findet. Die Verfertigung dieser Messer aus Muschelschalen ist ein höchst einfaches Verfahren: Man entfernt durch Zerschlagen den zerbrechlichen Rand der Muschelschale, welche 4—5 Zoll lang ist, und bildet einen neuen, indem man sie durch Abschleifen auf dem Gestein schärft; sie schleift sich so scharf, daß man damit nicht nur das härteste Holz, sondern auch Fischgräten und Robbenknochen schneiden kann; mit einem Worte — Alles, was der Pescheräh schaben, schneiden oder aushöhlen will. In der Nähe seiner Hütte bemerkt man seinen Kahn, denn der Feuerländer hat, wie wir schon im Eingang gesagt haben, seinen Wohnsitz immer am Gestade; er läßt sich nie im Innern nieder, und die Weiber allein wagen sich in das Binnenland hinein, um dort Pilze von den Buchenstämmen, die Beeren des Arbutus und dürres Holz zur Feuerung zu holen. Der Wald hat keinen Reiz für diese Wassermenschen; er bietet in ihren Augen keinen andern Vortheil, als den, sie mit Brennholz zu versehen, und die Männer würden sich nie hinein wagen, wenn sie dieses Brennmaterial entbehren könnten. Wir haben überdies gesehen, daß der Boden dieser Wälder schlammig und torfig ist und Nichts enthält, was zum Unterhalt oder zur Behaglichkeit des Stammes beitragen kann.

Der Feuerländer nimmt seinen Aufenthalt an der Küste, weil er hier allein seine Nahrung finden, hier allein sich herumtreiben kann und freien Spielraum hat. Und doch ist Letzteres nur bedingt wahr, denn die Beschaffenheit dieser steilen Küste, wo die Klippen senkrecht nach dem Meere abfallen, es überhängen oder sich manchmal in riesige Zacken theilen, erlaubt dem Pescheräh nicht immer, am Strande hinzugehen, und an vielen Stellen muß er sich des Kahns bedienen, um zu den Klippen zu gelangen und die Schalthiere von dort zu holen. Die Nothwendigkeit hat also den Pescheräh in ein wahres Amphibium verwandelt, aber trotzdem steht er, was die Erbauung und Führung seines Kahns anbelangt, sehr tief unter den Eskimos und den küstenbewohnenden Indianerstämmen Nord-Amerika's. Sein Kahn ist gewöhnlich aus der Rinde der Birke verfertigt, deren wir oben erwähnt haben; zuweilen besteht er ganz einfach nur aus einem Theil dieser Rinde, die man in einem einzigen Stück vom Baume abgelöst, an beiden Enden geschlossen und durch Riemen von Robbenfell fest gemacht hat. Eine kleine Anzahl Stöcke, die der Quere nach angebracht sind, hält die Wände des Kahns aus einander, und die genannten Riemen verhindern, daß sie nicht allzu weit aus einander gehen. Wenn die Rinde Spalten oder Risse hat, so hilft man diesem Umstande ab, indem man dieselben mit Binsen, Moos und einer Art Harz verstopft, die man in den Wäldern sammelt. In diesem einfachen ursprünglichen Fahrzeug wagt sich der Pescheräh in die Buchten hinaus, die in die Küsten seiner Heimath einschneiden, und auf die zahlreichen Meeresarme, welche seine Eilande von einander trennen; nur selten aber trotzt er darin den Wogen einer stürmischen See. Ist er reich, geschickt oder fleißig, so kommt er in den Besitz eines größeren und solideren Fahrzeugs, das ihm eine längere Fahrt erlaubt. Auch dies ist immer noch ein Kahn von Rinde, allein er besteht nicht mehr aus einem ein-

zigen Stück, sondern im Gegentheil aus vielen, welche sorgfältig gewählt sind, und ist von bedeutendem Umfange, — 16—17 Fuß Länge auf mehr als 3 Fuß Breite in der Mitte des Boots sind die gewöhnlichen Dimensionen. Bug und Stern des Bootes ragen etwas in die Höhe, und die Querbalken, welche an beiden Enden eingelassen sind, verbinden sich in regelmäßigen Zwischenräumen mit zwei leichten Latten, welche den oberen Rand der Seitenwände verstärken. Die Rindenstücke, aus denen das Boot besteht, sind mit dünnen Lederriemen zusammengenäht und die Nähte sorgfältig kalfatert und verpicht. Der Pescheräh trägt kein Bedenken, sich mit seiner ganzen Familie und all' seinen Habseligkeiten und Waffen in einem solchen Kahn einzuschiffen, um nach einem andern Punkte der Küste überzusetzen, denn seine oben geschilderte Behausung kann ihn nicht an dem Orte zurückhalten, wo er wohnte. Er ist Nomade, denn seine Lebensweise verlangt dies von ihm, und seine Wohnsitz-Veränderungen und Wanderzüge erscheinen ihm ganz natürlich. Er hat sich also auf den Weg gemacht, um einen andern Wohnort aufzusuchen. Während er mit seinem ganzen Hab und Gut auf dem Meere treibt, erhebt sich der Wind, er ist rings von Klippen umgeben, und die mindeste Woge, die ihn an die Küste wärfe, würde seinen Kahn daran zertrümmern; die Klugheit erlaubt ihm also nicht, gegen den Sturm anzukämpfen; er landet, und die Wanderung wird zu Lande fortgesetzt. Der Kahn ist in dieser Voraussetzung schon so gebaut worden, daß er aus einander genommen werden kann; jedes Glied der Familie nimmt einen Theil des Kahns; die Kräftigsten belasten sich mit den schwersten Stücken, und die Schwächeren tragen die Rippen, die Stäbe, die Fischfangs-Geräthe und sonstigen Habseligkeiten; Jedes bekommt seinen Theil an der Last, bis auf die kleinen Kinder hinab. Die Ursache dieser Wanderungen ist leicht zu begreifen, denn sie ist stets nur eine Folge des

Mangels an Lebensmitteln. So gering an Kopfzahl der Stamm auch ist, so hat er doch immer sehr schnell die Schalthiere an demjenigen Theile der Küste aufgezehrt, wo er sich niedergelassen hat, und er muß also ein anderes Bett von Miesmuscheln aufsuchen, da es weit einfacher ist, dieselben an Ort und Stelle zu verzehren, als sie aus der Ferne zu holen und nach seinem Wohnsitze zu schleppen. Der Transport der Haushaltung macht ja so wenig Mühe, als die Wiedererbauung einer Hütte, und ist jedenfalls leichter, als das Herbeischleppen einer Ladung Miesmuscheln. Manche Pescherähs haben Zelte, die mit Thierhäuten bedeckt sind, allein dies ist schon ein seltener Luxus, und die Zelte sind stets von der ärmlichsten Art. Jedenfalls aber ist es nicht schwer, die Häute fortzuschaffen, die man zur Erbauung der Zelte bedarf; und gleichviel, ob die Familie ihre Hütte verläßt oder ihr Zelt mit sich schleppt, sie stößt nie auf ein Hinderniß, wenn sie ihren Wohnsitz verändern will. Bei jedem Umzug nimmt aber der Pescheräh nicht nur seine Habseligkeiten, sondern auch sein Feuer mit, denn dies ist in einem solchen Klima eine kostbare Sache. Geht ihm sein Feuer aus, so hat er zwar die Mittel, sich dasselbe wieder zu verschaffen, allein dieser Prozeß ist mit vielen Umständen verbunden, wie wir sogleich sehen werden. Der Pescheräh besitzt einen Feuerstein, oder vielmehr Feuerstahl in Gestalt eines Eisenkieses, den er in großer Höhe an den Abhängen seiner Berge gefunden hat; schlägt er mit diesem auf einen Kiesel, so giebt es Funken — es ist die alte Art und Weise, wie sich unsere Vorfahren im grauesten Alterthum ihr Feuer geschlagen haben. Etwas gedörrtes Moos, dürres Holz oder getrockneter Pilz dient anstatt des Zunders und fängt von den Funken Feuer. Brennt dieser Zunder, so legt man ihn in eine Kugel von dürrem Gras, die an einem Riemen befestigt ist und so um den Kopf geschwungen wird, daß sie rasche Kreise beschreibt und das Gras

zur hellen Flamme entzündet, mit der man dann ein Bündel Reiser und dürres Holz in Brand steckt. Dadurch bekommt man wieder Feuer auf den Herd und kann sich eine ordentliche Gluth verschaffen. Das Verfahren sieht sich sehr einfach an und ist auch leicht auszuführen in einem Lande, wo es genug Kiesel, Moos, dürre Bäume, welkes Gras und vor Allem eine trockene Atmosphäre giebt; allein im Feuerlande ist die Luft so sehr mit Feuchtigkeit geschwängert, daß der Zunder so naß wie Schwamm und das dürre Holz immer feucht sind, weshalb denn eben so viel Geduld als Mühe dazu gehört, um den Zunder in Brand zu stecken und ein paar Reiserbündel daran anzuzünden. Der Pescheräh weiß dies besser als irgend Jemand, und deshalb nimmt er bei jedem Umzuge die Gluth seines Herdes sorgsam mit sich. Trotz dem Reichthum an Brennmaterial, von dem er umgeben, ist dieser arme Wilde niemals warm, denn sein Haus ist nicht dicht, und sein leichter Pelzkragen schützt ihn nicht vor der Kälte, weshalb er auch immer wie im Fieberfroste bebt. Die Pescherähs bilden unter sich nur Verbindungen von geringer Kopfzahl, welche nicht den Namen von Stämmen verdienen, denn sie sind weder organisirt, noch einem Häuptling unterworfen. Die einzige Person, die sich von der Masse unterscheidet, ist der Beschwörer oder Zauberer, welcher die bösen Geister austreibt; allein trotz dem Einflusse, den er vermeintlich auf die Teufel hat, besitzt er kein anderes Ansehen, als dasjenige, welches er sich durch seine physische Kraft zu verschaffen weiß, und die religiösen Ideen seines Volkes beschränken sich auf den Schrecken, den ihnen die bösen Geister einflößen. Allein wenn sie auch keine Häuptlinge haben, so leben diese armseligen Wilden doch durchaus nicht im Frieden, sondern führen beständig unter einander Krieg und würden sich ohne die tiefen Schluchten, die Berge und die Meeresarme, welche sie von einander trennen, längst vollständig ausgerottet haben.

Ihre Lebensweise ist die armseligste und kümmerlichste von der Welt; sie haben zwar Feuer, aber sie verschlingen alle ihre Nahrungsmittel roh. Der Fisch wird verzehrt, wie er aus dem Wasser kommt und beinahe noch ganz lebend. Ein Gleiches findet mit dem Fleisch der Robbe und der Fettgans statt, sowie mit dem Speck des Walfisches, nach welchem diese Zwerge sehr lüstern sind. Wenn eines dieser ungeheuren Walthiere todt an die Küste getrieben wird (denn die Feuerländer haben nicht Muth und Geschicklichkeit genug, um einen solchen Wal zu erlegen), so ist dieser Glücksfall für die Rotte ein Anlaß zu unausgesetzten Schmausereien. Alle ihre Kähne versammeln sich dann und rudern als ein kleines Geschwader nach der kolossalen Beute hin, wenn es nöthig ist, sich derselben vom Wasser aus zu nähern; wenn aber Wind und Wellen den Leichnam so nahe an's Gestade treiben, daß man ihn watend erreichen kann, so stürzen Männer, Weiber und Kinder nach ihm hin, sobald sie seiner ansichtig werden. Einige Stunden später kehrt Jedes nach seiner Hütte zurück, beladen mit einem gewaltigen Stück Speck, welches ein Loch in der Mitte hat, um den Kopf hindurchzustecken wie ein mexicanisches Serape oder ein Poncho der Pampas, so daß die Hauptmasse des Speckstücks ihm auf den Schultern liegt, und die Enden davon ihm beinahe bis auf die Beine herabhängen. Dieser eigenthümlichen Prozession folgt dann sogleich ein förmliches Gelage. Nicht so leicht wird es dem Pescheräh mit der Robbe, die er immer erst erlegen muß, ehe er sie verzehrt; er legt aber bei dem Fang derselben eine Geschicklichkeit an den Tag, welche beinahe derjenigen des Eskimo gleichkommt. Seine Jagd auf die Robbe besteht darin, daß er sich dem Thiere nähert, während es ruhig schläft und sich von den Wogen schaukeln läßt; er schleudert ihm dann einen Wurfspeer zu, welcher nie verfehlt, dasselbe zu erlegen. Wir haben schon erwähnt, daß seine Nahrung vorzugsweise aus Austern, Mies-

muscheln, Napfschnecken u. s. w. besteht. Jede Familie verzehrt davon eine solche Menge, daß man ganze Haufen von Schalen nicht allein vor jeder Hütte, sondern auch an allen Punkten der Küste findet, wo die Feuerländer einige Zeit zugebracht haben. Diese Haufen von Muschelschalen sind mit großer Sorgfalt aufgesetzt und so gestellt, daß sie nicht von den Wogen weggeschwemmt werden können; auch sind sie nicht aus bloßem Zufall da, sondern in voller Absicht und in Folge einer abergläubischen Vorstellung der Pescherähs. Diese bilden sich nämlich ein, wenn die Schalen, aus denen sie die Miesmuscheln und Austern verzehrt haben, auf's Gerathewohl zerstreut und umher geworfen würden, so könnten sie ihnen Unglück bringen. Sie hüten sich daher geflissentlich, diese leeren Schalen in's Meer zu werfen oder sie allzu nahe am Wasserrande anzuhäufen, aus Furcht, die Fluth könnte sie mit fortnehmen, und weil sie sich einbilden, die leeren Schalen könnten dann die Weichthiere erschrecken und ihnen zeigen, daß man ihresgleichen aufgezehrt habe, worauf sie sich von einer Küste entfernen würden, wo ein gleiches Schicksal sie erwartete. Das Einsammeln der Miesmuscheln, Austern, Napfschnecken und aller Schalthiere ist den Weibern zugewiesen, welche sich die Ebbe zu Nutz machen, um auf den Fang derselben auszugehen. Da aber nicht alle Schalthiere denselben Standort haben, und manche davon nur im tiefen Wasser vorkommen, wo man sie nur durch Tauchen heraufholen kann, wie z. B. mehrere Arten von Seeigeln und Seesternen, so ist dieser Fang kein ganz leichter. Besonders muß eines dieser Thiere, welches bei den Matrosen Meeresei heißt und in die Familie der Seeigel gehört, durch Tauchen aus dem tiefen Wasser geholt werden. Dieser merkwürdige Echinide hat ungefähr die Gestalt einer Orange, aber die doppelte Größe einer solchen und ist ganz mit Stacheln oder Höckerchen versehen; er bildet eines der Haupt-

Die Bewohner des Feuerlandes.

nahrungsmittel der Pescherähs, und da er in ziemlicher Tiefe lebt, müssen die armen Weiber, welche ihn einsammeln, zuweilen in sehr große Tiefen hinuntertauchen, was sie jedoch mit der Gewandtheit von Perlentauchern thun. Der Fisch endlich bildet eine Hauptkost der Bewohner des Feuerlandes und ist gar nicht zu verachten, denn unter den verschiedenen Arten von Fischen, an denen die Gewässer ihrer Küsten sehr reich sind, giebt es verschiedene treffliche Sorten. Die Pescherähs erlegen die Fische meist entweder durch Pfeile oder durch Harpuniren; allein wenn dies gelingen soll, muß der Fisch entweder in's seichte Wasser kommen, oder an der Oberfläche des Wassers erscheinen, und dazu zwingen ihn die Pescherähs durch ein ganz eigenthümliches Mittel — sie hetzen den Fisch nämlich ungefähr auf dieselbe Weise, wie man den Hasen mit Hunden hetzt. Sie bedienen sich hierzu einer armseligen Race von kleinen Hunden, für deren Ernährung sie nicht einmal sorgen; diese Hunde sind darauf dressirt, den Fisch schwimmend zu verfolgen und ihn entweder in die Netze des Fischers zu jagen oder in seichtes Wasser zu treiben, wo der Feuerländer mit Pfeil und Bogen oder Harpune auf ihn lauert. Ehe sie aber dies können, müssen die armen Hunde erst untertauchen, den Fisch aufstören, ihm auf allen seinen Wendungen folgen und ihn in die Nähe der Oberfläche bringen. Gelingt es ihnen dann, ihn dem Pescheräh mit der Behendigkeit einer Seeotter oder mit der Gewandtheit einer Robbe zuzutreiben, so bekommen sie statt alles Lohns nur den Kopf und die Gräten. Zum Glück können sie ihren Beruf auch noch auf eigene Faust treiben, und man erlaubt ihnen von Zeit zu Zeit sich einen Fisch auf eigene Rechnung zu fangen, sonst müßten sie buchstäblich Hunger sterben. Da man ihnen aber diese Erlaubniß nicht alle Tage giebt, so folgen sie den Weibern beim Einsammeln der Schalthiere und machen sich die Ebbe zu Nutze, um Mollusken, Polypen und andere Meeresthiere, sowie eine

gewisse Art von Seetang zu verzehren, zu welcher ihre nicht minder hungrigen Gebieter ebenfalls bisweilen ihre Zuflucht nehmen müssen. Wie wir schon mehrfach dargethan haben, ist der Schmutz das eigentliche Element, worin solche tiefstehende Völker leben; zu den allerschmutzigsten aber muß man den Pescheräh rechnen. Obschon beinahe immer im Wasser, hat er doch keine Ahnung davon, daß man sich waschen könne. Es ist ihm nie eingefallen, das Wasser zu diesem Gebrauche anzuwenden und den Schmutz zu entfernen, der seinen Körper bedeckt. Er steht in dieser Beziehung noch unter den Thieren, welche wenigstens ihren Pelz oder ihr Gefieder von dem Kothe reinigen, der sie beschmutzt. Der Pescheräh hat nicht einmal diesen Instinkt und lebt buchstäblich im Unrath, weshalb die alten Reisenden von ihm zu sagen pflegten: Der Feuerländer stinkt wie ein Fuchs; und es ist leider nur allzu wahr, daß sein abscheulicher Gestank sich schon auf eine bedeutende Entfernung wahrnehmen läßt.

Als wir an anderen Stellen die Yamparicos und die Andamaner schilderten, glaubten wir, diese ständen auf der niedrigsten Stufe des Menschengeschlechts; nehmen wir aber Alles in Allem, so steht der Pescheräh unbestreitbar noch tiefer, als jene Beiden, und offenbar am fernsten von aller Gesittung.

XVII.

Die Menschenfresser der Fidschi-Inseln.

Jeder von unsern Lesern hat sicherlich schon von Kannibalen oder Menschenfressern reden hören und sich selbst die Frage gestellt, wo denn jene entarteten Völkerschaften, welche von Menschenfleisch leben, wohl wohnen mögen. Um diese Frage zu beantworten, müßte man eigentlich zunächst wissen, um welches Volk es sich eigentlich handelt. Man hat früher die Buschmänner dieses abscheulichen Brauches beschuldigt, allein wir wissen, daß dies falsch ist; dann hat man es den Karaiben nachgesagt, ohne es jedoch beweisen zu können, und dann kamen die Bewohner der Freundschafts- oder Marquesas-Inseln, der Andamanen und einer Menge anderer Eilande an die Reihe, welche zum größten Theile dem stillen Ocean angehören — allein der Beweis dafür ist in keinem Falle genügend geleistet worden. Es ist möglich, daß an diesen verschiedenen Orten Menschen verzehrt worden sind, jedoch nicht als eine alltägliche Thatsache oder regelmäßige Gewohnheit, und dies begreift sich. Nur wenn die Stämme dem Patriarchat noch unterworfen sind, d. h. aus Familien bestehen, die unter einander gar keine Verbindung haben — mit einem Worte, nur so lange der Staat noch schwach ist, kann man darin die Menschenfresserei in dauernder Weise ausüben.

Das einzige Volk auf Erden, dem der Gräuel der Menschenfresserei ganz klar und deutlich nachgewiesen werden kann, sind die Bewohner der Fidschi-Inseln in der Südsee, einer großen Inselgruppe, welche etwa unter dem 200. Grade östlicher Länge von Ferro liegt und vom 15. Grad südlicher Breite gerade durchschnitten wird. Die ganze Inselgruppe besteht aus mehr als 200 Inseln, worunter etwa 90 bewohnte, welche zusammen eine Bevölkerung von 200,000 Seelen enthalten. Von allen diesen Inseln sind nur zwei von Bedeutung, nämlich die Insel Viti, welche ungefähr 60 geographische Meilen im Umfang hat, und die Insel Wanua, mit einer Größe von 70—75 Meilen Umfang.

Einige dieser Inseln sind bloße Korallenbildungen und ragen nur unbedeutend über den Spiegel des Meeres hervor; andere sind vulkanischen Ursprungs und bieten sich dem Auge in allen Erscheinungsformen des Gebirges dar: bald als schlanke, steile Spitzen und Zacken, bald in Zuckerhutform, bald als breite, massige Kuppen.

Ihr denkt wohl, ein Land, wo Menschenfresser wohnen, müsse ganz entsetzlich sein, voll Felsen und Abgründe, öde und traurig, von abstoßendem Anblick und unfruchtbarem Boden. Aber darin täuscht ihr euch sehr, denn die Fidschi-Inseln gehören zu den lieblichsten Theilen der Welt und bieten Ansichten dar, wie man sie gar nicht herrlicher finden kann. Ihre Felsen sind malerisch, ihre Berge, von denen die höchsten sich ungefähr 5000 Fuß über die Meeresfläche erheben, haben nichts Abschreckendes, und ihre fruchtbaren, in den üppigsten Pflanzenwuchs gekleideten Thäler erscheinen dem Fremden wie ein Paradies und sind so schön, — wie ein berühmter Reisender sagt, der sie gesehen, — daß man sie kaum für den Wohnort eines Stammes von Kannibalen halten kann.

Was zunächst ihre Fruchtbarkeit anlangt, so zeigt sich die Natur beinahe nirgends so freigebig wie hier. Die reichsten Erzeug-

nisse der Tropen gedeihen hier freiwillig, und alle Gewächse, die man hier anbaut, erreichen riesenhafte Verhältnisse. Man erntet dort Ignamen von verschiedenen Arten bis zu einer Länge von mehr als 6 Fuß und einem Gewicht von 100 Pfund, riesige Bataten im Gewichte von 4—6 Pfund; und auch die Wurzelknollen des eßbaren Arum, welche ein Hauptnahrungsmittel der Fidschi-Insulaner bilden, erreichen daselbst eine ungeheure Größe. Man sieht dort Knollen von der Dracaena terminalis von 16— 20 Pfund und Wurzeln von einem Pfefferstrauch, die bis zu 140 Pfund schwer werden. Aus diesen letzteren, dort zu Lande Yakona genannt, den Wurzeln des Piper metysticum, bereitet man ein berauschendes Getränk, welches unter den Bewohnern der Südsee-Inseln allgemein üblich und unter dem Namen von Kawa bekannt ist. Neunerlei Arten von Brodfruchtbäumen und dreißigerlei Arten von Bananen oder Paradiesfeigen, drei Arten von Cocospalmen und verschiedene andere Fruchtbäume liefern den Bewohnern nicht nur eine mannichfaltige Nahrung, sondern leihen auch der Landschaft einen eigenthümlichen Reiz, welcher noch durch die südlichen Formen der Ananas, das Laub der Papaya-Bäume, Carica papaya, der Pompelmusen, Orangen, Citronen u. a. eine reiche Abwechslung erhält. Endlich ist auf diesen Inseln noch der Papiermaulbeerbaum, Broussonetia papyrifera, heimisch und liefert den Eingeborenen das Material zu dem Stoffe, in welchen sie sich kleiden, und zu den Zeugen, womit sie ihre Wohnungen verzieren.

Die Thierwelt ist hier allerdings weit weniger reich als die Pflanzenwelt, wie dies auf allen Südsee-Inseln der Fall ist. Als Hausthiere findet man bei den Fidschi-Insulanern das Schwein und den Hund, welche beide den Bewohnern einen wesentlichen Theil ihrer Nahrung liefern, und zwar nicht ursprünglich auf diesen Inseln eingeboren, aber doch schon seit unvordenklichen Zeiten

daselbst akklimatisirt sind. Einige kleine Nagethiere sind die einzigen bekannten Vierfüßler, die auf jenen Inseln einheimisch zu sein scheinen. Die Reptilien sind daselbst auch nur dürftig vertreten, mit Ausnahme der Schildkröten, welche in jenen Gewässern in solcher Menge vorkommen, daß ihr Fang die Hauptbeschäftigung einer besonderen Klasse von Individuen bildet.

Minder arm ist der Fidschi-Archipel an Vögeln, besonders an Papageien von einer besonderen Art und einem wunderschönen Gefieder.

Wir haben es aber hier weder mit der Thier-, noch mit der Pflanzenwelt dieses Archipels zu thun, sondern mit dem Fidschi-Insulaner, dem Menschenfresser, der diese Inseln bewohnt. Stellt euch aber unter diesen Menschenfressern keinen Unhold vor, wie ihn die Kindermärchen schildern, denn dies wäre ein Irrthum. Der Bewohner der Fidschi-Inseln ist durchaus kein Wilder im strengsten Sinne des Worts. Wenn wir sogar unter einem civilisirten Volke nur ein solches verstehen, das gut gebaute Häuser bewohnt, einen sehr entwickelten Kunst- und Gewerbfleiß besitzt, den Boden mit Verstand und Umsicht und nach bewußten Regeln anbaut, in geordneten gesellschaftlichen Beziehungen steht und darin sogar eine gewisse Verfeinerung an den Tag legt, so können wir füglich sagen, daß der Fidschi-Insulaner noch über den unteren Volksklassen eines großen Theils von Europa steht. Wir können sogar hinzusetzen, daß die Bewohner der Fidschi-Inseln einen Menschenschlag von hervorragender körperlicher Schönheit bilden, denn ihre mittlere Größe überragt die unsrige. Sehr häufig trifft man unter ihnen Männer, die eine Größe von mehr als 6 Fuß haben; ihr Wuchs zeigt schöne Verhältnisse, ihre Glieder sind wohlgebildet, ihre Muskeln kräftig, und ihre Formen kommen denen der weißen Race näher, als die irgend eines anderen Volkes. Sie haben ein kräftiges

Bein, eine breite Brust, einen kurzen, gedrungenen Hals, ein ovales Gesicht, einen großen Mund mit weißen, regelmäßigen Zähnen, eine wohlgebildete Nase mit starken Nasenlöchern, und Nase wie Lippen unterscheiden sich wesentlich von denen des afrikanischen Typus. Die Hautfarbe ist allerdings ungefähr dieselbe, wie bei den Negern, tritt aber, wie bei diesen Letzteren, je nach den Individuen in verschiedenen Schattirungen auf. Man sieht selbst unter ihnen viele Personen von der Farbe der Mulatten, aber dies sind Eingeborene der Tonga-Inseln, auf welche wir später zurückkommen werden.

Wir haben jetzt nur noch den Haarwuchs der Fidschi-Insulaner zu beschreiben, welcher einer eingehenderen Schilderung werth ist, weil sie auf die Pflege desselben eine besondere Sorgfalt verwenden. Dieses Haar ist von Natur schwarz, dicht, lang und gekraust, steigt ziemlich tief auf die Stirne herab und vereinigt sich mittelst eines dichten Backenbarts mit dem ebenfalls sehr reichen abgerundeten oder zugespitzten Kinnbart, neben welchem manche noch Schnurrbärte tragen. Wenn aber dieses Haar von Natur aus schwarz ist, so halten es die Stutzer für angemessener, es entweder mit Kalk zu bleichen, oder noch häufiger es zu färben; und es ist daher gar nichts Seltenes, das Haar gelb oder sogar zinnoberroth gefärbt zu sehen, je nach der Farbe, welche gerade am Hof des Königs in der Mode ist.

Die Färbung dieses Haares erfordert manche sehr umständliche Vorbereitung. Die Häuptlinge vorzugsweise — sagt Commodore Wilkes, einer der Reisenden, die sich am längsten unter den Fidschi-Insulanern aufgehalten haben — widmen ihrem Haare die größte Aufmerksamkeit und haben Diener, deren ausschließliche Beschäftigung darin besteht, sie zu frisiren. Diese, bisweilen in der Zahl von 10—12 bei ihrem erlauchten Herrn angestellt, dürfen ihre

Hände an gar nichts Anderes legen, als an das Haar ihres Herrn; sie berühren nicht einmal ihre eigene Nahrung, sondern werden von Anderen gefüttert. Einen Häuptling zu frisiren ist eine schwierige Operation, welche 3—4 Stunden in Anspruch nimmt; jede einzelne Locke muß ganz gerade stehen und sich fünf bis sechs Zoll vom Schädel entfernt halten. Der Bart, der häufig bis zur Brust herabfällt, ist ebenfalls ein wichtiger Theil der Persönlichkeit des Fidschi-Insulaners; und wenn Bart und Haar kunstvoll hergerichtet sind, legt ihr Besitzer eine Selbstzufriedenheit an den Tag, die ausnehmend belustigend wirkt. Um dies zu erreichen, wird der Kopf zunächst mit einem gefärbten Oele reichlich begossen und alle Haare, so zu sagen eines nach dem andern, ergriffen und über ein kleines Stäbchen von Perlmutter oder Elfenbein gerollt, worauf man schnell mit einer Flamme über das Ganze hinfährt, so daß die darüber hinausreichenden Haare abgesengt werden und der ganze Haarschopf eine einzige dichte Masse bildet, die einer ungeheuern Perrücke gleicht. Hierauf nimmt man ein Stück Gaze von solcher Feinheit, daß man es für Seidenpapier halten würde, schlägt dieses dünne Gewebe in Falten und legt es auf die Frisur, um sie vor Staub zu bewahren.

Die Häuptlinge und ihre Familien haben allein das Recht, eine derartige Zierrath zu tragen; und wer die Frechheit hätte, einen solchen Schleier über seine Frisur zu werfen, würde zum Tode verurtheilt werden. Der Sala (wie man dieses Stück Gaze nennt) kann etwa drei Wochen lang frisch bleiben, wenn man darauf Achtung giebt, und man berührt die Haare nicht, so lange die Sala darauf bleibt; allein die vornehmeren Häuptlinge und die Zierbengel wechseln beinahe jeden Tag die Sala und lassen sich von Neuem frisiren.

Die übrige Tracht ist weit einfacher: Die Männertracht be-

steht aus einer schmalen Schärpe, die mehrmals um die Hüfte gelegt und vorne geknüpft wird; nur der König und die großen Häuptlinge dürfen dieselbe bis auf ihre Füße herabhängen lassen. Eine andere Insignie der Macht und des Ansehens ist ein Turban vom kostbarsten Stoff, welcher kunstreich auf das Haargebäude gesetzt wird und dem damit Geschmückten ein sehr würdevolles Ansehen verleiht. Natürlich ist die Mode auch hierin verschiedenen Schwankungen unterworfen, weil Jeder sich beeilt, die bei Hofe übliche Mode nachzuahmen.

Die Kleidung der jungen Mädchen besteht nur in einem Gürtel, von welchem ein Fransenbesatz 6—8 Zoll lang herunterhängt; nach ihrer Verheirathung tragen sie diesen Fransenbesatz länger und bisweilen bis über die Kniee herab, was eine sehr malerische Wirkung macht. Den Stoff dazu liefern verschiedene Arten von Schlingpflanzen, und manche dieser kurzen Röcke sind mit einer überraschenden Geschicklichkeit verfertigt.

Die Frauen tättowiren sich verschiedene Theile des Körpers, jedoch weder das Gesicht noch die Extremitäten. Die Männer enthalten sich alles Tättowirens, bemalen sich aber bei festlichen Gelegenheiten Gesicht und Körper auf die seltsamste Weise.

Die Häuptlinge tragen als Schmuck Zierrathen von Muscheln von der Größe eines Tellers, die an einer Schnur vom Halse herabhängen; manche haben auch ein Halsband aus Stoßzähnen einiger Wale, die in Form von Krallen zugeschnitten sind, oder eine ganze Menge von Menschenzähnen, an Schnüren aufgereiht, um die Brust hängen.

Das herrliche Klima der Fidschi-Inseln, das in einem ewigen Sommer besteht, macht ihren Bewohnern die Kleider entbehrlich, und wir müssen sogar hervorheben, daß sie sich, trotz ihrer verhält-

nißmäßigen Nacktheit, sehr anständig betragen und streng auf gewisse Tugenden halten.

Der Missionär Williams sagt von ihnen: Der Fidschi-Insulaner hat treffliche Geistesgaben, welche das größte Interesse verdienen und einer vorzüglichen Entwickelung fähig sind, so daß er durch dieselben in den Stand gesetzt ist, bei gehöriger Ausbildung dieser Gaben eines Tages eine höhere Stelle in der menschlichen Familie einzunehmen, welcher er gegenwärtig noch zum Gräuel gereicht. Er hat ein sehr lebhaftes Gefühl und ist leicht zu bewegen, er ist eben so empfänglich für Liebe, wie für Haß; er zollt eben so offen sein Mitgefühl, als er seine Abneigung geschickt verbergen kann. Wenn er einerseits keine Kränkung vergißt und den schwärzesten Verrath nicht verschmäht, sich zu rächen, so legt er andererseits gegen seine Freunde eine musterhafte Rechtlichkeit und probehaltige Treue an den Tag. Seine Sinnenkräfte sind vorzüglich, sein Scharfblick und seine Geistesgegenwart merkwürdig, und er überwindet mittelst derselben leicht Hindernisse, vor denen ein civilisirter Mensch zurückbeben würde; er findet Werkzeuge, Geräthe, Materialien, Stricke u. s. w., wo ein Europäer in der größten Hilfslosigkeit und Entblößung dastehen würde; für ihn scheint die Natur ein ungeheures Vorrathshaus zu sein, in welches er nur hineinzugreifen braucht, um alle seine Bedürfnisse zu befriedigen.

Kein Diplomat ist geschickter oder geduldiger; er legt in allen seinen Beziehungen einen ungemeinen Takt und eine seltene Gewandtheit an den Tag. Wenn er dir einen Besuch macht, so ist sein Gesicht und seine Stimme die Leutseligkeit selbst; er hat das seltene Glück, diejenige Unterhaltung zu errathen, welche dir die angenehmste ist, dich über Das zu befragen, was du ihm gerne sagst, und Dasjenige herauszufühlen oder zu ahnen, was du verschweigen möchtest. Er versteht dich auf den ersten Blick, und es

muß schon ein sehr dringender Fall sein, der ihn veranlaßt, dich um einen Dienst zu bitten, wenn du nicht in der Laune bist, ihm denselben zu erweisen; je wichtiger das Geschäft ist, welches ihn zu dir führt, desto weniger scheint er daran zu denken; er wird lieber ein anderes oder ein drittes Mal wiederkommen, als Gefahr laufen, sein Vorhaben durch allzu große Eile mißlingen zu sehen. Er scheint in den tiefsten Gedanken Anderer zu lesen und verbindet mit einer Art natürlichen Ahnungsvermögens das ausdauernde Studium bizarrer, schwer zu begreifender oder zu erklärender Charaktere.

Ueber den Ursprung und die Herkunft dieses zu gleicher Zeit so abscheulichen und so merkwürdigen Wesens ist man noch vollständig im Unklaren; was darüber gesagt worden ist, beruht nur auf Vermuthungen. Der Fidschi-Insulaner hat keine Geschichte, ja nicht einmal Sagen über die Art und Weise, wie seine Vorfahren sich auf der Inselgruppe niedergelassen haben, die er heut zu Tage bewohnt. Wir wissen nicht einmal, welcher Race er angehört. Man hat ihn unter die Papuas gestellt, mit denen er in der That die Haare und die Hautfarbe gemein hat; allein im Uebrigen unterscheidet er sich eben so sehr von den Eingeborenen Westaustraliens, wie der Norweger vom Lappen. Allerdings tritt dieser Unterschied weniger hervor bei den Bewohnern der bergigen Inseln, deren Lebensweise mühsamer, und deren Nahrung minder reichlich ist. Aber von der polynesischen Race im Allgemeinen, welche über alle Inseln der Südsee verbreitet ist, weichen die Fidschi-Insulaner nicht allein durch ihre Züge, Hautfarbe und Sprache, sondern auch noch durch den Charakter und die Gewohnheiten ab.

Wollten wir die Sitten, die Baukunst der Fidschi-Insulaner und die Erzeugnisse, die sie verfertigen, im Einzelnen schildern, so müßten wir darüber ein ganzes Buch schreiben. Wir heben aber nur hervor, daß ihr Gewerbfleiß ganz ihnen eigen ist; denn wenn

sie auch einige Ideen mit ihren Nachbarn von den Freundschafts-Inseln ausgetauscht haben, so entlehnten sie doch Nichts von der Civilisation der Europäer. Ihre gut gebauten Wohnungen sind ganz ihren Bedürfnissen angeeignet und entbehren sogar der Zierlichkeit nicht. Die Mehrzahl der Privathäuser sind ungefähr 27 Fuß lang und 16 Fuß breit und enthalten nur ein einziges Gemach; aber an dem einen Ende befindet sich eine Art Divan, bisweilen durch einen hübschen Vorhang von Zeug abgeschieden, der einen geschlossenen Alkoven bildet. Diese Häuser bilden ein längliches Viereck und haben keinen Giebel, sondern ein viereckiges Palmendach, das in einer Dicke von 1—2 Fuß mit Zuckerrohr oder Pandanusblättern bedeckt ist und dann tief herabsteigt, so daß es weit über die Außenwände hervortritt und diese durch seinen Vorsprung schützt. Auf dem Gipfel ist ein äußerer Balken angebracht, welcher mit jedem seiner Enden das Stroh um mehr als einen Fuß überragt, und dieser Grat oder Kamm, welcher an sich selbst schon eine Zierrath bildet, ist noch mit weißen Muscheln verziert, und zwar fast durchgehends mit einer Porzellanschnecke, welche bei den Naturforschern Cypraea ovula heißt. Nur Eines verunstaltet jedoch diese im Allgemeinen malerische Wohnung, nämlich die Kleinheit der Thüren; es befinden sich gewöhnlich zwei solcher an jeder Wohnung, und die größten derselben sind nicht einmal 3½ Fuß hoch. Der Fidschi-Insulaner sagt dir nicht, weshalb er seine Thüren so niedrig macht; allein wenn du ihn besuchst, findest du ihn manchmal mit einem Stock in der Hand vor seiner Thüre Schildwacht stehend, und so haben diese niedrigen, schmalen Thüren wahrscheinlich einen Vertheidigungszweck.

Die Hütten der Häuptlinge und der große Rathssaal, der zugleich zum Tempel dient und den Namen Buré führt, sind nach dem gleichen Muster gebaut, wie die Privathäuser, nur haben sie

weit größere räumliche Verhältnisse, und die Mauern, die Thüren und der Kamm auf dem Dache sind daran auf zierlichere Weise geschmückt. Die Verzierung besteht fast immer aus verschlungenen Zügen oder Flechtwerk von Cocosfasern, aus Arabesken oder Schnörkeln an den Balken oder Pfeilern.

Allein diejenige Art von Gebäuden, welche das vollkommenste Beispiel von der Baukunst der Fidschi-Insulaner bildet, findet sich nicht auf allen Inseln; jeder Theil des Archipels hat seine besondere Bauweise und Bauten. Die Behausung der Bewohner der westlichen Inseln ist wesentlich verschieden von derjenigen der Bewohner der Ostinseln. Manche Dörfer gleichen einem Haufen ungeheurer Körbe, andere einer Sammlung roher Lauben von Stab- oder Flechtwerk; eine dritte Art scheint aus länglichen Heufeimen zu bestehen, während bei anderen der Feimen kegelförmig ist. Es würde zu weit führen, wollte man alle die launenhaften Einzelnheiten beschreiben, welche die Baukunst der Fidschi-Insulaner aufzuweisen hat.

Einer eben so großen Mannichfaltigkeit und Abwechselung begegnen wir in den Geräthen, welche diese Häuser enthalten. Stets aber ist das Mobiliar derselben sehr einfach. Man sieht hier weder Stühle, noch Tische, noch Ruhebänke. Das Bettzeug besteht aus einer schönen Matte, welche man über den oben erwähnten Divan breitet, und bei reichen Leuten ist der Boden anstatt eines Fußteppichs mit einem ähnlichen Gewebe bedeckt. Es giebt in dieser Art nichts Schöneres und Feineres, als das Gewebe dieser ausgezeichneten Matten, die man in der ganzen Welt nicht mehr in derselben Vollkommenheit finden dürfte, und zu welchen verschiedene einheimische Gewächse den Stoff liefern, namentlich eine Art feiner Binsen, sowie die lindenblätterige Ketmia (Ketmia tiliaefolia, eine Hibiscusart) und eine kleine Palme oder Bromeliacee, woraus ein

in Indien und Madagascar wohlbekannter Faserstoff, der sogen. wohlriechende Baquois oder Bakwa, gewonnen wird.

Diese Matten sind in jedem Haus in reicher Menge vorhanden; selbst der Aermste besitzt eine derselben, um sich darauf zu setzen, und sie dienen zugleich den sehr großen Kähnen und namentlich den Kriegsfahrzeugen der Fidschi-Insulaner zu Segeln.

In den Wohnungen der Reichen trifft man noch eine Menge von Körben, eine Mannichfaltigkeit von Zeugen und Vorhängen von verschiedenen Stoffen, deren Hauptbestandtheil jedoch meist aus der Faser des Papiermaulbeerbaums besteht, so wie endlich ein Möbel, das eine ganz besondere Erwähnung verdient. Dies ist nämlich eine Art Schemel aus polirtem Holz, welche beim Schlafen die Stelle eines Kissens oder Kopfpfühls vertritt und den Zweck hat, den Haarputz während der Ruhestunden unversehrt zu erhalten. Man liegt darauf sehr hart, wie man sich wohl denken kann; allein die liebe Eitelkeit des putzsüchtigen Eingeborenen erträgt geduldig dieses kleine Ungemach.

Außer den Matten und Körben findet man noch Gefäße von allen Größen und Gestalten: Tiegel und Schüsseln, Platten und Teller, Näpfe und Krüge, Ober- und Untertassen, Trinkbecher und Humpen aus gebranntem Thon, von zierlicher Zeichnung und sehr reinen Linien, obschon der Gebrauch der Töpferscheibe dem Fidschi-Insulaner unbekannt ist. Dieses Geschirr ist bald roth, wie die alte römische Siegelerde, bald gefirnißt mittelst des Harzes der Kaurifichte, welche auf diesem Archipel einheimisch ist. Unter allen diesen Geschirren zeichnen sich die Kochtöpfe besonders durch ihre Größe aus; sie gleichen ungeheuren abgestutzten Wasserkrügen, deren Mündung groß genug ist, um die massenhaftesten Fleischstücke aufzunehmen. Ich brauche euch wohl nicht erst zu sagen, was für ein Fleisch man an den hohen Festtagen darin kocht.

Wir kommen nun zu den Werkzeugen und Ackergeräthen, welche letztere allerdings von der ursprünglichsten Art sind und nur aus einem spitzen Stock und einer kleinen Keule bestehen. Der Stock dient zum Auflockern des Bodens und ersetzt unsere Pflüge; die Keule dient statt einer Walze, um die Erdschollen zu zertrümmern, welche der Stock aufgehoben hat, und die man dann mit den Fingern zerkleinert. Diese Art von Ackerbau ist sehr langsam und umständlich, aber rasch genug für den Bewohner der Fidschi-Inseln, dessen Meierei nur den Umfang eines Gartens hat. Wozu soll er denn auch ein größeres Stück Feld anbauen, wenn ein paar Beete hinreichen, um Wurzeln und Knollen von 8—100 Pfund Schwere und Pisangpflanzen in Menge hervorzubringen, deren lange Rispen je mit mindestens 150 Früchten behangen und so schwer sind, daß ein Mann daran zu tragen hat. Ein einziger Morgen Landes erträgt dort so viel, als bei uns fünfzig. Nur Schade, daß der Fidschi-Insulaner nicht zum rechten Genusse der Fruchtbarkeit und des Reichthums dieses Bodens kommt, weil er in gesellschaftlichen Zuständen lebt, die ihn schwerer bedrücken, als einst die mittelalterliche Leibeigenschaft auf unsern deutschen Bauern lastete. Wir werden auf die Schilderung dieser Zustände weiter unten zurückkommen.

Ein anderer hervorragender Zug von Kunstfleiß bei diesen Insulanern ist ihre Geschicklichkeit im Schiffsbau, worin sie es den Bewohnern der meisten benachbarten Inselgruppen zuvorthun. Sie haben Kähne von 20 bis zu 90 und 120 Fuß Länge und bis zu 22 Fuß Breite, die meisterhaft ausgearbeitet sind, aus einem harten, festen Holze, welches dem Wurmfraß nicht unterworfen ist und in ihrer Sprache Fesi heißt. Nach europäischen Begriffen sind diese Kähne allerdings verhältnißmäßig etwas zu breit, haben aber deshalb um so weniger Tiefgang und können dennoch zu gro-

ßen Fahrten dienen, weil sie nicht blos mit Rudern in Bewegung gesetzt werden, sondern auch Masten und Segel haben, welche letztere aus den schönen festen Matten bestehen, in deren Bereitung sie so geschickt sind. Ueberhaupt sind sie den benachbarten Südsee-Insulanern in manchen Kunstfertigkeiten weit überlegen und verrathen einen etwas höhern Grad von Kultur, sowohl durch die verhältnißmäßige Höflichkeit und Feinheit ihrer Manieren, durch ihren rührigen Fleiß und ihre Betriebsamkeit, als auch durch die eigenthümlich entwickelte gesellige und politische Verfassung, in der sie leben. Die Fidschi-Inseln zerfallen politisch in eine Menge kleinerer Staaten und Fürstenthümer; beinahe jedes Dorf hat seinen eigenen Häuptling oder König, der nahezu eine unumschränkte Gewalt ausübt, und ist hierdurch ein kleiner Staat an sich. Eine Anzahl solcher Dörfer und Häuptlinge, die sich mindestens auf 10, bisweilen aber auch auf 150 beläuft, stehen mit einander unter einem gemeinsamen Oberhaupte, das aber nicht König heißt, sondern nur „großer Häuptling“, und dem vorzugsweise der Oberbefehl im Kriege zusteht. Die Macht dieser Häuptlinge und noch mehr der Könige ist ganz uneingeschränkt; sie begegnen ihren Unterthanen, als ob diese ihre Leibeigenen wären. Das gemeine Volk hat mindestens $^4/_5$ von dem Ertrage seines Fleißes in Gestalt von Zehnten und Abgaben aller Art an seine Häuptlinge und Könige zu entrichten. Der Unterthan ist mit Leib und Leben, mit Hab und Gut vom Willen und der Laune seines Häuptlings abhängig, muß für ihn arbeiten und frohnen und in jedem Augenblick fürchten, daß man ihm seine Weiber, seine Töchter, seine Hütte, sein Feld und sogar sein Leben nehme. Kein Gesetz schützt ihn gegen die Launen oder die Habsucht seiner Herren, und wie arm auch der Einzelne sei, so fehlt es doch nicht an Leuten, die ihn noch ausplündern. Ein Häuptling kann einen Mann aus dem gemeinen Volke erschlagen oder

wegnehmen, ohne daß ihn eine Strafe trifft; Handlungen dieser Art kommen täglich vor, und der Häuptling seinerseits wird von dem Könige todtgeschlagen, ohne daß Jemand sich darüber wundert. Noch im Jahre 1848 führte der zum Christenthum bekehrte Häuptling Rawatu von Raki=Raki den englischen Missionär Lyth einige tausend Schritte weit aus dem Dorfe hinaus und zeigte ihm die Steine, welche sein Vater an einem bestimmten Orte zusammengelegt hatte, und zwar jedes Mal einen, so oft er einen Menschen verzehrt hatte. Rawatu's Vater hatte jedoch mit dieser eigenthümlichen Buchführung seiner Menschenfresserei erst begonnen, als seine Kinder schon erwachsen waren, und dennoch fand Lyth nicht weniger als 872 solcher Steine, deren jeder ein Menschenleben bedeutete, ungerechnet diejenigen, welche aus der Reihe gefallen oder gestoßen worden waren. Rawatu versicherte noch, sein Vater habe diese Menschen alle allein verzehrt und nie einen weggegeben, wenn er auch zuweilen einige übrig gehabt habe. Die Leiche wurde gekocht und wieder gekocht, und dadurch das Fleisch erhalten, bis der letzte Bissen verzehrt war. Unweit davon war eine zweite Reihe Steine, zum Andenken an diejenigen Menschen, welche Rawatu's Bruder verspeist hatte, ehe er Christ geworden war. Es waren nur 48 Steine, aber in dieser Bedeutung schon mehr als zu viel. Weder der Vater noch der Bruder Rawatu's waren jemals über diese schändliche Grausamkeit zur Rechenschaft gezogen worden, sondern ihre Nachbarn und Untergebenen hatten dies für ganz natürlich gefunden.

Auf dem ganzen Fidschi=Archipel giebt es etwa acht Könige, von denen jeder mit unbeschränkter Macht über eine größere Anzahl von Häuptlingen und Dörfern herrscht. Jeder dieser Könige bewohnt eine eigene Insel, an die sich dann eine Gruppe von anderen mehr oder minder beträchtlichen Eilanden anschließt. Die Macht

dieser Könige ist bald mehr, bald weniger ausgedehnt, und die Oberherrschaft über den ganzen Archipel oder die Hauptmacht hat seit etwa einem Jahrhundert mehrfach gewechselt. Derjenige König, der stark genug ist, um seinen Nebenbuhler zu tödten, erringt den Oberbefehl und behält ihn so lange, bis er einen Arm trifft, der noch stärker ist, als der seinige. Allein keinem von diesen Monarchen ist es ganz gelungen, den gesammten Archipel unter seiner Herrschaft zu vereinigen; der wichtigste Triumph, welchen die Mächtigsten erlangt haben, bestand nur darin, daß sie auf denjenigen Inseln, die ihnen nicht unterworfen waren, gefürchtet wurden und von den Beherrschern derselben Geschenke und Geiseln erhielten. Uebrigens ist an eine vollständige Unterwerfung auch darum nicht zu denken, weil die einzelnen Stämme beinahe unausgesetzt Krieg mit einander führen, um sich das Menschenfleisch zu verschaffen, nach dem sie so lüstern sind. Das, was die Fidschi-Insulaner Krieg nennen, ist jedoch nicht selten blos ein hinterlistiger Ueberfall auf Wehrlose, welche von einem Hinterhalte aus von der Uebermacht überrumpelt, erschlagen und dann im Triumph zum Backofen geschleppt werden. Zuweilen mästen sie ihre Kriegsgefangenen förmlich zum Schmause, oder üben die abscheuliche Grausamkeit, den verwundeten Gefangenen die Glieder abzuhauen und diese vor den Augen der noch lebenden Verstümmelten unter lautem Hohne zu verzehren.

Jeder dieser Könige der Fidschi-Inseln hat einen Hof, und an jedem dieser Höfe macht sich, wie anderwärts, eine besondere Etikette und Mode geltend. Das herkömmliche Ceremoniell wird mit eiserner Strenge gehandhabt, und nicht selten sieht man Denjenigen, der dagegen fehlt, besonders bei Rückfällen, durch des Königs eigene Hand erschlagen werden. Ein zufälliger Fehler, ein geringes Versehen wird mit dem Verluste eines Fingers bestraft,

woher es denn kommt, daß es an dem Hofe eines Fidschi-Königs nur sehr wenige vollständige Hände giebt. Wenn der König oder oberste Häuptling stolpert und zu Boden fällt, so wirft sich sein ganzes Gefolge ebenfalls zur Erde, um vor dem Gewaltigen Nichts voraus zu haben. Wollte man alle die Thorheiten und Niederträchtigkeiten aufzählen, zu denen die Willkür und Grausamkeit der Häuptlinge und die Gemeinheit des Adels der Fidschi-Inseln Veranlassung giebt, so könnte man kein Ende finden; allein man kann sich dieselben wohl denken, denn das Volk der Höflinge ist überall das gleiche und bewohnt nicht blos die Fidschi-Inseln. Ist auch die Form verschieden, so bleibt doch die Sache immer dieselbe.

Ich sollte nun eigentlich zum letzten Charakterzuge dieses Volkes, der es vor allen anderen auszeichnet, nämlich zu seiner Menschenfresserei übergehen, die um so auffallender ist, weil der Bewohner dieser Insel inmitten einer solch' herrlichen Natur buchstäblich im Schooße des Ueberflusses sitzt. Allein ich glaube, daß Dasjenige, was ich seither schon im Vorübergehen und gelegentlich über diese abscheuliche Sitte gesagt habe, mehr als hinreichend ist, um meinen Lesern Abscheu vor diesem Brauche einzuflößen, und ich verzichte daher auf eine eingehende Schilderung, obschon mir mehr als zwanzig Augenzeugen das Material dazu geliefert haben.

XVIII.

Die Bewohner der Freundschafts-Inseln.

Mit wahrem Vergnügen verläßt man die Fidschi-Inseln und wendet sich zu dem sanften freundlichen Volke des Tonga-Archipels. Bekanntlich erhielt diese Inselgruppe durch den berühmten Seefahrer Cook den Namen Freundschafts-Inseln in Folge der angenehmen Beziehungen, welche er mit den Eingeborenen derselben hatte.

Diese Inselgruppe wurde im Jahre 1663 durch einen holländischen Seefahrer Namens Abel Tasman entdeckt, dem man auch die Entdeckung von Australien, Neuseeland, Vandiemensland und anderen Südsee-Inseln verdankt. Die drei bedeutendsten derselben erhielten Anfangs den Namen Amsterdam, Rotterdam und Middelburg; allein die Geographen haben den einzelnen Inseln diejenigen Namen wiedergegeben, welche sie bei den Eingeborenen von Anfang hatten, und für die ganze Gruppe denjenigen Namen angenommen, welchen Cook ihnen ertheilt hatte.

Dasselbe Zurückgreifen auf die ursprünglichen Namen, welche gewisse Inseln und Länder in der Muttersprache ihrer Ur-Eingeborenen führten, sollte auch noch an manchen andern Stellen stattfinden, denn es giebt gar nichts Kläglicheres als alle diese Prinz-Wilhelms-, diese Karolinen-, diese König-Georgs-, diese Tausende von

Alberts- und Viktoria-Inseln, womit der Geist der Schmeichelei unsere Landkarten zum Nachtheil der Wissenschaft bedeckt hat.

Kapitän Cook hat also die Tonga-Inseln nicht entdeckt, aber er war der Erste, der sie und ihre Bewohner genau geschildert hat, und es wäre ein Unrecht, wenn man den Namen, welchen jener berühmte Mann für diese Inseln geschaffen hat, nicht erhalten wollte, zumal da derselbe ein Beweis von dem friedlichen Charakter derjenigen ist, welche diese Inseln bewohnen.

Die Lage der Freundschafts-Inseln ist leicht zu behalten: der 20. Grad südlicher Breite und der 177. Grad westlicher Länge begegnen sich in ihrem Durchschneidungspunkt auf der Insel Tofoa, die beinahe im Mittelpunkte dieses Archipels liegt. Der letztere ist also im Mittel ungefähr um 2 Grade südlicher und um 5 Grade östlicher als der Centralpunkt des Fidschi-Archipels; die beiden nächsten Inseln dieser zwei Gruppen sind also etwa 300 englische Meilen von einander entlegen. Diese Entfernung, die an sich schon unbedeutend ist, verringert sich für die Tonga-Insulaner noch um ein Bedeutendes dadurch, daß die Passatwinde, welche von Osten her wehen, denselben sehr zu statten kommen, so daß die Fahrt mit den Passatwinden für die Tonga-Insulaner, die nach den Fidschi-Inseln segeln wollen, ungefähr einer Fahrt bergab gleicht, während man die Fahrt der Fidschi-Insulaner in umgekehrter Richtung eher einem Berganfahren vergleichen könnte. Hierzu kommt noch, daß die Bewohner der Freundschafts-Inseln weit gewandtere Seefahrer und Schiffer sind als Jene, und daher rührt es denn, daß man sie weit häufiger auf den Fidschi-Inseln trifft, als die Bewohner der letzteren in dem Tonga-Archipel. Ferner enthalten die Fidschi-Inseln in ihren Wäldern weit schöneres Bauholz, als die benachbarten Inselgruppen; und die Freundschafts-Insulaner kommen daher nach den Werften der Fidschi-Inseln, um dort für eigene

Rechnung oder im Solde der Eingebornen zu arbeiten und sich das Material und die Proceduren zu Nutz zu machen, die man dort anwendet; denn wenn die Bewohner der Fidschi-Inseln auch in Beziehung auf Schifffahrtskunde noch unter den Bewohnern mancher anderen Insel der Südsee stehen, so haben sie doch in Beziehung auf ihre Erfahrung und Gewandtheit im Schiffsbau kaum mehr ebenbürtige Nebenbuhler.

Leider sind die gewerblichen Vortheile, welche die Freundschafts-Insulaner aus diesem Verkehr mit den Bewohnern der Fidschi-Inseln gezogen haben, mehr als aufgewogen durch den Schaden, den sie dabei an ihrem sittlichen Wesen erlitten haben; das Laster gewinnt stets mehr Proselyten als die Tugend, und durch den Verkehr mit den Kannibalen der Fidschi-Inseln haben die Freundschafts-Insulaner viel von ihrer Sanftmuth verloren. Zu der Zeit, wo Tasman diese Inselgruppe entdeckte, bemerkte er bei den Bewohnern derselben nicht eine einzige Kriegswaffe, und vielleicht war ihnen schon der Begriff des Krieges nicht einmal bekannt. 180 Jahre später fand der Kapitän Cook bei ihnen schon den Wurfspeer, die Keule und verschiedene andere Waffen, welche ganz mit denjenigen übereinstimmten, die unter den Wilden der Fidschi-Inseln üblich sind. Hierbei blieb das Uebel nicht einmal stehen, sondern die Tonga-Insulaner sind in ihren Beziehungen zu jenen Menschenfressern auch blutdürstig geworden und wären wahrscheinlich zu Kannibalen heruntergesunken, wenn der Einfluß der Missionäre sie nicht daran verhindert hätte. Sie waren schon so weit gekommen, daß sie ihre Kriegsgefangenen den Götzen opferten, und von den Menschenopfern bis zur Menschenfresserei ist es nur ein kleiner Schritt.

Die Tonga-Inseln sind nicht sehr zahlreich und nur von mittelmäßiger Ausdehnung; nur 5 oder 6 von ihnen haben eine

gewisse Wichtigkeit, und Tongatabu, die größte und bedeutendste derselben, hat nur einen Umfang von etwa 18 geographischen Meilen. Die Richtung des Archipels geht von Süd nach Nord oder Nordost; und von der südlichsten Spitze der Insel Eau bis zur nördlichsten von Vavau, welche das andere Ende der Gruppe bildet, beträgt die Entfernung höchstens 300 geographische Meilen.

Der ganze Archipel, mit Ausnahme von ein oder zwei Inseln, ist flach; allein auch auf diesen haben die kleinen Hügel, welche das Flachland unterbrechen, selten über 50 — 60 Fuß Höhe, und wenn auch unter der ganzen Zahl ab und zu ein kleines Eiland ist, das in Gestalt eines Berges unmittelbar aus dem Meere emporsteigt, so erreicht sein Gipfel doch selten eine Höhe von mehr als 600 Fuß.

Auf der Mehrzahl dieser Inseln zeigt das Pflanzenleben einen unglaublichen Reichthum und eine seltene Ueppigkeit; man findet daselbst den Pandanus, verschiedene Arten von Palmen, namentlich die Cocospalme, verschiedene Spielarten vom Brodfruchtbaum, mehrere Pisangarten, die Dracäna mit eßbaren Knollen, den Papiermaulbeerbaum, das Zuckerrohr, die Igname, die Curcuma, schöne Casuarinen und eine Menge anderer Gewächse, welche sowohl durch ihre Wurzeln, als ihre Früchte, ihren Saft, ihr Mark, ihren Stengel, ihre Zweige, Blätter oder Rinde für den menschlichen Haushalt mannichfach nützlich sind. In landschaftlicher Beziehung giebt es vielleicht keinen Punkt auf der Welt, der lieblichere Oertlichkeiten darböte, als die Freundschafts-Inseln. Die Landschaft ist vielleicht weniger malerisch, weniger imposant und ergreifend als auf den Fidschi-Inseln, allein es liegt eine friedliche Schönheit, ein außerordentlich inniger Reiz über sie hingebreitet, der in Verbindung mit dem köstlichsten Klima sie zu einem wahren irdischen Paradiese zu machen scheint.

Die Bewohner dieser bevorzugten Inseln gehören der polynesischen Race an und sind ganz von der Race der Papuas oder Melanesier verschieden. Letztere sind von schwarzer Hautfarbe und scheinen ursprünglich von Westen her zu kommen, da die Fidschi-Inseln ihr östlichster Aufenthalt sind. Nach meinem Dafürhalten stammen sie von afrikanischen Negern ab, die einst von der Ostküste Afrika's hier herüber verschlagen worden sind, während die Polynesier, welche den östlichen Theil der Südsee-Inseln bevölkern, sicher von Osten her kamen und nach meinem Dafürhalten demselben Menschenstamme angehören, wie die Eingeborenen von Amerika.

Wenn die Ethnologen, das heißt, die Gelehrten, die sich mit dem Studium der Menschen-Racen befassen, aus ihrem Geiste jene fabelhafte Annahme oder Nachricht verbannen könnten, laut welcher das ganze Menschengeschlecht von einer einzigen gemeinsamen in Asien gelegenen Stammfamilie, deren Heimathsort zwar schwer aufzufinden sein dürfte, abstammen soll, so würden sie sich endlich dem Beweise des Augenscheins unterwerfen und anerkennen, daß die Bewohner der Sandwichs-Inseln aus Californien stammten, und nicht umgekehrt, daß die Californier von den Hawai-Inseln aus nach der Westküste des nordamerikanischen Festlandes einwanderten.

Aber wir wollen hier keinen wissenschaftlichen Streit führen; es genügt uns zu wissen, daß die Bewohner des Tonga-Archipels demselben Menschenstamme angehören wie diejenigen von Tahiti, Neuseeland und vorzugsweise diejenigen von den Schifferinseln, von denen sie ein abgelöster Zweig zu sein scheinen. Die Sprache des Tonga-Archipels ist nur ein Dialekt von der in ganz Polynesien üblichen Sprache; und in physischer Beziehung unterscheiden sich die Bewohner von den anderen Insulanern im östlichen Theile von Polynesien nur durch reinere Züge und edlere Formen. Die Män-

ner gelten für die schönsten in der ganzen Südsee, und die Frauen dürfen füglich unter die schönsten der ganzen Erde gerechnet werden; viele unter ihnen wären an allen Orten hübsch und überragen an Anmuth und Adel der Züge im Allgemeinen sicherlich die Tahitierinnen, von denen man so viel Aufhebens gemacht hat. Dieser Menschenschlag ist von höherem Wuchs als die Europäer, von kräftigen wohlgebildeten Gestalten, harmonischen Verhältnissen, runden Gliedern und feinen Extremitäten. Namentlich sind bei den Weibern Hände und Füße auffallend klein und zierlich. Es würde schwer halten, ihre Züge genau zu beschreiben, denn diese wechseln wie überall je nach dem einzelnen Individuum. Man wäre sehr in Verlegenheit, wenn man unter allen Bewohnern einer großen Stadt oder auch nur eines Dorfes, ja selbst unter den Gliedern einer einzigen größeren Familie diejenigen auswählen müßte, deren Gestalt dazu dienen könnte, das Portrait der Anderen darnach zu machen. Aehnliches findet für die Bewohner der Tonga-Inseln statt; neben dem allgemeinen Stammescharakter findet sich eine individuelle Verschiedenheit, welche sogar im Einzelnen zu schildern wäre. Wir können jedoch sagen, ihre Lippen haben niemals die Dicke derjenigen der Neger, und wenn sie auch im Allgemeinen Stumpfnasen haben, so sieht man doch bei ihnen eine ziemliche Anzahl Adlernasen und viele Gesichter, deren Totaleindruck an die vollen schönen Züge der Italienerinnen erinnert. Die Frauen unterscheiden sich in dieser Beziehung weniger von den Männern, als man es gewöhnlich sieht: sie haben dieselben Züge wie die Letzteren, nur feiner und zarter geschnitten. Der auffallendste Charakterzug dieses Menschenschlages ist jedoch die Reinheit seiner Formen; eine große Anzahl von ihnen könnte jeder Bildhauer zum Modell nehmen. Die Hautfarbe der Freundschafts-Insulaner ist nicht so dunkel, wie bei den meisten andern Polynesiern; bei den Frauen der wohlhabenderen Klassen

ist sie einfach olivengelb, und die Kinder kommen beinahe weiß zur Welt; sie bräunen sich später durch die Einwirkung der Sonne, denn sie sind den ganzen Tag im Freien und nie anders unter Obdach, als um zu schlafen.

Beinahe Alle haben weiße Zähne und schöne Augen, was jedoch kein unterscheidender Charakterzug ist, denn die meisten Bewohner Oceaniens erfreuen sich desselben Vorzuges. Sogar die Kannibalen der Fidschi-Inseln selbst könnten in dieser Beziehung nicht übertroffen werden. Anstatt aber, wie diese, nur eine Art straffer frisirter Mähne zu haben, zeigen die Bewohner der Tonga-Inseln ein schönes reiches geschmeidiges und fließendes Haar, das manchmal straff und platt ist, wie bei den amerikanischen Indianern, weit häufiger jedoch wellenförmig und zuweilen beinahe geringelt, jedoch niemals kraus, wie bei den Negern. Da dieses Haar vom glänzendsten Schwarz ist, wie Ebenholz, so muß man nur bedauern, daß diese Leute es um einer thörichten Mode willen röthlichbraun, roth oder orange färben. Wahrscheinlich haben sie diesen unsinnigen Brauch, der bei ihnen keine Entschuldigung zuläßt, von ihren Nachbarn entlehnt, denn die Fidschi-Insulaner behaupten, dieser zerstöre die Insekten, von denen ihr dichtes schwarzes Haar wimmelt, und man begreift, daß dieser Beweggrund eine solche Gewohnheit auch annehmbar macht, eben weil sie vortheilhaft ist; das straffe dichte Haar der Fidschi-Insulaner ist weniger reinlich zu erhalten, als das weiche geschmeidige der Freundschafts-Insulaner, bei welchen daher die Sitte, es zu färben, einfach nur lächerlich ist. Wie Schade daher, daß die Bewohner des Tonga-Archipels, wenn ihnen die rothen Haare so sehr gefallen, nicht mit denjenigen Europäern tauschen können, die mit einer solchen Färbung heimgesucht sind!

Außer dieser Färbung der Haare ist aber bei den Freundschafts-Insulanern auch noch der Brauch im Schwange, ihr Haar

auf verschiedene Weise zu beschneiden: die Einen rasiren sich die eine Seite des Kopfes ganz, die Andern bringen nur eine leichte Tonsur an oder nehmen nur eine oder zwei Locken davon weg, während die in ihrer Toilette am wenigsten Eiteln oder Sorgfältigen die Haare in ihrer ganzen Länge beibehalten und dadurch offenbar den besten Geschmack an den Tag legen. Im Gegensatz zu der bei uns üblichen Sitte pflegen gerade dort die Frauen ihr Haar am kürzesten zu verschneiden.

Allein wenn die Männer ihre Haare lang tragen, so rasiren sie sich zuweilen den Bart nur allzu dicht und zwar mittelst zweier Muscheln, von denen die eine auf die Haut gedrückt wird und die Stelle des Kammes vertritt, während die andere das Scheermesser ersetzt. Diese Operation soll nach Angabe jener Eingebornen gar nicht schmerzlich sein oder wenigstens ihnen nicht die Thränen in die Augen treiben, wie es das stumpfe Rasirmesser bei uns unglücklichen Europäern thut.

Die Kleidung der Bewohner der Tonga-Inseln ist beinahe die gleiche wie bei denen von Tahiti und besteht in einer Art kurzem Rock oder Unterrock oder Schürze, die sie Parehu nennen. Der Schnitt ist sehr einfach und erheischt weder Schneider noch Nähterin; denn der Parehu ist bei beiden Geschlechtern üblich. Man nimmt einfach nur ein Stück Tappa oder Zeug aus der zubereiteten Rinde des Papier-Maulbeerbaums, das ungefähr drei Ellen in's Gevierte hat, biegt es so zusammen, daß es doppelt zu liegen kommt, legt es um die Umbiegung der Hüften, nähert die beiden Enden einander und bindet sie vorne zusammen. Der untere Theil fällt bis auf die Mitte des Beins, bisweilen bis auf den Knöchel herab; die andere Hälfte, welche die Schultern bedecken kann, wird bei Nacht heraufgeschlagen und häufig auch am Tage, wenn starke Winde oder Regen eintreten, oder wenn der Missionär es verlangt. Ehe die

Methodisten ihnen das Unschickliche ihrer Tracht vorgeworfen, wovon sie keine Ahnung hatten, pflegten die Freundschafts-Insulaner den oberen Theil des Parehu unfehlbar zusammenzurollen, so daß er einen Wulst bildete, der auf den Hüften aufsaß und die Schlankheit einer feinen Taille noch mehr hervorhob. Nach der landesüblichen Mode gab es nichts Graziöseres als diese Art von Tunika; durch die puritanische Auffassung der Missionäre jedoch wird dieses reizende Gewand zu einem ungraziösen Sack ohne Aermel. Die Temperatur erfordert diese Vorsichtsmaßregel nicht, denn das Klima ist außerordentlich milde und die Luft warm; und wenn sich die Bewohner des Tonga-Archipels bei Nacht zuzudecken pflegen, so geschieht es nicht, um sich vor der Kälte zu schützen, welche bei ihnen gar nicht vorkommt, sondern als Vorkehrung gegen die Stechmücken, von denen diese Inseln wimmeln, und die eine der unangenehmsten Landplagen sind.

Der Parehu besteht nicht nothwendig immer aus Rinde, sondern man verwendet zu demselben Gebrauch noch eine Art sehr feiner Matten, welche man aus den Fasern des Pandanus verfertigt, und die ebenfalls vortrefflich kleiden. Bei festlichen Gelegenheiten tragen ferner die Wohlhabenden Parehus, die mit rothen Federn geschmückt, von wunderschöner Arbeit und von größtem Effecte sind. Die Angehörigen der unteren Volksklassen tragen eine minder weite und minder hübsche Schürze, die aus der Rinde des Brodfruchtbaums verfertigt ist und oft in eine einfache Schärpe oder Binde ausartet, die um die Lenden geschlagen wird.

Beinahe alle Männer gehen barhaupt, mit Ausnahme der Häuptlinge; diese sind bei festlichen Gelegenheiten und an Galatagen mit einem Diadem geschmückt, das in der Mitte der Stirne eine Höhe von einer bis zwei Spannen hat, nach dem Nacken hin niedriger wird und aus den Schwanzfedern des Tropikvogels

(Phaeton aethereus) verfertigt ist, die man auf einem Bandstreifen von rothen Papageienfedern aufgereiht hat. Die Weiber verwenden zu ihrem Kopfputz nur Blumen, welche ihnen in außerordentlicher Mannichfaltigkeit zu Diensten stehen, denn die Flora dieser Inseln ist überaus reich an blühenden Gewächsen; namentlich bedienen sie sich gern der Orangenblüthen, welche sie immer in Menge haben, um damit ihr Haar zu schmücken.

Die übrigen Zierrathen, deren sie sich bedienen, sind so mannichfaltig, als nur die Laune sie eingeben kann; in den Ohren wird gewöhnlich ein Stück weißen Knochens getragen, das ungefähr $1\frac{1}{2}$ Zoll lang und durch zwei in das Läppchen gebohrte Löcher gesteckt ist, damit es sich horizontal trägt. Außerdem werden Halsbänder von Perlen, die in den Schalen ausgeschnitten sind, und manchmal aufgereihte Samen von Pandanus in Form von Paternostern getragen, und ein Armband von Perlmutter vervollständigt gewöhnlich den ganzen Putz.

Die Männer allein tättowiren sich, aber mit großer Mäßigung und niemals auf dem Arm, dem Gesicht oder der Brust. Manche Frauen tragen bisweilen kleine Zeichnungen auf dem Ballen der Hand; aber keines von beiden Geschlechtern entstellt jemals seine hübschen Gesichtszüge durch jene abscheulichen Gemälde von eingeritzten Strichen und Punkten, welche bei den Wilden so häufig im Gebrauche sind.

Die Freundschafts-Insulaner reiben sich den Körper mit Cocosnußöl ein, worin man wohlriechende Blumen macerirt hat; dieses Oel ist theuer und daher nur bei den oberen Klassen im Gebrauch. Allein Reiche und Arme huldigen einer außerordentlichen Reinlichkeit und baden sich häufig in den Bächen und Quellen. Zum Baden im Meere greifen sie seltener, und wenn sie es je thun,

so spülen sie sich nachher mit süßem Wasser ab, weil sie behaupten, das Meerwasser macht die Haut rauh und uneben.

Die Baukunst ist bei den Bewohnern der Freundschafts-Inseln noch wenig entwickelt, denn sie bedürfen auch keiner umfangreichen auf Dauer berechneten Bauten. Das herrliche Klima ihrer Inseln macht jedes solidere Gebäude überflüssig; eine Art Schuppen aus Palmstämmen, mit Pandanusblättern oder Zuckerrohr gedeckt, genügt der Masse des Volks zum Obdach. Die Wohnungen der Häuptlinge und Vornehmen unterscheiden sich von den anderen nur dadurch, daß sie geräumiger sind, und daß ihre Wände aus Matten von Pandanus bestehen. Im Innern dieser Behausungen herrscht die ängstlichste Reinlichkeit: der Fußboden ist mit schönen Matten belegt, die mit verschiedenen Farben geziert sind und an Zierlichkeit mit unsern Fußteppichen wetteifern. Tische oder Stühle findet man nicht, denn die Männer setzen sich mit untergeschlagenen Beinen auf den Boden, und die Weiber lagern sich halb auf die Seite geneigt und auf die Ellbogen gestützt auf den Matten. Auch die Zwischenwände werden nur von einer dicht geflochtenen Matte gebildet, welche ungefähr drittehalb Fuß hoch und an beiden Enden aufgerollt ist, so daß sie von selbst stehen kann; diese Matten theilen das Innere der Wohnung in verschiedene Gemächer ein und haben den Vorzug, daß man keiner Thüre bedarf, weil man über sie hinwegsteigen kann.

Das Hausgeräthe besteht wie in der ganzen Tropenzone nur aus Kürbisflaschen, Cocosschalen und hölzernen Trögen, welche die Stelle von Krügen, Flaschen, Schüsseln, Platten, Näpfen, Tassen und Tellern versehen, sowie aus einer Menge von Körben von den verschiedensten Formen und der scharfsinnigsten feinsten Arbeit.

Die Einwohner der Freundschafts-Inseln bedienen sich, wie die Fidschi-Insulaner, anstatt des Kopfkissens einer Art hölzernen Sche-

mels, die aber eine Aushöhlung hat, um den Kopf darein zu legen. Endlich sieht man bei ihnen noch eine Menge musikalischer Instrumente, wie Panspfeifen, eine Art Flöten, welche mit der Nase geblasen werden, und verschiedene Arten von Trommeln aus den Zwischengelenken von Bambusrohr, welche von früheren Reisenden längst ausführlich beschrieben worden sind. Leider findet man in den Häusern auch eine Menge Streitkolben, Kriegskeulen, Lanzen und Speere, die leider nicht immer unthätig sind; auch Bogen und Pfeile führen die Eingeborenen, jedoch nicht als Kriegswaffen, sondern nur zur Jagd auf Vögel und kleine Nagethiere, hauptsächlich Ratten, die in den Feldern sehr zahlreich sind und unter den Nutzgewächsen großen Schaden anrichten. Die Fleischkost besteht hauptsächlich aus Fischen, Schweinen und Hunden. Die Tonga-Insulaner sollen das Schwein zuerst auf den Fidschi-Inseln eingeführt haben, was uns jedoch nicht wahrscheinlich erscheint, denn jene besondere Art von Schweinen, die sich auf allen Inseln der Südsee vorfindet und von den Naturforschern Sus papua genannt wird, scheint wie das Geflügel von Westen her nach diesen Inseln gekommen zu sein. Dagegen ist der Hund offenbar von amerikanischer Race und von Osten her auf den Inseln Ost-Polynesiens verbreitet worden. Diejenigen Hunde, welche zum Verspeisen bestimmt sind, werden von Jugend auf nur mit Pflanzennahrung gefüttert, so daß ihr Fleisch in der That sehr lecker und nichts weniger als ekelhaft ist. Im Gegensatz zu uns Europäern schlachten diese Südsee-Insulaner ihr Vieh nicht durch Blutentziehung, sondern erdrosseln es und behaupten, daß das Fleisch dadurch wohlschmeckender und nahrhafter werde. Allein die Hauptnahrung der Bewohner der Freundschafts-Inseln ist dem Pflanzenreiche entnommen und besteht aus Gemüsen verschiedener Art, aus Ignamen, Arum, Brodfrucht, Bananen, Bataten, Kartoffeln etc., mit einem Wort aus der Mehr-

zahl derjenigen Früchte, Knollen und Wurzeln, welche auf all' diesen Inseln wachsen; ferner aus den Fischen und Schalthieren, von welchen die Gewässer dieses Archipels wimmeln. Sie haben auch ein berauschendes Getränk, die sogenannte Kawa, einen gegohrenen Trank, den sie aus der Wurzel eines Pfefferstrauches (Piper metysticum) dadurch bereiten, daß sie diese Wurzel klein kauen, in eine hölzerne Schüssel spucken und dann unter Zusatz von Wasser gähren lassen. Sie genießen jedoch dieses Getränke nur mäßig, und viele von ihnen, hauptsächlich die Frauen, verzerren beim Genusse desselben das Gesicht gewaltig, was auch gar nicht zu verwundern ist, da die Kawa in der That abscheulich schmeckt. — Ihre Kochkunst ist sehr einfach; die Hunde, Schweine, Fische und Wurzeln werden in Erdgruben mit erhitzten Steinen umgeben und dann mit heißer Asche und Erde bedeckt und auf diese Weise gebacken, wodurch das Fleisch ausnehmend zart, saftig und schmackhaft wird. Aus den Knollen verschiedener Gewächse bereiten sie auch eine Art Mehl, das sehr nahrhaft und von gutem Geschmack ist; man mengt es unter den Teig aus zerquetschten Brodfrüchten, bäckt es auf heißen Steinen und gewinnt dadurch eine Art rauhen Brodes, welches selbst europäischen Gaumen mundet.

Auf diese Weise führen die Bewohner der Freundschafts-Inseln ein sehr angenehmes und ruhiges Dasein, wenn sie nicht in irgend einen abscheulichen Krieg verwickelt sind. Die Männer beschäftigen sich mit Ackerbau, mit dem Fischfang, den sie mit Netzen und Angeln betreiben, mit der Jagd der Vögel und Ratten und verfertigen verschiedene Gegenstände, welche ziemlich viel Kunstsinn verrathen. Die Frauen sind bei diesem Volke keine Sklavinnen und werden nicht mit Arbeit überbürdet, wie es bei Wilden gewöhnlich und sogar bei halb civilisirten Völkern nicht selten ist. Diese Thatsache spricht sehr zu Gunsten der Eingeborenen dieser Inseln; die Männer unter-



Bewohner der Tonga Inseln.

ziehen sich nicht nur den gröbsten Arbeiten, sondern suchen auch den Umgang der Frauen auf, erfreuen sich der Unterhaltung mit ihnen und theilen mit ihnen alle Mahlzeiten und Vergnügungen, unter welch' letzteren der Tanz eine Hauptrolle spielt. Ihre Feste oder vielmehr ihre Bälle werden im Freien abgehalten und zeichnen sich besonders dadurch aus, daß Männer wie Frauen sich äußerst anständig betragen, mit vieler Anmuth bewegen, und den Frauen des Stammes ein Hauptantheil daran zufällt; auch dies ist eine Seltenheit bei den Wilden und besonders bei den Südsee-Insulanern, wo der Tanz, namentlich bei großen festlichen Veranlassungen, meist dem männlichen Geschlecht vorbehalten ist. Ringen, Wettkampf, Wettlauf, Boxen und andere männliche Uebungen sind unter ihnen ebenfalls sehr beliebt und heben die Geschmeidigkeit und Muskelkraft dieses schönen Menschenschlages auf eine vortheilhafte Weise hervor.

Die Bewohner der Freundschafts-Inseln arbeiten also und zwar sehr emsig und sehr gut; ihre Felder sind sehr schön bestellt, und jede Pflanzung mit schönen Hecken umgeben, welche ungefähr mannshoch und mit einer Kunst angelegt sind, daß man sie mehr für einen Gegenstand des Luxus, als für ein Werk der Nothwendigkeit halten könnte. Zwischen diesen Einfriedigungen laufen breite öffentliche Wege hin, welche dem Stamme angehören und die Verbindung der einzelnen Niederlassungen untereinander vermitteln. Jedes Besitzthum ist mit einer derartigen Einhegung umgeben; vor jeder Hütte befindet sich ein freier Raum, mit Orangen und Brodfruchtbäumen, mit Pisanggewächsen und Pandanus bepflanzt, und so umgiebt das reichste Pflanzenleben diese Hütten und Schuppen, in welchen die Familie ihr Obdach für die Nacht sucht.

Mit diesen ländlichen Arbeiten und dem Bau von Kähnen,

welcher der Gegenstand eines besonderen Gewerbes ist, verbinden die Männer, wie wir gesehen haben, noch die Verfertigung von Werkzeugen und Geräthen aller Art und das Flechten von Körben und Matten. Der wichtigste Zweig gewerblicher Thätigkeit ist jedoch die Verfertigung von Tappa, welche auch hier wie bei allen Polynesiern dem weiblichen Geschlechte zufällt. Die Tappa ist eine Art Zeug, welche aus dem Bast des Papier-Maulbeerbaums verfertigt wird. Man löst nämlich die Rinde in langen Streifen von den Stämmen des Papiermaulbeers ab, schabt die Borke davon mit einer Muschel herunter, nachdem man sie in Wasser eingeweicht hat, und klopft die Streifen nun mit einem hölzernen Hammer, dessen Fläche mit Rinnen versehen ist. Werden zwei solcher Streifen über einander gelegt und auf diese Weise mit besagtem Hammer geschlagen, so verbreitern sie sich von einem Streifen von etwa 1$^1/_2$ Zoll Breite zu einem Stück Zeug von etwa 1$^1/_2$ Fuß Breite; mehrere auf diese Art bereitete Breiten werden dann mit einem Kleister aus Pfeilwurzmehl an einander geklebt, bis daraus ein Stück Zeug von etwa 18—36 Fuß im Gevierte entsteht. Jetzt erst wird die ganze Geschicklichkeit der Frauen in Anspruch genommen, um dieses breite Stück Zeug zu verzieren. Die Arbeiterinnen bringen nämlich auf einem convexen Brette kleine Leisten aus Bambus an, die etwa eine Linie von einander entfernt sind; auf dieses Tuch nun sticken sie mit den Mittelnerven der einzelnen Fiederblätter der Cocospalme eine Art Zeichnung und färben diese mit dem färbenden Saft der Lauce, Alourites triloba, einer einheimischen Pflanze. Der färbende Saft wird auf allen denjenigen Stellen eingerieben, wo der Stoff auf das Muster von Cocosblattfasern gedrückt wird, und die Zeichnung stellt sich auf diese Weise gewissermaßen in erhabener Arbeit dar. Hat man so dem Zeug die Grundfarbe gegeben, so nimmt man jetzt ein lebhafteres Färbemittel und vollendet so mit dem Pinsel die

Verzierung der Tappa, deren Farben manchmal sehr prachtvoll sind. Ist nun auf diese Weise der Grund und der innere Theil des Stückes Zeug gefärbt, so bleibt jetzt noch der Rand oder die Bordüre zu verzieren, welche 2—2½ Fuß breit ist, und für die die Künstlerin ihre ganze Einbildungskraft aufbietet; ist z. B. die Mitte des Stückes roth verziert, so wählt man zur Verzierung des Randes die schwarze Farbe und zwar auf folgende Weise: die Arbeiterin nimmt diesmal ein Stück von einem Pisangblatte, schneidet in demselben irgend eine beliebige Zeichnung aus, deren Linien etwa einen Zoll breit sind; das auf diese Weise ausgeschnittene Blatt bildet nun eine Art Patrone oder Schablone, welche auf das Zeug gelegt wird, wo man sie mit dem Zeigefinger und Daumen der linken Hand festhält, während die rechte Hand einen kleinen mit Farbe getränkten Tupfballen oder Bausch führt und damit über den Einschnitt hin und her reibt, so daß jene eingeschnittene Zeichnung sich deutlich in schwarzer oder sonst beliebiger Farbe auf dem Stoffe abdruckt. Die Finger der Arbeiterin sind sehr behende, allein dennoch ist diese Verzierung ein sehr mühsames Werk, das eben so viel Geschmack als Geduld und Uebung erfordert.

Während die Frauen sich dieser Beschäftigung hingeben, legen sich die Männer leider auf die Verfertigung von Waffen und lassen sich bisweilen einfallen, von denselben Gebrauch zu machen. Woher mag es kommen, daß diese sanften, friedlichen Menschen, die im Ueberflusse leben und das Vergnügen und die Arbeit lieben, auch im Stande sind, mit Anderen Krieg zu führen? Dies scheint in der That sonderbar; es ist gegen die Natur des Menschen, einen Zerstörungskampf zu führen, und die Bewohner der Freundschafts-Inseln werden hierzu weniger veranlaßt, als irgend ein anderes Volk. Es scheint also die Annahme berechtigt, daß die schlimme Nachbarschaft der Fidschi-Insulaner den Charakter dieses friedlichen

Volkes verdorben habe. Eine sehr ungeeignete Bewunderung für die Kriegsthaten jener Menschenfresser, bei denen der Krieg sich wenigstens durch seinen abscheulichen Zweck erklären läßt, mag dem Geiste der Bewohner des Tonga-Archipels eine falsche Richtung gegeben und auch bei ihnen den Durst nach einem traurigen Ruhm hervorgerufen haben.

Leider sind zu den früheren Beweggründen, welche sie zum Kriege veranlaßten, noch neue hinzugetreten, welche aus religiösem Sektengeiste entsprangen. Ein Usurpator hat den Einfall gehabt, sich von den Methodisten zum Christenthum bekehren zu lassen; die Missionäre sahen in seinem Ehrgeize ein Mittel, ihren Glauben unter diesem Volke weiter auszubreiten, unterstützten Jenen durch ihren Einfluß und trieben ihn zur Eroberung des ganzen Archipels. Hierdurch ist diese friedliche Völkerschaft jetzt in zwei feindliche Lager getheilt: in die christliche und in die heidnische Partei. Der Zweck des Krieges ist, die heidnische Partei der Herrschaft des Despoten zu unterwerfen, welcher den christlichen Theil des Volkes schon beherrscht und sich den Satzungen der Missionäre unterwirft. Die Gesetzgebung der methodistischen Missionäre hat sich darauf beschränkt, vorzuschreiben, daß der Parehu über die Schultern heraufgezogen werde, und das Tabakrauchen zu verbieten. Diese Satzung hat allerdings nichts Grausames oder Gewaltthätiges an sich, allein die Bewohner der Freundschafts-Inseln lieben den Tabak leidenschaftlich, bauen selbst eine treffliche Sorte von Tabak an und sehen in dem Verbote, das ihnen den Genuß desselben verwehrt, eine äußerst drückende Maßregel. Der Commodore Wilkes, jener amerikanische Seefahrer und Reisende, von dem wir schon in einem früheren Kapitel gesprochen haben, landete vor ungefähr 10 Jahren auf den Tonga-Inseln und wurde von den Missionären gebeten, die Durchsetzung ihrer Lehren durch die Mithilfe und Unterstützung sei-

ner Matrosen zu fördern. Allein der Commodore fand, daß das gute Recht auf Seiten jener armen Heiden war, und verweigerte seine Einmischung oder bot vielmehr seine Vermittlung an, um den Streit zu schlichten, was jedoch nicht im Sinne jener frommen Missionäre lag. Einige Zeit nach dem Besuche des Commodore Wilkes legte ein englisches Kriegsschiff unter dem Befehl des Kapitän Croker auf den Tonga-Inseln an; dieser war weniger vorsichtig, als der Amerikaner, ergriff Partei für die Methodisten und zog gegen die armen Heiden zu Felde, büßte aber in diesem Kampfe mit einem großen Theil seiner Mannschaft das Leben ein. Beinahe um dieselbe Zeit hielten sich andere Offiziere von der britischen Flotte auf den Fidschi-Inseln auf und waren hier Zeugen von Auftritten des gräßlichsten Kannibalismus, ließen sich aber durch das Prinzip der Nichtintervention veranlassen, diesen Gräueln nicht Einhalt zu thun.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Aus dem Verlage von Eduard Trewendt in Breslau.

Der Waldläufer.

Erzählungen aus dem amerikanischen Volksleben von **Gabriel Ferry.**

Für die Jugend bearbeitet von **Julius Hoffmann.**

Mit 12 von Koska gezeichneten und sauber in Farbendruck ausgeführten Kupfern.

Fünfte Auflage. 8. Zwei Theile in einem Band. Geschmackvoll in Halbleinwand gebunden. Preis 2 Thlr. 7½ Sgr.

Wie sehr unter den zahllosen Jugendschriften, von welchen viele recht ausgezeichnet in neuerer Zeit an's Licht getreten sind, die man ohne Bedenken in die Hand des Knaben legen kann, dieses vortreffliche, schön ausgestattete Buch in die jugendliche Leserwelt Eingang gewonnen hat, davon sind die vier vergriffenen Auflagen ein erfreulicher Beweis, und Allen, die sich nach edler Geistesnahrung für die Jugend umsehen, wird diese fünfte Auflage sehr willkommen sein. — Die wunderbaren Erlebnisse eines durch die Treulosigkeit des nächsten Verwandten seiner Mutter, seiner Heimath und seiner Güter beraubten jungen spanischen Grafen, den wir inmitten der Wälder Mexico's als den Pflegesohn eines Gambusino wieder finden, bilden den leitenden Faden, welcher durch das Ganze hindurchgeht. Ungemein fesselnd schildert Ferry — und er steht hierin Cooper und Sealsfield gleich — und nach ihm Hoffmann die weiten Ebenen der Sonora, das Leben der weißen und indianischen Jäger und Krieger in denselben, wie in den Wäldern dieses Theiles von Nord-Amerika. Die Kämpfe mit den kriegerischen Stämmen der Apachen, Comanchen, die auf flüchtigen Rennern die Ebene durchstreifen, die Jagdscenen, die Gefahren, welche Gold suchende Abenteurer zu erdulden haben, und das furchtbare Ende Einzelner derselben, welche von den von Goldgier geblendeten Gefährten hinterlistig in Abgründe gestürzt oder ihrer Reichthümer beraubt dem Elende und der Wuth der Rothhäute preisgegeben werden, sind lebendig und ergreifend geschildert. Gottes Hand, die den Frevler da zu finden weiß, wo er sicher vor jeder Verfolgung zu sein wähnt, erscheint drohend und strafend in dem Schicksal des Mörders Mediana und seines verrätherischen Genossen Cuchillo. Daß die Habgier eine Wurzel alles Uebels ist, lehren die furchtbaren Scenen im Goldthale. Mit richtigem Takte hat Hoffmann einzelne Längen und Knaben weniger ansprechende Darstellungen verkürzt oder umgestaltet. Wir können das Buch unserer frischen, fröhlichen Jugend angelegentlich empfehlen.

Europäische Bilder und Skizzen.

Zur Belehrung für die reifere Jugend bearbeitet

von

Julius Hoffmann.

8. Mit 6 Kupfern in Farbendruck nach Originalzeichnungen von **Th. Hosemann.** Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.

Inhalt: Englische Skizzen. — Bilder aus dem holländischen Leben. — Erinnerungen aus einem Aufenthalte in Bornholm. — Skizzen aus Corsica. — Ein Tag in Gibraltar. — Bilder aus den Pyrenäen. — Europäische Luftschifffahrten. — Schweizer Winterfahrten. — Schilderungen aus dem nördlichen Eismeere. — Norwegische Bilder.

Dieses Buch soll den Blick der reiferen Jugend hinwenden auf die Länder und Meere unseres Erdtheils und ihre Freude erwecken an den Naturschönheiten, den Einrichtungen, den Sitten und Gebräuchen derselben, der Denkungsweise ihrer Bewohner und den großen Thaten Einzelner. Es ist ein schöner Nachlaß des der Jugend leider zu früh verstorbenen Verfassers, dessen Andenken fortlebt und segensreich fortwirkt in seinen Geist und Gemüth belebenden und bildenden Schriften.

